P.o.germ.
1979
7 (3.

L. o. 3e4522
1979 H3 Ravensb

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

21276.

Welt und Wahrheit.

Acht und Zwanzigster

Welt und Wahrheit.

Roman

von

Mathilde Raven, geb. **Beckmann.**

(Verf. des Romans: „Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.")

Bayerische Staatsbibliothek München

Dritter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Düsseldorf.

Druck und Verlag von Wilhelm Kaulen.

1851.

Licht und Schatten.

von

Wilhelmine Heinen, geb. Heckmann.

(Verf. des Romans: „Eine Familie aus der ersten Gesellschaft.“)

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

Hallberg.

Druck und Verlag von Wilhelm Hauben.

1881.

Welt und Wahrheit.

Von

Mathilde Raven, geb. Beckmann.

Dritter Band.

Bibliothek
der
Technischen Hochschule
Wien

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Der plötzlichste Glückswechsel vom Guten zum Schlimmen mag kaum so erschütternd wirken, so große Revolutionen in der Seele hervorbringen, wie der Besuch in Haselbusch bei Emma verursachte. Die Gewißheit, mißfallen zu haben, denen mißfallen zu haben, nach deren Liebe und Bewunderung sie Jahre lang gestrebt hatte, diese Gewißheit schmerzte sie aufs Tiefste, denn der innerste eigentlichste Nerv ihres Lebens war dadurch verletzt. Die geheime Triebfeder zu Allem, was Emma that und unterließ, war der Wunsch, zu gefallen. So wie sie ihr Haar künstlich kräuselte, weil es von Natur schlicht war und weil Locken ihr Gesicht hübscher machten, wie sie sich geschminkt haben würde, wenn ihre natürliche Farbe nicht lebhaft genug gewesen wäre, so schmückte sie sich auch mit dem Scheine von Eigenschaften aus, die sie in der Wirklichkeit nicht besaß, wenn diejenigen Menschen, denen sie gefallen wollte, gerade diese Eigenschaften liebenswürdig fanden. Sie war weit entfernt, sich diese geistigen Toilettenkünste als Verstellung, Heuchelei, Lüge anzurechnen; sie gab sich fast noch mehr Mühe, sich selbst, als Andern

zu gefallen, und wußte sich selbst eben so gut zu täuschen, wie Andere. Früher, als sie noch mit der Mama in so schlechtem Einvernehmen stand, daß sich häufig Zank zwischen ihnen erhob, und Emma Vorwürfe und bittere Wahrheiten hören mußte, regte sich zuweilen etwas wie Gewissensvorwurf, wie Zweifel an ihrer vollkommenen Liebenswürdigkeit in ihr. Aber seit selbst die Räthin ganz und gar zufrieden mit ihr war, sie lobte und bewunderte, seitdem hatte sich dieser Zweifel gar nicht mehr geregt, genoß sie die Seelenruhe eines reinen Bewußtseins. Alles was sie that erschien ihr selbst im vortheilhaftesten Lichte. Daß sie die Gesellschaften der haute volée mitmachte, geschah aus geschwisterlicher Liebe zu Julius, aus kindlichem Gehorsam gegen ihre Mama; daß sie der Gräfin schmeichelte, mit Norden und einem Dutzend anderer Herren kokettirte, gegen Frau von Hallwig intriguirte, war feine Lebensart, geistreiche, gewandte Klugheit, gefälliges Beitragen zur allgemeinen Unterhaltung; ihrem Verfahren gegen Horst und Malwine lag Gutmüthigkeit, Mitleid, Freundschaft zum Grunde, und ihr Benehmen endlich gegen Ernst und die Familie Wild war ganz musterhaft, liebevoll, aufopfernd, voll freundlichen Eingehens in die Ideen und Ansichten derselben, voll Nachgiebigkeit gegen deren Eigenheiten, kurz, ganz und gar liebenswürdig. In diesem Bewußtsein fühlte sie sich stolz und glücklich, war sie vollkommen befriedigt und sicher.

Der erste Stoß erschütterte diese glückliche Sicherheit am Mittwoch, als Ernst endeckte, daß seine Braut

ihn seit langer Zeit hintergangen habe, und ihr harte Worte sagte. Aber die unerwartete schonende Milde des jungen Mannes bei seinem nächsten Besuche, die Eile, die er zeigte, sie zu heirathen, und das großmüthige Anerbieten seiner Eltern befestigten bei Emma diese Sicherheit vollkommen wieder, ja verstärkten sie sogar noch mehr. Sie ging deshalb in der stolzesten Ruhe nach Haselbusch. Welch einen gewaltigen Eindruck mußte es nun auf sie machen, als sie mit einem Male inne wurde, daß die Eltern ihres Verlobten, diejenigen Menschen, deren Urtheil ihr bis jetzt noch am wichtigsten war, denen zu gefallen sie sich am meisten bemüht hatte, durchaus nicht die hohe Meinung von ihr hegten, wie sie gewähnt hatte; daß sie nicht mit Hochachtung und Bewunderung zu ihr hinauf, sondern im Gegentheile sehr tief auf sie herab sahen! So mag Jemandem zu Muthe sein, der gewähnt hat, einen unschätzbaren Brillanten zu besitzen, und der sich plötzlich überzeugt, daß er nichts besitzt, als geschliffenes Glas. — Sich so bitter tadeln lassen zu müssen, für eigensinnig, unvernünftig, eitel, undankbar erklärt, bespöttelt, lächerlich gemacht zu werden, sie, — und in Mariens Gegenwart, in Ernst's Gegenwart, ja, von ihm selbst — das war zu viel, zu viel!

Ihr Stolz gab ihr die Kraft, so lange sie in Haselbusch und bei Ernst war, sich zu beherrschen, und hinter der Miene des Trotzes zu verbergen, was sie empfand; ihr Stolz war es ebenfalls, der es ihr unmöglich machte, die Scenen dieses Tages der Mama mitzutheilen. Schon bei dem Gedanken an all' die

Demüthigungen, die sie erfahren hatte, brannten ihre Wangen wie Feuer; um keinen Preis hätte sie den Tadel, die Verweise, die Ermahnungen ihrer Schwiegereltern wiederholt. Sie stand der Mama gar nicht Rede, unter dem Vorwande, daß es die höchste Zeit sei, sich für die Gesellschaft, die sie besuchen wollten, anzukleiden, und eilte nach einigen gleichgültigen Worten hastig auf ihr Zimmer. Ihre Hände zitterten während des Ankleidens, ihr Herz schlug hörbar; sie hatte ein Gefühl, als müsse sie eilen, um einer drohenden Gefahr zu entrinnen.

Erst als sie in die hellen, menschengefüllten Gesellschaftszimmer der Frau von Dossenbach trat, athmete sie tief auf, wie ein Verfolgter, wenn er in schnellem Lauf das schützende Asyl erreicht hat. Es war ihr, als müßten hier die quälenden Gedanken, die sie, trotz aller angewandten Mühe, nicht hatte verscheuchen können, doch endlich verdrängt werden von andern, fremden, angenehmern Eindrücken.

Unbeschreiblich wohlthuend war ihr der artige, freundliche Empfang, den sie bei ihren vornehmen Bekannten fand; ihr Auge haschte nach jeder beifälligen Miene, ihr Ohr nach jedem artigen, schmeichelnden Worte, als hinge ihre Existenz davon ab. Fast dankbar blickte sie zu Norden auf, als er sie anredete und sich neben sie setzte. Sie bot alle Hülfsmittel auf, um den Beifall der Gesellschaft zu erringen; nie war ihr Lächeln so bezaubernd, ihr Plaudern so anmuthig, so geistreich gewesen, nie hatte sie mit so hin-

reißendem Ausdrucke, mit so ausdauernder Kraft gesungen, wie heute.

Mit dem größten Behagen sog sie den Beifall ein, den sie erntete. Ihre Brust hob sich, wie von einer schweren Last befreit; es kam ihr vor als wäre das Vorgefallene ein schwerer Traum gewesen, einer jener Träume, an die man nach dem Erwachen nur mit Schaudern zurückdenkt. Ach! wie angenehm war das Erwachen! wie süß war es, gefeiert, bewundert, gelobt und verehrt zu werden! — —

Von Stunde zu Stunde hob sich Emma's gesunkener Muth wieder; als sie die Gesellschaft verließ und sich zur Ruhe legte, konnte sie schon wieder an die Gespräche des vergangenen Nachmittags denken, ohne das unerträgliche Gefühl der Beschämung; sie empfand jetzt nur Groll und bittern Verdruß über die kränkende Behandlung, die sie erfahren hatte, sie, die gefeierte Schönheit der ersten Cirkel, der Liebling der Gräfin Hellstern, die Angebetete des bedeutendsten Mannes in der Gesellschaft, des Neffen eines Ministers! Sie fand es empörend, daß Ernst es geduldet hatte, daß man seine Geliebte, das Mädchen, das ihm Alles opferte, die brillantesten Aussichten, die glänzendste Stellung, so niederträchtig behandelte.

War das der Lohn für ihre Liebe und Treue? Hatte sie das um ihn verdient, um ihn, den sie täglich gegen die Angriffe ihrer Mama vertheidigen mußte, um dessentwillen sie schon so viel gelitten hatte?! O, wie eigensinnig, wie egoistisch war er! Was verlangte er nicht Alles von ihr! Sie sollte aus Gefälligkeit gegen

ihn Allem entsagen, was ihr Freude machte, sollte sich von aller Welt, von allen Vergnügungen abschließen, sollte mit ihm aufs Dorf ziehen, unter Bauern leben, wie eine Magd arbeiten. Und er, er wollte nichts für sie thun, nichts für sie aufopfern. Ihre Bitte, sich zu der Predigerstelle in der Stadt zu melden, mit welcher Härte, mit welcher Brutalität hatte er sie ihr abgeschlagen! Wenn er schon jetzt, als Bräutigam, so war, was hatte sie dann in der Ehe zu erwarten! — — Nein, sie wollte sich nicht tyrannisiren lassen, nicht seinem Eigensinn nachgeben; wenn sie ihr ganzes Leben ihm widmen sollte, so wollte sie auch eine Stimme haben, über ihre Zukunft zu entscheiden. Nach Neuburg wollte sie nicht, um keinen Preis, auf keinen Fall! Lieber wollte sie — — ja, lieber wollte sie — ihn gar nicht heirathen!

Sie hielt inne; der Gedanke erschreckte sie. Die Gestalt ihres Verlobten trat vor ihre Seele und neben ihn stellten sich alle seine Nebenbuhler, Horst und Norden zu allernächst. Aber welche schlechte Figur machten Alle neben ihm! Norden freilich — — Ernst war schöner, liebenswürdiger, talentvoller — — aber Norden war adelich, war der Neffe des Ministers, Vorzüge, welche die Wagschale zu seinen Gunsten bedeutend sinken machten, aber — — — —, er war gewaltig adelstolz, eine Bürgerliche zu heirathen — — — es war sehr, sehr zweifelhaft. — — Nein, wenn Ernst nur nicht wieder versuchte, einen so hohen Ton anzunehmen, wenn er einlenkte und wieder würde, wie er vor dem unglückseligen Mitwochabend gewesen war,

wenn er seine Grille, den Dorfschulmeister in Neuburg zu spielen, aufgeben wollte, — und das würde er müssen —, so war er ihr noch immer der Liebste von Allen, die sie kannte. Aber Scenen, wie am heutigen Nachmittage, durften nicht wieder vorkommen.

Leider kamen aber solche Scenen von jetzt an nur zu häufig wieder vor. Er blieb seinem Entschlusse treu, trotz des gewaltigen Stoßes, den seine Liebe und Achtung gegen Emma erhalten hatte, seine Pflicht gegen sie zu erfüllen, ihr sein Wort und seine Treue zu halten. Er hielt es aber ebenfalls für seine Pflicht, frei und offen, obgleich mit liebevoller herzlicher Schonung, über ihre Handlungsweise und ihre Ansichten mit ihr zu sprechen, und ihr seine Mißbilligung derselben nicht zu verhehlen.

Aber das war es gerade, was bei Emma das Uebel ärger machte. Es gab nichts auf der Welt, was ihr so unerträglich war, als Tadel, begründeter Tadel. Es nützte ihm gar nichts, daß er so schonend und zart, wie nur immer möglich, seinen Warnungen und seinem Tadel Worte gab, daß er sorgsam vermied, ihre Eigenliebe mehr als nöthig war, zu verletzen; gerade diese Schonung verletzte ihren Stolz am empfindlichsten; gegen Härte und Strenge hätte sie doch noch das Recht gehabt, sich aufzulehnen, sich zu beklagen. Schon seine Gegenwart, sein Blick war ihr drückend; sie fühlte sich unsicher bei ihm, sie fühlte, daß der schimmernde Schleier, in den sie vor sich und vor Andern sich hüllte, ihn nicht mehr blendete, daß sie von ihm durchschaut wurde. Er war ihr zweites,

klareres Gewissen. Sie befand sich von Tag zu Tag unbehaglicher in seiner Nähe; sein beobachtendes Auge, seine ernste, trübe Miene quälte sie; wenn er fortging, athmete sie tief auf. Mit einer Art von Begierde eilte sie in die Gesellschaften, wo sie sicher war, ihn nicht zu finden, wo sie umschwärmt wurde von bewundernden Verehrern, wo man sie liebenswürdig fand und ihr dies sagte. Dort fand sie Trost, dort war sie in ihrem Elemente.

Vorzüglich war es Norden, der ihr die Gesellschaften jetzt so äußerst angenehm machte, denn er spielte eifriger als jemals ihren Verehrer. Ihr Benehmen gegen ihn, viel weicher, hingebender als sonst, fast zärtlich, gefiel ihm außerordentlich, weil er den Schluß daraus zog, daß er ihre Gleichgültigkeit besiegt und wirklich ihr Herz erobert habe. Sie war vom Anfange ihrer Bekanntschaft an bis jetzt immer so vollkommen Herrin ihrer selbst geblieben, hatte ihm den Sieg so unendlich schwer gemacht, daß er, trotz seines übergroßen Selbstvertrauens, doch schon einige Male fast die Hoffnung aufgegeben hatte. Nach seinem Zusammentreffen mit Wild schien ihm die Partie (der Ausdruck wird ja wohl erlaubt sein, da es sich hier wirklich um ein Spiel handelt) noch viel schlechter zu stehen, ja er gab sie eigentlich schon verloren. Der „steinerne Gast" mit dem stolzen, bleichen Gesichte, den dunkeln, sprühenden Augen, hatte selbst ihm imponirt, und er begriff jetzt, wie Emma seiner adelichen, moquanten, impertinenten Unwiderstehlichkeit gegenüber ihre Ruhe hatte behaupten können. Um so schmeichel-

hafter wurde er daher überrascht, als er bei ihrem ersten Wiedersehen nach jenem verhängnißvollen Zusammentreffen der drei Liebhaber in Rosens Hause, in Emma's Benehmen eine bedeutende Veränderung zu seinen Gunsten bemerkte. Seine befriedigte Eitelkeit machte ihn empfänglicher, als jemals, für ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit, und veranlaßte ihn, sie mit Artigkeiten zu überhäufen und auf alle Weise auszuzeichnen.

Diese Auszeichnung von Nordens Seite wäre allein schon hinreichend gewesen, Emma's wankenden Glauben an sich selbst wieder zu befestigen; nun kam aber noch hinzu, daß es ihr ebenfalls sehr bald gelang, den Zorn des Herrn Eberhard Horst wieder zu besänftigen und diesen, etwas stätisch gewordenen Liebhaber von Neuem an ihren Triumphwagen zu fesseln. Sie hatte die erste Gelegenheit, wo sie ihn bei Malwine traf, wahrgenommen, um ihn davon zu überzeugen, daß er großes Unrecht habe, ihr böse zu sein.

Zuerst war Herr Eberhard sehr kalt, und setzte allen ihren Versuchen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, eine unerschütterliche Gravität entgegen. Als sie aber einige Mal schmerzlich, aber ganz leise, geseufzt, Pausen gemacht, die Augen zur Erde gesenkt und dann mit feuchtem Blick wieder erhoben hatte, und endlich, die Hand aufs Herz legend, Malwine um ein Glas Wasser bat, schmolz die Eisrinde von Eberhards Herzen ein wenig, und er fragte, jedoch immer noch ziemlich kühl: fehlt Ihnen etwas, Fräulein Emma? Sie sehen so blaß aus!

Emma war heute sehr zu Thränen geneigt, weil sie am Nachmittage wieder ein ernstes Gespräch mit ihrem Verlobten gehabt hatte, in welchem er sie bat, ihrer Mama zu erklären, daß sie mit ihm einverstanden sei, in Neuburg zu bleiben. In dem Befinden des Superintendenten, auf dessen Tod sie hoffte, war unvermuthet Besserung eingetreten, sie hatte deshalb gar keine Ausflucht finden können, und also sagen müssen: „Ja, ich will mit Mama sprechen.“ Sie hatte sich sehr geärgert, und sie verstellte sich deshalb nicht, als sie mit hervorbrechenden Thränen auf die Frage Horst's entgegnete: Mir fehlt nichts, ich habe — — ich habe nur Verdruß gehabt.

Eine von Herrn Eberhard's hervorstechenden Eigenschaften war Neugierde; er fragte lebhaft: Mit wem denn? Worüber denn?

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie mit abgewandtem Gesichte: Mit Wild! Er quält mich so, er ist so eifersüchtig — —

Auf Norden, nicht wahr? fiel er ihr schadenfroh ins Wort. Er gönnte ihr die Qual von Herzen.

Ich würde gar nicht davon sprechen, fuhr sie mit bebender Stimme fort, wenn Sie nicht selbst Zeuge gewesen wären am Mittwoch — — —. Ich zitterte und bebte, als ich Herrn von Norden kommen hörte, ich wußte im Voraus, welche Scenen ich zu erdulden haben würde. Ich weiß gar nicht mehr, was ich an dem Nachmittage gesprochen oder gethan habe, ich war wie im Fieber. Haben Sie wohl bemerkt, er hat nicht ein einziges Wort mehr gesprochen, seit

Norden ins Zimmer getreten war? Und eine so grundlose Eifersucht! Wie sollte ich nur dazu kommen, mich in Norden zu verlieben? Seine Persönlichkeit ist doch wahrlich gar nicht liebenswürdig und was seine Verhältnisse betrifft, — — — — er ist nichts, als unbesoldeter Assessor, und hat nicht das Geringste im Vermögen. Ich müßte ja entsetzlich einfältig sein.

Diese letzte Bemerkung überzeugte den jungen Patrizier vollkommen; daß Norden kein Geld hatte, war der beste Beweis für Emma's Schuldlosigkeit.

Es ist merkwürdig, sagte er, daß Wild gerade auf diesen Norden so sehr eifersüchtig ist!

Emma verstand ihn, sie wandte sich rasch zu ihm und rief, wie selbstvergessen: Ja, das finde ich auch! Gerade auf denjenigen, der ihm am wenigsten gefährlich ist.

Ein wohlgefälliges Lächeln verbreitete sich über Horst's behagliche Züge; sein Friede mit Emma war geschlossen, und er war verliebter als früher, und sie fester, als jemals überzeugt, daß es sehr Unrecht von Ernst sei, irgend etwas Tadelnswerthes an ihr zu finden.

Ich kann nicht begreifen, sagte sie zu ihrem Verlobten, wie Du behaupten magst, daß Du mich liebst! Keiner von allen Herren in meiner Bekanntschaft ist so unartig gegen mich, wie Du, sagt mir so unangenehme, bittere, verletzende Sachen, wie Du!

Wenn ich Dich nicht liebte, Emma, entgegnete er, würde ich Dir auch vielleicht Complimente, statt Wahrheiten sagen.

Schöne Manier, seine Liebe zu beweisen! rief sie heftig. Was würdest Du sagen, wenn ich Deinem Beispiele folgen wollte, wenn ich Dir täglich mit solchen Artigkeiten käme, wie Du sie mir sagst?

Vollkommene Offenheit von Deiner Seite würde mir sehr erwünscht sein, sagte er ruhig. Ich bitte Dich alles Ernstes, es mir zu sagen, wenn Du etwas Tadelnswerthes an mir findest.

Sie verstummte; das war ja eben ihr bitterster Verdruß, daß sie ihm nichts vorwerfen konnte, daß sie seine moralische Ueberlegenheit anerkennen mußte. Es wäre die größte Wonne für sie gewesen, wenn sie ihn nur einmal hätte demüthigen können, nur einmal ihm hätte sagen können: „Du siehst den Splitter in Deines Nächsten Auge, den Balken in Deinem eigenen siehst Du nicht.“ Aber leider gab er ihr keine Veranlassung dazu. Sie konnte nichts thun, um sich etwas Erleichterung zu verschaffen, als ihn so viel wie möglich zu ärgern. Seine Seele lag so offen vor ihr, sie war mit seinen Neigungen, Liebhabereien und Anthipathieen so genau bekannt, daß es ihr nicht schwer werden konnte, die Stellen aufzufinden, wo er am empfindlichsten und am verletzbarsten war. Sichtbar und in Sachen von Wichtigkeit that sie ihm nichts zu Leide, sie gab ihm keine Ursache, sich ernstlich zu beklagen, aber sie quälte ihn mit Nadelstichen ohne Aufhören. Und wenn es ihr gelungen war, ihm auf diese Weise seine Heiterkeit zu rauben und ihn übler Laune zu machen, so rief ihre duldende Miene und ihr feuchtes Auge alle Anwesenden zu

Zeugen: Seht, was ich erdulden muß, wie ich tyrannisirt werde!

Es gehörte ein so strenges Rechtsgefühl dazu, wie Wild es besaß, um hier nicht wankend zu werden in seinem Entschlusse. Von Tag zu Tag sank der Nimbus mehr, der ihm Emma's wahre Gestalt verhüllt hatte; es gab Augenblicke, wo sie ihm beinahe verächtlich war. Vielleicht würde auch seine Treue gewankt haben, wenn nicht zwei gewichtige Umstände sie unterstützt hätten, Umstände, welche bei einem gewöhnlichen Liebhaber wahrscheinlich das gerade Gegentheil bewirkt hätten.

Der erste dieser Umstände war das Betragen der Räthin, die jetzt, nachdem eine solche Veränderung in dem Verhältnisse des Brautpaars eingetreten war, gar nicht mehr ihre Abneigung gegen Wild verbarg. Sie hetzte fortwährend ihre Tochter auf, gab ihr immer Recht, bestärkte sie in ihrem Trotz und ihren Launen, und verzog und verhätschelte sie auf alle Weise.

Ich kann sie nicht in den Händen dieser Frau lassen, dachte der junge Mann, sie würde ganz und gar verdorben werden.

Dies antwortete er auch seinen Eltern, wenn sie ihm den Rath gaben, dies qualvolle Verhältniß abzubrechen.

Ich kann es nicht verantworten, sagte er; wenn ich sie verlasse, so geht sie zu Grunde.

Aber sie taugt nichts, entgegnete der Major eifrig, sie wird Dir Dein ganzes Leben verbittern.

Sie ist auf einem falschen Wege, sie ist jetzt nicht gut, ich gebe es zu, sagte er mit trüber, aber fester Entschlossenheit. Aber, Vater, wenn Du ein Kind hättest, das Deine Liebe schlecht lohnte, das auf dem Wege wäre, ein böser Mensch zu werden, würdest Du es verlassen, würdest Du es in den Händen schlechter Menschen lassen, wo es von Grund aus verdorben, unglücklich werden müßte? Würdest Du nicht Alles aufbieten, das verirrte Kind wieder auf die richtige Bahn zu leiten? Würdest Du nicht mehr dafür opfern, als für die andern Kinder, welche Dir niemals Kummer machen?

Ein Kind! rief die Mutter. Das ist auch etwas ganz Anderes!

Der Major und Ernst sahen sich beide nach ihr um; sie erröthete und sagte: Du hast doch Recht, Ernst! Wie würde es mir ergangen sein, fügte sie hinzu, indem sie ihrem Manne die Hand reichte, wenn Du gegen mich immer nur Gerechtigkeit und niemals Gnade geübt hättest!

Ja, Frau, und mir, rief der Major, wenn Du nicht Christi Wort befolgt hättest, das er dem Petrus erwiederte auf die Frage: „Wie oft soll ich meinem Bruder vergeben? Sieben Mal?“ „„Nicht sieben Mal, sondern siebenzig Mal sieben Mal.““ In der besten Ehe muß man gegenseitig Nachsicht üben, denn Fehler haben wir Alle. Und ich fürchte, liebe Frau, wir haben den Fehler, daß wir nicht einmal gerecht, viel weniger gnädig gegen Emma sind. Es ist nicht gut, wenn man Luftschlösser baut, wenn man sich ausmalt, wie es sein könnte, wenn dies nicht wäre und

das nicht wäre. Ich habe mich schon darauf ertappt, und Dich ebenfalls, daß wir ganz vergnügt werden, statt traurig, wie wir doch sollten, wenn wir über Emma's Untugenden sprechen.

Ernst erröthete und suchte hastig das Gespräch zu wenden; diese letzten Worte, die er recht gut verstand, hatten die heimliche Wunde seiner Seele berührt und zugleich den zweiten Umstand, der ihn an Emma fesselte, trotz seines gerechten Unmuths über ihr Betragen. Es erfüllte ihn mit Mißtrauen gegen sich selbst, gegen die Reinheit seines Willens und die Unparteilichkeit seines Urtheils über Emma, daß er sich auf den Gedanken ertappte: „Mit Marie würdest Du glücklicher sein; wenn Emma nicht wäre, so könnte Marie die Deinige werden. Er sagte sich: „Du hast Ursache, Emma viel zu verzeihen, denn Du begehst ebenfalls Unrecht an ihr; Dein Herz ist nicht so treu, wie es sein sollte". Und dann erinnerte er sich daran, welchen Schmerz er empfunden, welchen Einfluß es auf seine Stimmung geübt hatte, als er im vergangnen Sommer gewahr wurde, daß Emma's Liebe für ihn kälter geworden, daß ihr Herz nicht mehr, wie früher, ganz sein Eigenthum war. Mußte er nicht ihre Launen entschuldigen, wenn er dachte: „Sie fühlt, daß Du sie nicht mehr so liebst, wie früher?"

Emma fühlte es wirklich, und sie hätte ganz und gar ihren Charakter verleugnen müssen, wenn sie den Vortheil unbenutzt gelassen hätte, den ihres Verlobten Seelenstimmung ihr bot. Sie fand in seiner Neigung zu Marie die beste Schutzwaffe gegen seinen

unbequemen Tadel. Eine Anspielung auf Marie war das sicherste Mittel, ihn zu verletzen, es war nicht minder ein Mittel, ihn in Verwirrung zu setzen, ihn zum Verstummen zu bringen. Vergebens wiederholte er ihr ernst und offen: „Es ist besser für mich und Dich, wenn Du mich nicht an das erinnerst, was ich vergessen muß und will!“ Sie überhörte diese Warnung, that im Gegentheil Alles, was in ihrer Macht stand, die Vergangenheit wieder in ihm wach zu rufen. Sie bot alle ihre Schlauheit auf, ihn mit Marie zusammen zu bringen. Fast an jedem Sonntag und Donnerstag fand sie das klare Frostwetter sehr geeignet zu einem Spaziergange nach Haselbusch, wohin sie dann Ernst auch bestellte. Allein kam sie jedoch nie, Horst und Malwine, oder Julius oder die Mama mußten sie stets begleiten, denn das Alleinsein mit den Eltern ihres Verlobten war ihr eben so unbehaglich, wie das Alleinsein mit ihm. Befanden Ernst und Marie sich in derselben Gesellschaft, so war nichts leichter für Emma, als ein Gespräch einzuleiten, an welchem Beide Theil nahmen, und da verstand es sich fast von selbst, daß die Beiden, die von Jugend auf gemeinschaftlich gelebt, gemeinschaftlich gedacht hatten, im Austausch ihrer Gedanken lebhaft angeregt wurden, sich in den Gegenstand vertieften, und ihrer Umgebung weniger Aufmerksamkeit schenkten. Emma wurde dann immer stummer, schwieg zuletzt ganz, unterdrückte einen tiefen Seufzer, und sah auf Julius oder Horst mit einem schmerzlichen, resignirten Blicke, als wollte sie sagen: „Seht, wie er mich vernachläs-

sigt!“ Eine Regung von Eifersucht stimmte Julius mitleidig für seine Schwester, und machte ihn zu ihrem Bundesgenossen. Horst und Malwine waren beide sehr dabei interessirt, daß Wild und Marie sich liebten; sie wünschten, daß diese Beiden ein Liebespaar sein möchten; und weil sie das wünschten, so glaubten sie Alles, was Emma's Blicke und Seufzer glauben machen wollten. Seltsame Veränderung in wenigen Wochen! Noch vor Kurzem war es für Emma der unerträglichste Gedanke, daß sie eine Nebenbuhlerin in Marie finden könne, und jetzt bemühte sie sich selbst auf alle Weise, sie zur Nebenbuhlerin zu machen! Die katholische Religion rechnet unter die Sünden wider den heiligen Geist: „Im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit sündigen.“ Emma sündigte im Vertrauen auf die edle, rechtliche Gesinnung ihres Verlobten, im Vertrauen darauf, daß er lieber die bitterste Qual erdulden, als Unrecht an ihr begehen werde. Sie konnte ohne Gefahr in seiner und in Mariens Seele die verzehrendste Leidenschaft entflammen, sie hatte ja sein Wort. Aber er durfte nicht wagen, ihr Vorwürfe zu machen, den Eifersüchtigen zu spielen, von ihr zu verlangen, daß sie Allem entsage, um ihm in die Einöde zu folgen. Er hatte jetzt auch genug an sich selbst und an Marien zu beobachten, würde nicht mehr den unerträglichen Aufpasser spielen. Wenn ihr die Sache zu arg werden sollte, ließ sich ja leicht eine Aenderung treffen. —

Das Herz war ihr ganz leicht geworden, seit sie sich und ihre Anhänger glauben gemacht hatte, daß

Ernst sie vernachlässige über Marie. Sie konnte jetzt ohne alle Gewissensunruhe so viel mit Norden, Horst u. s. w. kokettiren, wie ihr gefiel; sie liebte ja keinen von allen ihren Verehrern und war ihrem Verlobten, der es gar nicht verdiente, vollkommen treu. Sie fühlte sich ihm jetzt wieder eben so sehr überlegen, wie vor seinem verhängnißvollen Zusammentreffen mit Norden. Es hätte ihr deshalb nichts Unangenehmeres begegnen können, als wenn es Ernst gelungen wäre, sein Gefühl für Marie ganz zu unterdrücken, wie es einige Male den Anschein hatte, wo er geflissentlich Haselbusch vermied.

Leider waren die Zeitumstände mit Emma im Bunde, ihn immer wieder zu Marie zurückzuführen, so oft er auch den Vorsatz faßte, sie ganz zu vermeiden, sie gar nicht mehr zu sehen. Die Noth unter den Landleuten hatte sich, seit der harte, anhaltende Frost eingetreten war, auf eine entsetzliche Art vergrößert, indem dieser allem Verdienst der armen, fast nur von Tagelohn lebenden Menschen ein Ende machte, und die Leiden der Kälte noch zu denen des Hungers fügte. Wohin Wild blickte, da sah er Elend, wohin er ging, da streckten sich ihm flehende Hände entgegen. Der Pastor von Neuburg hatte sich von jeher viel mehr um die Rechte, als um die Pflichten seiner Stellung bekümmert, ihm hatte von jeher der Wille gefehlt, die sichtbare Vorsehung der Armen und Unglücklichen in der Gemeinde zu sein, jetzt begann ihm auch noch die Kraft dazu zu mangeln, da er schon alt war und seit längerer Zeit

kränkelte. Der junge Wild war der Gemeinde wirklich, was zu sein die Pflicht des Pastors gewesen wäre. Wo er rathen, trösten, helfen konnte, that er es gewiß; die Leute waren schon gewohnt, sich in allem Kummer, in jeder Noth, voll Zutrauen an ihn zu wenden, aber er konnte nicht Allen, konnte nicht allein helfen, er mußte nach Beistand sich umsehen. Wohin sollte er da gehen? Zu Emma? — Sie war nicht hartherzig; wenn sie ihr Geld und ihre Zeit nicht für Putz und Gesellschaften gebraucht hätte, vielleicht auch, wenn die Gräfin oder Norden sie dazu aufgefordert hätten, würde sie gern etwas gegeben haben, um die Noth der Armen zu lindern. Aber so! — — Sie konnte ja nicht, sie hatte ja selbst nichts. In Haselbusch dagegen, seine Mutter — Marie ——! Marie wußte immer noch Rath, wenn er schon verzagen wollte. Hatte sie selbst nichts mehr zu geben, so eilte sie von Haus zu Haus bei ihren Bekannten, um zu bitten. Sie wußte Alles zu benutzen, was man ihr gab, und wenn es noch so unbrauchbar schien. Aus dem unscheinbarsten Lappen schaffte ihre geschickte Hand, ihr unermüdlicher Fleiß doch immer noch wieder ein wärmendes Kleidungsstück, aus dem geringsten Vorrath von Lebensmitteln doch immer noch wieder ein stärkendes Mahl.

Wenn ich Dir zusehe, Mariechen, sagte der Major, so begreife ich beinahe die wunderbare Brodvermehrung im Evangelium.

Wie wäre es möglich gewesen für Ernst, Marie zu vergessen, Marie nicht zu lieben!! Wohin er kam,

da sah er ihr segensreiches Wirken, da hörte er ihren Namen mit Dank und Freude aussprechen. Seine Eltern, seine Geschwister, seine Armen, Alles liebte sie! — Und wenn er sich aufraffte, sie vermied und zu Emma eilte, — — wie war es möglich, gerade bei Emma nicht an Marie zu denken? Emma's Launen, ihre Kälte, ihr übermüthiger Leichtsinn mußte ihm ja Mariens Bild vor die Seele rufen, diese liebe, herzliche, einfachedle Gestalt mit den Augen, aus denen die stille, nichts begehrende, unvergängliche Liebe zu dem Jugendfreunde hervorstrahlte. — Er gab sich Mühe, fest zu bleiben in seiner Pflicht; er warf sich Mangel an Liebe, an Nachsicht gegen Emma vor. Wenn ihn der Unmuth übermannte bei ihrem gedankenlosen Treiben, wenn ihn das Band, das sie vereinte, wie eine schwere Kette drückte, wenn seine Geduld zu reißen drohte, so suchte er sich zu ermuthigen durch die Worte der Bibel: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit. Sie erträgt Alles, sie duldet Alles. Die Liebe hört nimmer auf."

Aber selbst diese Mahnung, die seine Pflicht stärken sollte, stärkte nur seine Leidenschaft. War es denn nicht Marie, ihre Erscheinung, ihr Wirken, ihr Thun und Lassen, die bezeichnet wurde durch jedes dieser Worte? War Marie nicht die verkörperte Liebe,

überall, in jedem Verhältnisse, den Kindern, den Eltern, den Armen, und ihm gegenüber?! Marie suchte nicht das Ihre, ließ sich nicht erbittern, sie trachtete nicht nach Schaden, sie freute sich nicht der Ungerechtigkeit — — wie Emma! Marie trug Alles, glaubte Alles, hoffte Alles! Er hatte ihre Liebe verschmäht, sie verlassen wegen einer Andern, und dennoch, dennoch war ihr Herz unverändert, treu und liebevoll wie früher, wie immer, so weit seine Erinnerung reichte. —

Und Marie?! — Wer wird es ihr verdenken, daß ihre Augen bei den nur zu oft sich verrathenden Wünschen ihrer Pflegeeltern, bei der mühsam von ihm bekämpften und doch immer wieder hervorbrechenden Innigkeit ihres Jugendfreundes gegen sie, bei dem kalten, gleichgültigen Benehmen Emma's gegen ihren Verlobten, — wer wird sich wundern, daß Mariens Augen dabei von einer beseligenden Hoffnung leuchteten? Sie konnte ja nicht wünschen, und wäre sie auch ganz und gar frei von dem Egoismus der Liebe gewesen, daß Ernst und Emma vereinigt würden, denn sie war zu fest davon überzeugt, daß diese Vereinigung das Unglück von Ernst begründen müsse. Wer will es ihr verdenken, daß sie von Möglichkeiten träumte, wie Ernst frei werden und vielleicht — — aber nein, das Glück wäre zu groß, die Seligkeit würde ihr Herz nicht fassen können, sie wollte zufrieden sein, täglich Gott danken, wenn Ernst nur frei, nur nicht unglücklich für das ganze Leben würde. Um keinen Preis würde sie sich erlaubt

haben, auch nur mit einem Worte, einem Blicke zu Emma's Nachtheil bei Ernst zu wirken; aber traurig darüber zu sein, daß die Verlobten täglich gleichgültiger gegen einander wurden, das war ihr nicht möglich! —

2.

Es war am Abend des ersten Weihnachstages, etwa zwischen fünf und sechs Uhr, als der junge Wild aus einem Heuerhause trat, das ein wenig seitwärts von dem Wege lag, der von Neuburg nach der Stadt führt. Eine bejahrte Frau, die ihm die Thür geöffnet hatte, rief ihm einige, wie es schien, dankende Worte mit matter klagender Stimme nach.

Mit raschen Schritte setzte er seinen Weg nach der Stadt fort. Er wollte zu Rosens, wo heute das Christfest gefeiert wurde; seine Eltern und Marie waren auch eingeladen. Um halb sechs sollte beschert werden; die Zeit war längst vorüber, er hatte sich in dem Heuerhause so lange aufgehalten, deshalb eilte er jetzt so sehr. Seine Gedanken waren aber weit mehr von der Scene, welche er so eben verlassen hatte, in Anspruch genommen, als von derjenigen, welcher er entgegen ging; das Herz war ihm schwer, wenn er an all' die Noth dachte, die er nicht lindern konnte. Es machte einen fast peinlichen Eindruck auf ihn, als er in der Stadt an den hellerleuchteten Läden vorüber ging, in denen noch immer Weihnachtsgeschenke

eingekauft wurden; welch' trauriges, dunkles Weihnachtsfest wurde in diesem Jahre von tausend und tausend Familien gefeiert! —

Als er nur noch einige Schritte von Rosens Hause entfernt war, stand er still; es fiel ihm ein, daß er die Absicht gehabt hatte, für Emma ein Geschenk zu kaufen. Er wollte schon wieder umkehren und einen Laden aufsuchen, als er sich darauf besann, daß er alles Geld, welches er zu diesem Zwecke beigesteckt, der armen Frau gegeben hatte.

Emma muß den Willen für die That nehmen, sagte er vor sich hin. Und wenn sie erfährt, welches entsetzliche Elend das für sie bestimmte Geschenk gelindert hat, so wird sie es gewiß mit Freuden entbehren.

Er eilte rasch in das Haus und die Treppe hinauf. Eine Menge Mäntel, Hüte und Ueberschuhe auf dem Vorplatz verriethen ihm, daß Gesellschaft bei Rosens war; sonst hätte er es nicht vermuthet, weil nicht das geringste Geräusch von sprechenden oder lachenden Stimmen aus dem Zimmer hervordrang.

Die sind ja sehr stille drinnen, dachte er, während er sich seines Mantels entledigte. Die Gesellschaft scheint ziemlich langweilig zu sein.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet; das Dienstmädchen kam mit einem Theebrett voll leerer Tassen heraus. Wild konnte das ganze, hellerleuchte Zimmer übersehen. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß die, um einen großen Tisch versammelte Gesellschaft, — sie bestand aus Wild's, Horst's,

einigen alten Damen, entfernten Couſinen der Räthin, und der Roſenſchen Familie, — ganz die feierlich ängſtliche, langweilige Phyſiognomie hatte, die allen Familienfêten eigen zu ſein ſcheint. Geſprochen wurde nicht, höchſtens hie und da einige Worte mit dem Nachbar. Der Strickſtrumpf oder die Häkelarbeit der Damen wurde mit einer Haſt und einer Aufmerkſamkeit behandelt, als gälte es, ſich das tägliche Brod zu verdienen. Die Herren ſahen mit ſtummer Verzweiflung bald an die Decke, bald an den Fußboden, und auf den Geſichtern derſelben ſtand deutlich zu leſen: „Hätte ich doch nur wenigſtens meine Pfeife, oder eine Cigarre!“

Beim Eintritt des jungen Wild erhellten ſich die Geſichter ein wenig, als hätte man gehofft, daß er vielleicht den Bann der Langeweile auflöſen könne.

Emma rief ihm, mit merklichem Vorwurf im Tone, entgegen: Endlich! Wir warten ſchon ſeit einer Stunde auf Dich!

Sie hatten wohl vergeſſen, ſetzte die Räthin ſcharf hinzu, daß wir um halb ſechs den Chriſtbaum anzünden wollten?

Nein, vergeſſen hatte ich es nicht, ich bin auch früh genug von Neuburg weggegangen, entſchuldigte ſich der junge Mann, ich bin nur unterwegs aufgehalten.

Marie und die Majorin ſahen raſch mit beſorgtem Blicke zu ihm auf.

Dir iſt doch kein Unfall begegnet? fragte ſeine Mutter.

Emma lachte: Er steht ja gesund und wohl vor uns! Aber erzähle, fuhr sie fort, welches Abenteuer hat Dich so lange beschäftigt? Hast Du ein Gefecht mit Straßenräubern gehabt?

Eine trübe Wolke verbreitete sich über das Gesicht des jungen Mannes.

Als ich einige Schritte aus Neuburg heraus war, erzählte er, bemerkte ich eine ältliche Bauerfrau, die vor mir herging und bitterlich weinte. Auf meine theilnehmende Frage sagte sie, ihr jüngstes Kind sei krank, sie habe den Doctor aus Neuburg holen wollen, ihn aber nicht zu Hause getroffen. Ich erkundigte mich näher nach der Krankheit des Kindes. —

Die größern Kinder, sagte die Frau, haben sich gestern, als ich nicht zu Hause war, Kartoffelnschalen gekocht; davon hat das Kleinste auch gegessen, und ist ganz elend geworden.

Kartoffelnschalen? wiederholte ich verwundert und erschrocken. Wie kamen denn die Kinder zu einer so eckelhaften Speise?

Weil sie es vor Hunger nicht mehr aushalten konnten, entgegnete die Frau mit der bittern Ruhe der Verzweiflung.

Seid ihr denn so arm? fragte ich.

Sie antwortete nicht auf meine Frage, sondern sagte: Wenn es nur nicht so bitter kalt wäre! Im Sommer kann man das Hungern viel besser aushalten.

Ich folgte der Frau zu ihrer Wohnung; die Sterne gaben Licht genug, um mich bemerken zu lassen, daß die ärmliche Hütte rund herum gestützt war. Erlaßt mir die Beschreibung dessen, was ich im Innern der Wohnung fand. Ich habe schon viel Elend gesehen, aber dies übertraf Alles!

Ich gab der Armen Alles, was ich bei mir hatte und beruhigte die Frau wegen des jüngsten Kindes, das hauptsächlich durch Mangel an Nahrung so krank geworden war.

Gebt ihm etwas Warmes zu trinken, sagte ich ihr, und heute Abend nur wenig zu essen. — Geht jetzt nur ins Dorf und holt Euch Brod und Kaffee und was Ihr sonst nöthig habt. Morgen früh komme ich wieder und sehe nach. Und ein ander Mal, wenn Ihr wieder so in Noth kommt, so wartet nicht so lange, sprecht andere Leute um Hülfe an.

Ach, Herr, sagte die Frau, wenn es Einem so schlecht geht, so glaubt man gar nicht mehr, daß es noch gute Menschen giebt.

So müßt Ihr nicht sprechen, Frau, entgegnete ich. Als es Euch besser ging, als jetzt, habt Ihr gewiß manchem armen Menschen ein Stück Brod gegeben. Glaubt Ihr denn, daß Ihr allein ein gutes Herz habt? Wofür sind wir denn Christen, wenn wir einander nicht in der Noth beistehen wollten?

Das kummerstarre Auge der Frau glänzte für einen Augenblick ein wenig; der Gedanke schien ihr wohlzuthun. Sie hatte etwas so Rechtliches in ihrem

ganzen Wesen, daß sie gewiß nicht an Almosen gewöhnt war. Sie antwortete nach einer kleinen Pause: „Es hat ja Keiner 'was zu geben in diesem Jahre, Herr! Ja, wenn nicht Alles zusammen gekommen wäre, so ginge es uns jetzt nicht so. Wir haben uns noch immer ehrlich durchgeschlagen. Aber die vielen schlechten Jahre nach einander, der frühe, harte Winter! — Und nun ist noch das Leinen so wohlfeil; wenn ich den ganzen, langen Tag spinne, verdiene ich noch keinen Mariengroschen. Und dabei sechs Kinder und einen kranken Mann!" Sie wies bei diesen Worten nach dem Winkel, wo der Mann lag, der durch ein schmerzliches Stöhnen in ihre Klage einstimmte.

Ihr hättet Euch an Euern Colonen wenden sollen, sagte ich mitleidig.

Die Frau sah mir einige Augenblicke stumm ins Gesicht, wie verwundert, dann sagte sie: Der Colon ist ja schuld, daß wir so in Noth sind. Er hat uns die Kuh verkaufen lassen wegen der Heuer, und nun h ben wir keinen Tropfen Milch den ganzen Winter. Ja, Herr, fuhr sie mit einem bittern Lächeln fort, als sie mich eine Geberde der Entrüstung machen sah, Er weiß nicht, wie es mit uns geringen Leuten ist. Seh' er sich einmal in dem Kotten um: ist das eine Wohnung für Menschen? Kann man hier gesund bleiben? Wo man auch stehen mag, überall kann man die Sterne sehen. Und die Wände, handbreite Risse überall. — Und meint Er wohl, Herr, daß der Colon, wenn er seine Heuerleute zu Handdiensten

verlangt, es uns ansagen ließe? Nein, Gott bewahre! Er stellt sich mit einem Kuhhorn auf seinen Hof und bläst uns zusammen, wie eine Koppel Hunde.

Das ist ja abscheulich, unterbrachen mehrere Stimmen die Erzählung des jungen Mannes.

Er entgegnete nichts, sondern erzählte weiter: Man ließe sich Alles noch gefallen, fuhr die Frau fort, wenn er Einem nur etwas zu essen gäbe für die Arbeit. Aber nein, er sagt, er könne seine Kartoffeln besser gebrauchen, als uns damit zu füttern. Er läßt uns immer nur einen halben Tag arbeiten und schickt uns zur Essenszeit wieder nach Hause. Ja, Herr, wenn man keine Religion hätte, wenn man glauben wollte, was die Arbeiter hier auf der Fabrik sagen — — —! Es ist doch schrecklich, daß so 'n schlechter, harter Mann, wie der Colon, die Hülle und Fülle hat, und wir andern verhungern. Ist das Gerechtigkeit von Gott?

Mir wurde bei diesen bittern Worten recht klar, auf welche Weise die communistischen Ideen sich unter dem Volke verbreiten, und das Bücherconfisciren der Gewalthaber kam mir ganz kindisch vor. Ein Hungerjahr, wie dieses, untergräbt die Ruhe der Staaten viel mehr, als die destructive Literatur es in zehn, zwanzig Jahren zu thun vermag.

Ich stellte der armen Frau vor, daß sie heute, in diesem Augenblicke, wo Gott ihr geholfen hätte, nicht so sprechen dürfe.

Ja, Er hat Recht, Herr, sagte sie nach einer Pause.

Wenn Ihr erst eine warme Tasse Kaffee getrunken habt, fuhr ich fort, so wird es Euch schon anders zu Muthe werden. Macht nur, daß Ihr hinkommt nach dem Dorfe, um für Euch und die Kinder etwas für heute zu holen. Morgen komme ich wieder und bringe Euch so viel, daß Ihr für einige Wochen Euch helfen könnt. Bis dahin giebts vielleicht wieder Arbeit.

Aber mein Gott, fiel eine der ältern Damen ein, ich habe gar nicht gewußt, daß wir in unserer Gegend solche Noth hätten. Ich habe immer geglaubt, hier gäbe es keine Armuth.

Ja, bekräftigte eine Andere, ich habe immer gehört, unsere Bauern wären Alle reich.

Ein Fünftel unserer ländlichen Bevölkerung, die Colonen, sagte der Major, lebt im Wohlstande, vier Fünftel dagegen, die Heuerleute, haben gar nichts.

O, sollte es so arg sein? warf Horst ungläubig dazwischen.

Ist es denn immer so gewesen, fragte Malwine, oder haben diese letzten Jahre die große Armuth bewirkt? Was ist denn die Ursache dieses schrecklichen Zustandes.

Ich wette, fiel Emma mit spöttischem Lächeln ein, daß es wieder ganz allein die conservative Politik, das herrschende System ist. Nicht wahr, Ernst? Die Adelsherrschaft, die stehenden Heere, die Bureaukratie, die absolute Monarchie, die Willkür der Polizei haben die Heuerleute arm gemacht.

Die dunkeln Augenbraunen des jungen Mannes zogen sich zusammen, er entgegnete aber ganz ruhig:

Du hast Recht, Emma. Unsere Provinz hat einen unerschöpflichen Reichthum von Steinkohlen, und hunderttausende von Menschen müssen frieren; sie besitzt die reichsten Salzquellen, und die Armen essen ihre Kartoffeln ohne Salz; sie hat den fruchtbarsten Boden, aber die Hälfte desselben liegt noch unkultivirt und Hunderttausende hungern, weil — —

Hier unterbrach ihn Julius Rose, indem er ihm, überlegen lächelnd, auf die Schulter schlug.

Nun, mein lieber Schwager, sagte er, ich sehe zu meiner Freude, daß die socialen Ideen endlich Eingang bei Dir finden. Alles dieses habe ich Dir schon vor zwei Jahren gesagt, wenn Du Dich gütigst darauf besinnen willst.

Und damit ging er in's Nebenzimmer, um seiner Mutter beim Anzünden des Weihnachtsbaumes zu helfen.

Wild sah ihm ärgerlich nach, aber sein Gesicht erhellte sich, als er dem Blicke Mariens begegnete; sie sah ihn heiter lächelnd an, als wollte sie sagen: Du kennst ihn ja; laß ihn doch schwatzen!

Der Major füllte die Pause aus: Wenn ich ein Stück Ackerland sehe, das guten Boden hat, aber trotzdem nichts trägt als Unkraut und Wucherblumen, so sage ich: dies Grundstück wird schlecht bearbeitet und schlecht bestellt. Wenn ich ein fruchtbares, mit reichen Hülfsquellen gesegnetes Land sehe, dessen Einwohner Hunger leiden, so sage ich: dies Land wird schlecht regiert und nach schlechten Grundsätzen verwaltet.

Aber ist es denn anderswo in Deutschland besser, als hier? warf Horst ein.

Nein, entgegnete Ernst, wenigstens nicht bedeutend besser. Und so lange der Absolutismus herrscht, so lange die Fürsten das Land, an dessen Spitze sie stehen, wie ihr Eigenthum, wie eine Domaine behandeln und demgemäß regieren und verwalten, wird es in Deutschland mit der Armuth nicht besser, sondern immer schlechter werden.

Wie sollen sie es denn behandeln? fragte Emma schnippisch.

Wie das Eigenthum des Volkes, das sie gewissenhaft zum Besten des Volkes zu verwalten verpflichtet sind.

Gewissenhaft? wiederholte eine der alten Damen. Wenn man Sie hört, lieber Wild, so sollte man glauben, die Fürsten und Minister steckten alle Steuern in ihre eigene Tasche.

Ja wirklich, setzte Emma hinzu, man sollte glauben, es wäre hier die Rede von Rußland.

Und wenn unsere Regierenden auch nicht das Gerthgste veruntreuen, sagte Ernst ruhig, wenn ihre Rechnungen auch auf Heller und Pfennig stimmen, so macht das die Sache nicht anders. Mit aller ihrer Ehrlichkeit machen sie doch das Volk arm und unglücklich, weil ihr System nichts taugt. Sie denken nur: „Was bringt diese oder jene Maßregel unserer Kasse ein?" anstatt daß sie denken sollten: „Schadet oder nutzt diese Maßregel den Unterthanen?" Statt daß sie, wie es sein sollte, Handel und Wandel,

Industrie und Ackerbau auf alle mögliche Weise zu befördern suchen sollten, beschränken, tödten sie alle Betriebsamkeit, und damit allen Wohlstand, durch die unsinnigsten Abgaben und Belästigungen. Horst, Sie als Kaufmann müssen es wissen, wie hindernd Binnenzölle, Flußzölle, Steuern, Concessionen, Gewerbscheine, Wegegelder und dergleichen, für den Handel und Verkehr sind.

Ja, gewiß weiß ich das, gewiß! betheuerte Horst. Alle Tage hat man ja solche Plackereien.

Du raisonnirst auch immer über unsere Regierung, sagte Emma eifrig und machte ihrem Verlobten ein sehr unfreundliches Gesicht.

Ich sage nur die Wahrheit, entgegnete er ruhig. Um die falschen Prinzipien, nach denen unser Land verwaltet wird, zu charakterisiren, will ich nur eins erwähnen: die herrschaftlichen Kohlenbergwerke und Salinen stehen unter dem Finanzministerium, werden rein als Finanzquellen behandelt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Horst, wie wichtig die Kohlen für die Industrie sind; wie wichtig das Salz für den Ackerbau ist, weiß jeder gebildete Landwirth. Nun hält die Regierung, um eine recht große Einnahme zu bekommen, ihre Kohlen und ihr Salz in einem außerordentlich hohen Preise. Was ist die Folge davon? Daß wir uns in dieser Provinz, die alle möglichen Hülfsmittel für die Industrie bietet, vergebens nach Fabriken umsehen, weil keine Fabrik bei diesem Kohlenpreise bestehen kann; daß hier auf dem

fruchtbarsten Boden ein elender Ackerbau betrieben wird, weil der Landmann das Salz nicht bezahlen kann.

Aber das ist ja schrecklich dumm! rief Horst. Wenn die Regierung ihre Preise niedriger stellte, würde sie durch den vermehrten Absatz bald den augenblicklichen Ausfall in der Einnahme gedeckt bekommen. Und wie mancher arme Mann könnte allein schon dadurch was verdienen, daß bei vermehrtem Absatz auch mehr Arbeiter an den Bergwerken und den Salinen gebraucht werden müßten.

Herr Horst, Herr Horst! sagte Marie mit komischem Erschrecken, und drohte ihm lachend mit dem Finger, was unterstehen Sie sich! Sie, mit Ihrem beschränkten Unterthanenverstande, wagen es, unsere wohlweisen Herren von der Regierung für dumm zu erklären!

Er lachte auch, fuhr aber eifrig fort: Ach was, vom Handel und dergleichen verstehen sie oben nichts, gar nichts! Ich sage Ihnen, es sieht hier miserabel aus mit dem Handel. Das Leinengeschäft ist gar keins mehr; mein Großvater hat früher mehr Thaler, als wir jetzt Pfennige daran verdient; das kommt daher, weil wir nicht im Zollverband sind, keine Eisenbahnen haben, und von allerlei andern Geschichten, Zoll und Steuer und dergleichen, und von solchen verkehrten Regierungsspekulationen, wie Ihr Vetter da so eben erzählte. Die königliche Post haben sie noch vergessen, Wild, das ist auch eine Anstalt, die uns Kaufleute zur Verzweiflung bringt. Denken Sie sich, letzthin wollten wir einige tausend Thaler mit

der Post nach Bremen schicken. Das Porto aber kam so hoch, daß ich mir dafür einen Zweispänner miethen, mit dem Gelde nach Bremen hinfahren, dort einen Tag bleiben und wieder hieher zurückreisen konnte und doch noch einige Thaler weniger ausgegeben hatte, als das Porto betragen haben würde. Ist das nicht himmelschreiend? Wie manches kleine Geschäft muß unterbleiben, weil das Porto nicht dabei heraus kommen würde! Die hohen Herren sollten sich ein Beispiel an England nehmen, da hat man das Porto heruntergesetzt. Aber so geht's hier zu Lande in allen Sachen. Wir müßten hier ja ordentlichen Handel, ordentliche Fabriken, und einen ordentlichen Ackerbau haben, es ist ja Sünde von der Regierung, daß sie es verhindert, statt es zu befördern.

So weit denken unsere wohlweisen Herren vom Finanzwesen nicht, sagte der Major; das geht sie gar nichts an, das ist ihr Fach nicht. Sie haben dafür zu sorgen, daß Geld in den Kassen ist. Sie begnügen sich damit, daß sie alle Jahre so viel tausend Thaler Einnahme von den Bergwerken haben, so viel tausend Thaler von den Salinen und so viel tausend Thaler von der Post. Wie das Volk sich dabei steht, ob gut oder schlecht, das ist ihnen gleichgültig.

Ich habe noch vor einiger Zeit gehört, fiel Emma eifrig ein, — Graf Hellstern und Assessor von Norden sprachen davon —, daß unser Land fast gar keine Schulden hat und weniger Steuern bezahlt, als alle benachbarten Länder, besonders diejenigen mit sogenannten demokratischen Einrichtungen. Das

beweist doch wohl, daß hier im Lande Wohlstand herrscht.

Das kann eben so gut das Gegentheil beweisen, entgegnete ihr Verlobter. Es ist ganz gut, wenn ein Land keine Schulden hat, aber nicht die vollen Regierungskassen, sondern die Kassen der einzelnen Staatsbürger beweisen, daß ein Land wohlhabend ist. Es ist ein schlechter abgenutzter Kunstgriff der Absolutisten, daß sie immer schreien: „Seht, in den freien Ländern, in Frankreich, in England, in Holland bezahlt man viel mehr Steuern, als bei uns.“ Nicht darauf kommt es an, wie viel Steuern ich bezahlen muß, sondern darauf, wie viel ich ohne Beschwerde zahlen kann. Wenn ich 1000 Thaler verdiene, so kann ich eher 100 Thaler abgeben, als ich, wenn ich nur 10 Thaler verdiene, einen einzigen abgeben kann. Und vorzüglich kommt es darauf an, zu welchem Zwecke ich Steuern bezahle, ob sie mir selbst wieder zu Gute kommen, oder ob Müssiggänger sie verzehren, oder ob sie wohl gar das Mittel sind, die Kette, die mich drückt, fester schmieden zu helfen. In einem vernünftig eingerichteten Staate werden die Steuern nicht bezahlt, um die Regierungskassen zu füllen, und die Kassen der Unterthanen zu leeren, sondern umgekehrt, um die Kassen der einzelnen Staatsbürger zu füllen.

Das ist mir zu hoch, sagte Emma mit spöttischem Lächeln.

Mir scheint es ganz einfach zu sein, bemerkte die Majorin. Jeder Einzelne in einem vernünftig

eingerichteten Staate gibt einen kleinen Theil seiner Einkünfte ab, damit die Regierung in den Stand gesetzt werde, mit der Summe dieser kleinen Abgaben diejenigen gemeinnützigen Anstalten einzurichten, welche jedem Einzelnen zur Vermehrung seines Wohlstandes behülflich sind, und ihn in seinem erworbenen Rechte und Eigenthum schützen, welche aber der Einzelne nie zu Stande bringen würde, namentlich nicht für den kleinen Theil, den er abgiebt von seinen Einkünften.

Wir wollen ein Beispiel nehmen, fiel der Major ein. Ich setze den Fall, wir, die wir heute Abend hier versammelt sind, bildeten einen Verein, einen kleinen Staat. Wir hätten uns ein Oberhaupt gewählt und uns verpflichtet, einen bestimmten Beitrag zu bezahlen, der in eine Kasse niedergelegt würde, welche das Oberhaupt verwaltete. Würden Sie es nun eine gute Verwaltung nennen, meine Damen, wenn das Oberhaupt für die Summe unserer Beiträge sich einige Flaschen Champagner kaufte und sie allein, oder mit einigen Auserwählten aus der Gesellschaft, austränke?

Nein, nein, gewiß nicht! riefen alle Damen. Wir wollen auch etwas für unser Geld haben.

Aber keinen Champagner, sagte Marie, den kann sich Jeder allein kaufen. Wir wollen für die Summe unserer Beiträge etwas haben, was sich Jeder allein für seinen kleinen Beitrag nicht verschaffen kann, z. B. ein werthvolles Gemälde, eine schöne, vollständige Instrumentalmusik — —

Eine Spazierfahrt, fiel Emma ein.

Ihr hättet Recht, wenn wir uns zum gemeinsamen Vergnügen vereint hätten, sagte Ernst. Denkt Euch nun einmal, wir wären des gemeinsamen Nutzens wegen zusammengetreten. Wir wollten z. B. irgend etwas erlernen, dessen Kenntniß uns die Gewinnung unsers Lebensunterhaltes bedeutend erleichtern würde. Der Beitrag jedes Einzelnen würde nicht hinreichen, den Lehrer zu bezahlen, wohl aber die Summe aller Beiträge.

Was würdet Ihr nun sagen, fiel der Major wieder ein, würdet Ihr es eine gute Verwaltung nennen, wenn das Oberhaupt erklärte: Nein, den Lehrer bezahle ich nicht, dann würde unsere Kasse leer werden.

Was wir sagen würden? antwortete Marie eifrig. „Liebstes Oberhaupt, würden wir sagen, es nützt uns gar nichts, daß Deine Kasse voll ist. Wenn Du den Lehrer bezahlst, so werden wir durch das Gelernte in den Stand gesetzt, uns etwas zu verdienen, und dann wird es uns ein Leichtes sein, Deine Kasse von Neuem zu füllen. Bezahlst Du aber den Lehrer nicht, lernen wir nichts, verdienen wir nichts, so ist es mit dem Füllen der Kasse ein für alle Mal vorbei; wenn wir nichts haben, können wir auch keine Beiträge zahlen.

Und wir wären ja Narren, wenn wir sie bezahlten, fiel Malwine lebhaft ein, wir thun viel besser, unser Geld zu behalten, wenn es nicht zu unserm Nutzen angewandt werden soll.

Jetzt verstehe ich, was Sie vorhin sagten, lieber Wild, bemerkte eine der alten Damen, ganz vergnügt über die neue Idee; die Steuern sollten eine Einrichtung sein, die Unterthanen reicher und nicht, sie ärmer zu machen.

Klar, ganz klar! rief Horst mit der wichtigsten Miene. Klar wie die Sonne! Es ist unbegreiflich, daß diese verkehrte Wirthschaft so lange bestanden hat. Wild, Sie verstehen das ja Alles, Sie sollten einmal darüber schreiben, sollten es an die große Glocke hängen, und den hochweisen Herren da oben die Wahrheit sagen.

Der Major antwortete statt seines Sohnes: An die große Glocke hängen? Die Wahrheit sagen? Mein lieber Freund, wissen Sie denn nicht, weswegen die großen Herrn die Censur erfunden haben? Allein deswegen, damit man ihnen keine unangenehmen Wahrheiten sagen kann.

Aber es ist ja zu ihrem eigenen Vortheil, fiel die Majorin lebhaft ein, wenn man ihnen beweist —

Daß sie nichts von der Verwaltung verstehen? fiel der Major ihr ins Wort. Nein, Frau, da irrst Du sehr. Es ist der eigene Vortheil der herrschenden Partei, weswegen sie ihre Augen vor der Wahrheit verschließet und sich selbst und Andern vorlügt, sie sei die allein Weise, und Alles sei unübertrefflich, was sie anordne. Wenn die Herren einsehen und eingestehen müßten, daß sie nichts von der Volkswirthschaft verstehen, so würden die Junkerlein von ihren hohen Stellen heruntersteigen und ehrlichen Bürger-

leuten, die etwas gelernt haben, Platz machen müssen. Das ist es aber begreiflicher Weise gerade, was man nicht will. In unsern gesegneten absolutistischen Staaten ist das Amt des — adelichen — Beamten wegen da, nicht der Beamte wegen des Amtes.

Aber mein Gott, sagte Emma mit einem Tone, als hätte man ihr eine persönliche Beleidigung gesagt, ich sehe doch nicht ein, daß ein Adelicher, blos weil er ein Adelicher ist, deshalb dummer sein muß, als ein Bürgerlicher.

Er muß es nicht sein, mein Kind, sagte der alte Offizier ruhig, aber er kann es sein, und er bekommt doch ein Amt. Deshalb wird er es auch sein. Es liegt in der menschlichen Natur, daß man sich nicht gern überflüssige Mühe macht.

Das Gespräch wurde in diesem Augenblicke durch unterbrochen, daß die Thür zum Nebenzimmer sich öffnete; ein Strom von Licht drang daraus hervor. Alles eilte hin, den Baum und die Geschenke zu besehen. Ein unwillkürliches: Ah! Wie schön! ertönte aus jedem Munde beim Eintritt in das Nebenzimmer; in der Ausschmückung des Baumes, der ganzen Anordnung, in der Art, wie die kleinen Geschenke für die Gäste des Abends aufgestellt waren, zeigte sich glänzend Emma's Talent zum Dekoriren. Sie lief vergnügt im Zimmer umher, von ihren eigenen Geschenken, — welche sehr brillant und reichlich ausgefallen waren, da Alle, die Mama, Julius, Horst's, ihre Schwiegereltern, sogar die alten Tanten dazu beigetragen hatten, und welche sie mit lautem Entzücken

pries und bewunderte, — zu den Gästen, denen sie mit freundlichen Worten und Scherzen die für dieselben bestimmten Kleinigkeiten überreichte. Es war eine von Emma's gewinnendsten Eigenheiten, daß sie ihren Dank und ihre Freude so lebhaft äußern konnte; wo Marie nur ein inniger Blick, ein zitternder Händedruck, wenige herzliche Worte zu Gebote standen, da war Emma unerschöpflich in Ausrufungen, Danksagungen und verbindlichen Wendungen.

Es ist eine Freude, wenn man Emma etwas schenken kann, bemerkte die gutmüthige Malwine.

Ernst sah dem Entzücken seiner Braut zuerst mit herzlichem Wohlgefallen zu; aber als sie immer wieder kam, ihm die niedlichen Kleinigkeiten zu bringen, die sie für ihn gearbeitet hatte, ihm Dies und Jenes zu zeigen, und zu fragen: „Ist Dies nicht allerliebst, Ernst? Ist es nicht einzig von Julius, von Malwine, von Tante Malchen, mir Dies zu schenken? Ist es nicht gar zu viel, daß mich Alle so reich bedacht haben?" da sagte er ein wenig beklommen: „Nur ich allein habe kein Geschenk für Dich, mein Mädchen! Ich hatte mir vorgenommen, Dir etwas recht Hübsches zu kaufen, und — — ich habe alles Geld, was ich dazu bestimmt hatte, der armen Frau gegeben. Du mußt Dich mit dem Bewußtsein begnügen, mein Herz, daß Du eine ganze Familie aus dem größten Elend gerettet hast.

Die Enttäuschung malte sich sichtlich auf ihrem bis dahin so fröhlichen Gesichte.

O nun, sagte sie zögernd, ich habe von den Andern so viel bekommen — — —. Aber, das sage ich Dir, fuhr sie, gezwungen scherzend fort, Du bist ein Verschwender. Wenn wir erst Mann und Frau sind, verwalte ich die Kasse, und Du bekömmst täglich nur Dein bestimmtes Taschengeld, sonst verschenkst Du Alles.

Ein Verschwender, wiederholte Tante Malchen, die den letzten Satz gehört hatte. Was hat er Dir denn so Kostbares geschenkt, Emma?

Ernst? Mir? fragte sie gedehnt. Mir hat er gar nichts geschenkt; für mich behält er kein Geld übrig.

Sie machte sich bei diesen Worten von ihm los und ging wieder zu ihren Geschenken. Der junge Mann hatte sich rasch mit dem Gesichte nach dem Fenster gewandt.

Die übrige Gesellschaft beschäftigte sich noch eine ganze Weile mit dem Weihnachtsbaum und Allem, was dazu gehörte. Allerlei kleine Scherze, Knallbonbons und dergleichen erregten fröhliches Gelächter, aus welchem Emma's Stimme am hellsten hervorklang. Sie beschäftigte sich am meisten mit Horst, der ganz selig war über das Geschenk, das er von ihr erhalten hatte, ein Hauskäppchen, mit Perlen gestickt und mit einem langen, rosenrothen Quast verziert. Er hatte es gleich aufgesetzt, und besah sich von Zeit zu Zeit wohlgefällig in dem Spiegel, was von Julius nicht unbemerkt blieb, und ihm eine Flut

von Neckereien zuzog. Er ertrug sie jedoch mit dem größten Gleichmuth und dem behaglichsten Lächeln.

Nach einiger Zeit wurde Emma von dem Dienstmädchen mit geheimnißvoller Miene hinausgerufen. Sie verließ das Zimmer, kam jedoch nach einigen Minuten mit lauter Freude zurück.

Mama, Julius, Ernst, rief sie, seht einmal, was habe ich hier! Ein wunderhübsches Weihnachtsgeschenk. Ist das nicht reizend?

Sie hob ein elegantes Kästchen in die Höhe.

Wunderschön! rief die Räthin zuerst. Von wem?

Anonym! — Nein, ich weiß, von wem es ist. Ein Bedienter hat es gebracht; Gretchen kannte ihn, es ist Nordens Bedienter gewesen.

Emma hatte während dieser Worte das Kästchen aufgeschlossen und entzückt einige zierliche Toilettengegenstände, einen Blumenkranz, Bänder und dergleichen, darin entdeckt.

Von Norden?! wiederholte ihr Verlobter, der ganz nahe zu ihr getreten war, die Stirne runzelnd. Du wirst es doch nicht behalten wollen, Emma?

Sie blickte rasch zu ihm auf. Warum nicht? fragte sie mit verwundertem Tone.

Er neigte sich zu ihr und sagte mit gedämpfter Stimme, aus Rücksicht auf Horst's und die Tanten: Du mußt es doch selbst unpassend finden, Geschenke von einem andern Herrn, als von Deinem Verlobten, anzunehmen.

Nur Geschenke von Dir? entgegnete sie ganz laut, und fügte trällernd hinzu: Ich armes, armes

Mädchen, da wär ich übel dran! — Nein, der Kranz ist wundervoll! Malwine, sieh einmal diese weißen Kirschblüthen! — Den setz' ich auf zum nächsten Casino.

Wenn mein Wunsch etwas bei Dir gilt, Emma, so trägst Du diesen Kranz nicht, sagte Wild, leise, wie vorhin, so schickst Du das Geschenk zurück.

Ich begreife Dich gar nicht! versetzte sie, und sah ihm mit dem höchsten Erstaunen ins Gesicht: Herr Horst hat mir heute Abend ein viel werthvolleres Geschenk gemacht, als dieses, und Du hast nichts dagegen gehabt. Was hat Dir denn der arme Norden gethan, daß Du von mir verlangst, ich solle ihn auf das Empfindlichste beleidigen für seine Artigkeit, daß er daran gedacht hat, mir eine Weihnachtsfreude zu bereiten?

Wie kann es ihn beleidigen, wenn Du kein anonymes Geschenk annehmen willst? Er muß es sehr auffallend finden, wenn Du, in Deinen Verhältnissen, es behältst.

Mama, entscheide Du! rief Emma. Findest Du es unpassend, daß ich dies Kästchen behalte?

Unpassend! wiederholte die Räthin mit einem Tone, als wenn sie sagen wollte: „Wild weiß gar nicht zu beurtheilen, was passend oder unpassend ist." — Es würde sehr unpassend sein, wenn Du es zurückschicken wolltest. Herr von Norden würde sich schön moquiren über Dich. Er revanchirt sich ja nur wegen des Vielliebchens, das Du an ihn verloren und ihm mit der gestickten Brieftasche bezahlt hast.

Dieses Vielliebchen war eine Erfindung der Räthin. Ernst sah fragend auf Emma.

Ist das auch ein Verbrechen? fragte diese. Dann muß ich Herrn Horst auch wohl bitten, daß er mir das Käppchen zurückgiebt, das ich für ihn gearbeitet habe.

Ernst wandte sich schweigend um und ging ins Nebenzimmer, wohin sich die übrige Gesellschaft nach und nach zurückgezogen hatte während dieser Scene zwischen den beiden Verlobten. Horst folgte ihm; das Geschenk Nordens und die gewaltige Freude, mit welcher Emma es aufgenommen hatte, war ihm nicht weniger unangenehm, als Wild. Merkwürdiger Weise war er auf Wild gar nicht eifersüchtig, aber wohl auf Norden. Trotz aller Mühe, die Emma sich gab, konnte sie aus seinem zähen Gedächtnisse die Scene nicht wieder verwischen, wo die drei Nebenbuhler hier zusammen getroffen waren.

Die Unzufriedenheit ihres Verlobten schien Emma wenig zu kümmern, aber Horst's ernsthafte Miene machte sichtlich Eindruck auf sie. Nordens Geschenk wurde rasch bei Seite gesetzt; und nach einigen Augenblicken, als sich die Gesellschaft wieder um den großen Tisch gereiht hatte, kam Emma herein, in der Hand das elegante Arbeitskästchen, welches ihr Horst geschenkt hatte.

Jetzt werde ich mir in Ruhe den Inhalt besehen, sagte sie, indem sie den Stuhl neben ihm einnahm und das Kästchen auf den Tisch setzte.

Sie zog nun, eine nach der andern, die hübschen Kleinigkeiten, die es enthielt, hervor und zeigte sie mit freudiger Bewunderung den Nebensitzenden: Mama, sieh einmal den Fingerhut! Wie allerliebst! Und diese feine Scheere! und diese Nadelbüchse! Sieh, es ist ein kleiner Husar, wahrhaftig! — Da ist noch ein verborgenes Fach — — was ist wohl darin? —

Eine Zeitlang hielt Herr Eberhard sich tapfer, aber nach und nach fühlte er sich überwunden von so viel Liebenswürdigkeit. Sein Kopf drehte sich langsam immer mehr nach ihr hin, bis er ihr zuletzt das ganze, von geschmeichelter Eitelkeit strahlende Gesicht zuwandte.

Ernst, welcher den Beiden schräg gegenüber saß, sah stumm, mit finsterm Blicke vor sich nieder. Sein Vater bog sich zu ihm und fragte: Du bist so vertieft, mein Junge, woran denkst Du?

An die armen Leute, denen ich versprochen habe, daß ich morgen wieder kommen und ihnen Hülfe bringen wolle, entgegnete er mit einem Seufzer.

Du weißt wohl nicht, ob Du Dein Versprechen halten kannst, nicht wahr? Komm her, wir wollen kollektiren. Wenn Jeder von uns einige Groschen giebt, so macht das schon ein paar Thaler. Hier hast Du meinen Beitrag.

Der Major warf bei diesen Worten ein Geldstück auf einen Teller, den er seinem Sohne in die Hand gab. Die Majorin, Julius und die Räthin gaben auch etwas. Die alten Tanten dagegen

bedauerten sehr, daß sie ihren Geldbeutel nicht bei sich hätten, und Emma entschuldigte sich, sie hatte nichts, wahrhaftig gar nichts zu geben, ihr Beutel war ganz leer, sie hatte den letzten Groschen für Weihnachtsgeschenke, für die Seide zu dem Geldbeutel, den sie für Ernst gehäkelt hatte, ausgegeben. Horst warf in der Freude seines Herzens über Emma's außerordentliche Freundlichkeit einen ganzen Champagnerthaler auf den Teller, und fügte noch zwölf Groschen für Malwine hinzu.

Das geht vortrefflich! rief der junge Wild vergnügt. Marie, bekomme ich nicht auch Etwas von Dir?

Marie stand seitwärts an einem Nebentische, von der Gesellschaft abgewendet. Als Ernst sich ihr näherte, reichte sie ihm schnell, aber verstohlen, die Hand entgegen, in der etwas Glänzendes lag, und flüsterte: Da nimm, aber sage hier nichts davon.

Er betrachtete verwundert, was sie ihm hingereicht hatte; es war ein Herz und ein Schieberchen von Brillanten, an einem schwarzen Sammetbande befestigt, das sie um den Hals getragen, und jetzt unbemerkt abgenommen hatte.

Ich habe noch ein goldenes Kettchen und eine Corallenschnur, flüsterte sie, wie zur Entschuldigung, auf seinen fragenden Blick.

Aber dies ist von Deiner Mutter und sehr werthvoll, wendete er ein, eben so leise, wie sie.

Ich habe ja noch mehr von meiner Mutter; und gerade, weil dies werthvoll ist, kannst Du es

gebrauchen, Ernst. Ist es nicht besser, daß diese Steine Brod werden, als daß sie in meinem Schmuckkästchen liegen? Bedenke, was für ein trauriges Jahr es ist, und wie viele Leute sich satt essen können für den Werth dieses überflüssigen Schmuckes.

Sie sagte das so einfach und gutherzig, daß er unwillkürlich ihre Hand ergriff und mit innigem Druck, ganz bewegt sagte: Liebe, gute, herzensgute Marie!

In diesem Augenblicke fragte Emma, die das Paar aus der Ferne beobachtete, ganz laut: Darf man fragen, was für Geheimnisse dort verhandelt werden?

Marie erröthete, sah Ernst mit bittendem Blicke an und erwiederte verlegen: O, nichts, gar nichts!

Emma warf einen schmerzlichen Blick nach Horst und Julius und sah dann vorwurfsvoll auf Ernst.

Ich werde es Dir später sagen, Emma, sagte dieser, der sie nicht beschämen wollte durch die Erzählung von Mariens Freigebigkeit.

O nun, entgegnete sie mit empfindlichem Tone, ich will mich nicht in Eure Geheimniße drängen.

Die Röthe stieg ihrem Verlobten in's Gesicht. Du mußt mir verzeihen, Marie, wenn ich Deine Beschcidenheit verletze, sagte er rasch.

Und nun erzählte er laut das Gespräch mit ihr und zeigte die Brillanten.

Es entstand eine allgemeine Stille; Emma half sich durch ein ungläubiges Lächeln.

Die Räthin brach zuerst das Stillschweigen, indem sie fragte: Sind die Brillanten ächt?

Lassen Sie sehen! rief Horst. Ja, die sind ächt, dafür stehe ich.

Aber, mein Gott, fiel die Räthin hitzig wieder ein, dann ist es ja ein Capital, was Marie leichtsinnig verschenkt. Liebe Wild, das werden Sie doch nicht leiden?!

Marie ist ihre eigene Herrin, sagte die Majorin ruhig, und blickte freundlich auf ihre Nichte.

Mariens Auge, das unruhig den Brillanten folgte, die von Hand zu Hand gingen, erhellte sich bei diesem freundlichen Blicke. Sie sagte, zu ihrer Pflegemutter gewandt: Ich habe schon lange die Absicht gehabt; es that mir schon lange leid, daß die Steine so nutzlos dalagen; Sie sind sogar als Schmuck nicht einmal hübsch. Ich habe sie fast gar nicht getragen.

Bewahren Sie ihn auf, liebes Kind, rief die Räthin, und reichte ihr eifrig den Schmuck wieder hin; vielleicht kann er Ihnen einmal sehr nützlich sein, wenn Sie in Noth kommen. Sie haben freilich einiges Vermögen, aber Sie sind doch nicht in den Verhältnissen, daß Sie Hunderte verschenken können. Ihr Vormund darf das gar nicht leiden.

Marie muß selbst wissen, was sie zu thun hat, sagte der Major kurz.

Marie nahm ruhig ihren Schmuck aus den Händen der Räthin und sagte: Wir wollen jetzt nicht mehr davon sprechen. Es ist überhaupt gegen meinen

Willen geschehen. — O, es wird Zeit, daß wir die Kerzchen ausblasen, der Baum fängt an, zu brennen!

Sie flog bei den letzten Worten in's Nebenzimmer nach dem Tische, wo der Tannenbaum stand; Alle folgten ihr, und in dem Wirrwarr und Gelächter, das jetzt entstand bei dem Bemühen, die Wachskerzchen auszublasen, fand sie leicht Gelegenheit, Ernst die Brillanten verstohlen in die Hand zu stecken.

Niemand bemerkte es, als Emma, die ihren Aerger über diese ganze kleine Scene kaum verhehlen konnte, welche ihr um so mehr mißfiel, weil dieselbe den drei jungen Herren in der Gesellschaft augenscheinlich sehr gefallen hatte. Mariens ganzes Benehmen dabei war so durchaus natürlich, so frei von aller Prahlerei und Absichtlichkeit gewesen, daß man sie liebenswürdig finden mußte, wenn man nicht sich vorgenommen hatte, sie nicht so zu finden. Das Auge des jungen Wild folgte ihr mit unverhehlter Bewunderung, und alle Andern, sogar Horst, beschäftigten sich lebhaft mit ihr, so daß Emma für den Augenblick ganz vernachlässigt wurde. Sie konnte kaum ihren Verdruß verbergen und saß, als man wieder ins andere Zimmer zurückgekehrt war, ganz stumm und schweigend da, bis ihr Bruder fragte: Habe ich Euch schon gesagt, daß meine Gräfin in der nächsten Zeit eine großartige dramatische Vorstellung zum Besten der Armen veranstalten will?

Jetzt wandte sich Emma lebhaft zu ihm herum: Nein, davon hast Du noch nichts gesagt! Wann ist das beschlossen?

Vor einigen Tagen. Der Impuls dazu ist eigentlich von der Hauptstadt aus gegeben. Das wißt Ihr doch, daß der König dort einen Maskenball zum Besten der Armen anbefohlen hat? Weil man weiß, daß es dem Könige angenehm sein wird, will man nun in allen Städten sein Beispiel nachahmen, und auch etwas Derartiges zum Besten der Armen veranstalten.

Das ist sehr gut! rief Ernst. Es ist ein Trost in dieser traurigen Zeit, daß die übergroße Noth die höhern Stände endlich aufmerksam macht auf das Elend der niedern, und den Sinn für Wohlthätigkeit bei denen weckt, welche die Mittel haben, wohl zu thun.

Wohlthätigkeit? wiederholte Julius. Ich kann Dir versichern, mein liebster Schwager, daß die Gräfin und ihre Clique äußerst wenig an Wohlthätigkeit denken bei dieser dramatischen Abendunterhaltung. Sie freuen sich, daß sie Gelegenheit bekommen, sich für einige Wochen auf eine amüsante Weise zu beschäftigen. Dieser Winter ist bis jetzt ziemlich still und langweilig gewesen; fast gar keine Bälle, kein Theater — —,

Nun, das wäre doch auch sehr unpassend, ja, es wäre Sünde, fiel die Räthin salbungsvoll ein, wenn man in dieser schweren Zeit sich frivolen Vergnügungen überlassen, wenn man verschwenden wollte, wo das Brod so theuer ist, und so mancher arme Mensch hungern muß!

Da bin ich gar nicht Ihrer Ansicht, Mutter, sagte der junge Wild. Ich halte es für ein großes Unglück, daß in theuren Zeiten auch diejenigen Leute sich einschränken, die es nicht nöthig hätten. Ich würde es für besser halten, wenn die Reichen in theuren Jahren verschwendeten und in wohlfeilen zu sparen suchten.

Sie haben freilich immer Ihre eigenthümlichen Ansichten, entgegnete sie. Aber ich möchte doch dabei bleiben, daß es gut wäre, wenn die Reichen ihr Geld sparten und es den Armen gäben.

Wir wollen die Sache durch ein Beispiel erläutern, sagte der Major. Gesetzt den Fall, ich wäre ein reicher Mann und hätte hundert Thaler übrig. Nun entschließe ich mich auf Ihren Rath, Frau Schwester, diese 100 Thaler an hundert arme Familien zu vertheilen, dann bekommt jede einen Thaler. Oder ich entschließe mich, auf Deinen Rath, Ernst, ein Fest damit zu geben. Auf diese Weise lasse ich eine Menge von Handwerkern, Krämern, Musikanten und derartigen Leuten, die von ihrer Arbeit leben müssen, die 100 Thaler verdienen. Außerdem lade ich eine Menge von Gästen, darunter dreißig Damen ein, die sich Kleider nähen lassen, sich Handschuh, Blumen und andern Putz kaufen, und auf diese Weise wieder einer Menge von armen Leuten etwas zu verdienen geben. Die Herren schaffen sich ebenfalls Allerlei an für das Fest. So würden diese hundert Thaler, die ich zu einem Feste verwende, nicht einen Thaler Almosen für hundert bedürftige Familien abwerfen, sondern vielleicht

ihnen sechs Thaler redlich verdientes Geld einbringen. Wohlverstanden, redlich verdientes Geld, kein Almosen. Und das ist ein gewaltiger Unterschied. Almosen demüthigt den Menschen und drückt ihn nieder, aber durch Arbeit verdientes Geld macht ihn froh und stolz.

Und die Arbeit selbst thut es, setzte Ernst hinzu. Der Prediger Salomo sagt nicht umsonst, daß nichts Besseres ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Theil.

Das ist wohl wahr, sagte Marie nachdenklich, aber woran liegt es denn, daß es eine so unangenehme Empfindung erweckt, wenn man in dieser traurigen Zeit die reichen Leute so geputzt und so fröhlich sieht? Mir thut das Herz weh, wenn ich jetzt Tanzmusik höre und festlich erleuchtete Fenster sehe. Der Contrast zwischen dem Luxus und dem Elend ist so entsetzlich grell.

Das kommt daher, entgegnete Ernst, weil sie ohne allen Uebergang scharf abgegrenzt, neben einander stehen. Stelle die Menschenliebe vermittelnd, mildernd zwischen beide, so wird dich der Contrast nicht mehr verletzen. Ein Fest wie das, wovon Julius so eben sprach, ein Fest zum Besten der Armen, erregt keine unangenehme Empfindungen; vorausgesetzt, daß es wirklich aus Menschenliebe veranstaltet wird; denn Du weißt, was Paulus sagt: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe — — und hätte die Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze."

Emma, die schon lange mit Ungeduld auf eine Pause im Gespräch gewartet hatte, fiel jetzt hastig ein: Julius, Du hast uns noch eigentlich gar nichts erzählt! Was wird denn beabsichtigt? Was soll aufgeführt werden, und von wem?

Ach, entgegnete Rose nachlässig, bei aller Menschenliebe, die ich besitze, macht mir dies Wohlthätigkeitsprojekt gar kein sonderliches Vergnügen. Ich sehe schon voraus, daß ich entsetzliche Last damit haben werde. Für alles Mögliche muß ich immer sorgen bei solchen Gelegenheiten. Und diesmal habe ich noch nicht einmal die Satisfaction, auch eine Rolle mitzuspielen; als Theologe darf ich ja nicht öffentlich auf dem Theater mich zeigen. Ich werde Alles in Allem sein müssen, Regisseur, Garderobier, Maschinist, Dekorationsmaler, Dramaturg, vielleicht gar noch Souffleur. Und was das Schlimmste ist, ich habe den Auftrag bekommen, einen Prolog zu dichten.

Nun, sagte Malwine, dieser Auftrag kann Ihnen doch keinen Kummer machen. Einen Prolog zu dichten, das ist für Sie doch eine Kleinigkeit.

Kleinigkeit? wiederholte er. Ja, wenn ich eine Handvoll Verse machen wollte, mit den gewöhnlichen Reimen: „Herzen und Schmerzen, Kummer und Schlummer, Wetter und Retter, Noth und Tod oder Brod" u. s. w. Das kann ein Jeder. Wenn ich öffentlich auftrete mit einem Gedichte, so muß es auch etwas sein, was nicht so ganz gewöhnlich ist. Und es ist ganz unmöglich, in einem solchen Wirrwarr, wo mich bald Dieser, bald Jener zu Rathe zieht, wo

ich hundert verschiedene Pläne anhören, hundert Theaterstücke zur Auswahl lesen muß — ganz unmöglich, daß man sich dabei hinlänglich sammeln kann, um eine, nicht ganz gewöhnliche Dichtung zu Stande zu bringen.

Was soll denn eigentlich aufgeführt werden? fragte Emma, noch ungeduldiger, als vorhin.

Zuerst ein Prolog; dann ein kleines Lustspiel, dann lebende Bilder, darauf ein zweites kleines Stück, und zum Beschluß wieder ein großes Tableau. So ist es jetzt beschlossen; ich weiß aber nicht, ob nicht noch Abänderungen getroffen werden.

Und wer spielt mit? fragte Emma hastig.

Auf Deine Mitwirkung wird vorzüglich gerechnet, antwortete ihr Bruder, der ihre Ungeduld recht gut verstand. Du sollst im ersten Stück, wahrscheinlich mit Norden und der Gräfin, spielen, in den Tableau's wirst Du auch beschäftigt werden.

Und das sagst Du mir erst jetzt? rief sie, roth vor Vergnügen. Da werde ich mir wohl mehrere Costüme anschaffen müssen. Schlimm, sehr schlimm, daß meine Kasse so leer ist.

Sie neigte sich zu ihrer Mama und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich kann ein paar von meinen Kleidern verkaufen, und meine Ohrringe; ich trage sie doch nicht, bei den langen Locken. Und laut fügte sie hinzu: Wer spielt denn noch außer mir mit, Julius?

Wer will, entgegnete Rose. Man beabsichtigt, aus allen Klassen, die nur irgend noch zu den Gebildeten gerechnet werden können, sogar aus der

Klasse der Handwerker, einige hübsche junge Leute zur Mitwirkung aufzufordern. Wer nicht Komödie spielen kann, wird wenigstens als Statist oder in den Tableau's zu gebrauchen sein. Und je mehr Menschen für das Unternehmen interessirt werden, desto besser ist es für die Armen.

Siehst Du, Marie! rief Ernst. Die Liebe mildert alle Contraste, tritt überall vermittelnd auf. Zum Besten der Armen wird sogar der Unterschied der Stände vergessen.

Ja, sagte die Majorin, die Gräfin Hellstern findet es nicht unpassend, mit Handwerkertöchtern Komödie zu spielen.

Und wird sich vortrefflich amüsiren, fiel der Major ein. Wie viel Vergnügen könnten die Menschen auf der Welt haben, wenn sie demokratisch, das heißt, christlich, gesinnt wären, statt aristokratisch.

Ich wollte, sagte Marie, daß es einen Geisterbanner gäbe, der aus unserm Lande den Kastengeist verbannen könnte. Das ist der größte Freudenstörer, der boshafteste Kobold, den es jemals gegeben hat. Die Menschen sehen wie verklärt aus, wenn es ihnen einmal für kurze Zeit gelingt, diesen bösen Geist fern zu halten. Weißt Du Dir noch zu erinnern, Ernst, wie verändert uns die Gesichter aller Leute vorkamen, als im vergangenen Jahre das große norddeutsche Liederfest hier gefeiert wurde?

Das weiß ich auch noch, fiel Horst lebhaft ein, das war ein lustiges Fest! da herrschte Freiheit und Gleichheit. Jeder Liederbruder hatte seinen gedruckten

Namen vor der Mütze, aber nur den Namen, keinen Rang oder Titel, alle waren gleich. Und unsere vornehmsten, hochmüthigsten Damen, die sonst einen Herrn, der ihnen nicht vorgestellt ist, nicht einmal ansehen, sprachen mit jedem Liederbruder, der sie anreden wollte, so freundlich und so höflich, als wenn er ein Fürst gewesen wäre. Unsere lieben Mitbürger waren nicht wieder zu erkennen. Und immer noch, wenn man das Liederfest erwähnt, erheitern sich alle Gesichter. Alle Leute hatten sich herrlich amüsirt.

Ja, das ist wahr, bestätigten die alten Damen, es war köstlich.

Wie froh könnten die Menschen auf der Welt sein, wenn sie nicht so viel unsinnige Vorurtheile hätten, rief Ernst. Wie genußreich, und zugleich, wie segensreich könnte das Leben der höhern Stände sein, wenn sie nicht das sonderbare Vorurtheil hätten, daß es für sie nicht anständig sei, sich um das Dasein derjenigen Menschen zu bekümmern, die nicht zu ihren aristokratischen Kreisen gehören.

Ich weiß nicht, was für wunderliche Begriffe Du Dir von den höhern Ständen machst, fiel Emma etwas schnippisch ein. Man sollte meinen, wenn man Dich hört, sie bestänben aus lauter dummen, langweiligen, ungebildeten Menschen. Ich kann Dir versichern, lieber Ernst, daß in den höhern Cirkeln die feinsten Formen, die größte Belesenheit, das richtigste Kunsturtheil, die ausgebildetsten Talente zu finden sind, wenn auch natürlich nicht bei Allen. Es sind freilich

nicht lauter Genie's, aber wenigstens Leute von Erziehung und Bildung.

Eben deswegen, entgegnete ihr Verlobter ruhig, bedaure ich es, daß dies große Capital von Kenntnissen, Talenten und Bildung so müssig liegt, ohne Interessen für den Besitzer, ohne Nutzen für die Menschheit.

Du verlangst wohl gar, alle gebildete Leute sollen Schulmeister werden, wie Du, lachte sie spöttisch.

In gewissem Sinne, ja! sagte er kurz abbrechend und sich in seinen Stuhl zurücklehnend, als habe er die Lust verloren, weiter zu sprechen.

Es entstand eine Pause.

Ich weiß, was Du meinst, begann Marie, mit dem gutmüthigen Bemühen, die Verstimmung zu heben. Die vornehmen Leute sollen ihre Bildung, ihre Talente, ihre Kenntnisse eben so gut zum allgemeinen Besten in Umlauf setzen, wie ihr Geld, nicht wahr?

Ernst richtete sich auf. Ja, sagte er, zum allgemeinen Nutzen, auch zu ihrem eigenen. Ein Beispiel für das, was ich im Sinne habe, sind die Gesangvereine, die fast in jeder Stadt unter den Gebildeten bestehen. Diese Gesangvereine sind ein Vergnügen für die Mitwirkenden, und zugleich durch die Concerte, die sie veranstalten, ein Mittel, den Sinn für Musik in immer weitern Kreisen zu verbreiten. So sollte es mit Allem sein, was die höhern Stände vorzugsweise an Bildung und Kenntnissen besitzen. Warum kann nicht z. B. jede Stadt eben

so gut ihren Schauspielverein haben, wie sie ihren Gesangverein hat? Deutschland hat tausend kleine Städte, die entweder gar kein Theater haben, oder nur einige Monate im Jahr von einer herumziehenden Schauspielergesellschaft besucht werden. Wäre es nicht eine viel bessere Unterhaltung für gebildete Menschen, die Meisterwerke unserer Dichter darzustellen, als Abend für Abend an den Spieltischen mit Whist und Boston sich die Zeit im wahren Sinne des Wortes zu vertreiben. Und welch eine Schule der Bildung, der Sitte, der edlen Gesinnung würden solche Schauspielvereine gebildeter Menschen, die ja nur Sittliches, Gutes darstellen würden, für das ganze Volk werden können! Die Schauspielkunst selbst würde unendlich dabei gewinnen; unter den Schauspielern von Profession giebt es leider verhältnißmäßig noch viele, die keine angemessene Erziehung erhalten haben. Die Damen der höhern Stände sind doch durchschnittlich dem untergeordneten weiblichen Bühnenpersonal an geistiger und körperlicher Ausbildung und namentlich an sittlicher Bildung weit voraus; auch unsere jungen Offiziere z. B. würden doch mit viel größerer Illusion für die Zuschauer Könige, Ritter und Hofherren vorstellen, mit viel mehr Anstand in einem Conversationsstücke sich bewegen, als die Mehrzahl der Schauspieler, namentlich bei den kleinern Bühnen.

Das ist ein hübsches Luftschloß! unterbrach ihn die Räthin. Sie können sich darauf verlassen, Wild, daß die höhern Stände sich niemals dazu hergeben

werden, dem Publikum Komödie vorzuspielen. Und jede sorgsame Mutter würde auch anstehen müssen, ihre Tochter den Blicken der Menge auszusetzen. Und jedes zartfühlende Mädchen würde dasselbe Bedenken tragen; überlegen Sie nur, wie oft kommen Liebesscenen in Schauspielen vor, zuweilen sogar Umarmungen — — —

Emma und Julius wechselten einen schnellen, spöttischen Blick über die Zimperlichkeit ihrer Mama; auch die Majorin konnte ein Lächeln darüber nicht unterdrücken, daß die Räthin, um eine Tirade anzubringen, ganz die projektirte dramatische Vorstellung vergaß, in welcher ihre Tochter mitspielen sollte.

Ernst dagegen, dessen Züge immer finster wurden, wenn seine Schwiegermutter eine ihrer affektirten Bemerkungen machte, entgegnete ein wenig scharf: Keine sorgsame Mutter trägt Bedenken, ihre Tochter auf einem Balle, in dem frivolsten Aufputz, tanzend, den Blicken der Menge auszusetzen; kein zartfühlendes Mädchen trägt Bedenken, viertelstundenlang sich von einem fremden jungen Manne im Walzer oder Galopp umschlingen zu lassen.

Der Major lachte. Ja, sagte er, das ist auch ein merkwürdiges Kapitel, das Schicklichkeitskapitel! Im Reiche des „Anstandes" herrscht eine eben so große Willkür und Verkehrtheit, wie in den Königreichen. Vernünftige und unvernünftige Gesetze bunt durcheinander; die unbedeutendsten Kleinigkeiten sind mit der schärfsten Strafe bedroht, die unschuldigsten Dinge auf's Strengste verboten, und dagegen die

verfänglichsten erlaubt, ja von Gewohnheit und Sitte geheiligt. Zum Beispiel: eine Mama aus der haute volée kann ganz gleichgültig zusehen, wenn ein Mann, der gar nichts taugt, der ein Schuldenmacher, ein boshafter Mensch, ein leichtsinniger Courmacher, kurz, ein schlechtes Subjekt ist, ihre Tochter zum Tanz auffordert; wollte dagegen Einer sie auffordern, der sonst ein ganz vortrefflicher Mensch wäre, aber keine Handschuhe trüge, so würde sie ganz gewiß sagen: „Mein Kind, es schickt sich nicht, daß Du mit einem solchen Menschen tanzest!“ — Aber, wie spät mag es sein? liebe Frau, müssen wir auch aufbrechen?

Es ist neun Uhr vorbei, entgegnete die Majorin, ihren Stuhl zurückschiebend.

Wollen Sie schon gehen? sagte die Räthin mit kühler Höflichkeit. Wollen Sie nicht vorher noch ein Stückchen Kuchen essen?

Man dankte für das gütige Anerbieten und stand auf; die Damen rollten ihre Arbeit zusammen, die Herren holten diensteifrig Mäntel und Hüte herein. Während seine Eltern und Marie sich einhüllten für den Gang durch die nächtliche Winterluft, nahm Ernst ziemlich kühl Abschied von seiner Braut, die kaum Zeit hatte, ihm Adieu zu sagen, da sie im eifrigen Gespräch mit Julius über die projektirte dramatische Vorstellung war.

Kommst Du morgen wieder zu mir, Ernst? fragte sie gleichgültig.

Ich weiß noch nicht, vielleicht! engegnete er, eben so. Gute Nacht; ich sehe, meine Eltern sind schon fort

Er eilte die Treppe hinunter, zu Marie, die ihn mit freundlichem Blicke bewillkommnete, und gleich das Gespräch wieder aufnahm, das der Aufbruch der Gesellschaft gestört hatte. Die Eltern waren einige Schritte voraus; so gingen die jungen Leute plaudernd nebeneinander. Ernst sprach jetzt, seiner aufmerksamen, gleichgesinnten Jugendfreundin gegenüber, ohne Rückhalt all' die Gedanken aus, welche die Ereignisse des Abends in ihm erregt hatten, die er aber den spöttelnden oder gleichgültigen Mienen seiner Zuhörer in Rosens Hause gegenüber, nur angedeutet oder ganz verschwiegen hatte.

Wenn ich so mit Dir spreche, Ernst, sagte Marie, so fallen mir immer die Worte von Göthe ein: „Wie schrecklich ist es, daß uns auf dieser Erde nicht allein das Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist." Es wäre möglich, sehr möglich, eine unsägliche Menge von Elend von der Erde zu verbannen, es gehörte nur ein wenig Einsicht und ein wenig guter Wille dazu, und es geschieht doch nicht. Das ist es, was mich am traurigsten macht.

Und doch Marie, entgegnete der junge Mann, liegt darin der beste Trost für die Zukunft. Eben, weil es möglich ist, das traurige Loos der Armen zu erleichtern, eben, weil dies traurige Loos nur eine Folge verkehrter, menschlicher Einrichtungen ist, die abgeändert werden können, deshalb wird es auch erleichtert werden; und die schreckliche Noth dieses Jahres wird auch das Ihrige dazu beitragen, daß es besser wird, denn sie bringt es Hunderten und

Tausenden, die sonst gedankenlos fortlebten, zum Bewußtsein, wie elend das Dasein von Millionen ihrer Mitgeschöpfe ist, sie stellt es den Staatsmännern klar vor Augen, daß der bestehende Zustand geändert werden muß, daß er nicht länger haltbar ist; sie zeigt ihnen, welche Folgen daraus entstehen, wenn man die Grundlage jedes Staates, den Ackerbau, auf so entsetzliche Weise vernachlässigt, ihn durch unverständige Gesetze und Belästigungen jeder Art zum elendesten aller Gewerbe macht. Wenn die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten, das heißt: wenn den Menschen recht klar wird, daß irgendwo ein großer Uebelstand ist, so strengen sie ihre Kräfte an, und helfen diesem Uebelstand ab.

Aber, es giebt so viel, so unendlich viel Schlechtes auf der Welt; die Menschen sehen es ein, und lassen es doch bestehen, sagte Marie trübe.

Dann sehen sie es noch nicht klar genug ein, oder es sind noch zu Wenige, die es einsehen. Es wird doch besser in der Welt. Ich denke bei allen solchen Dingen an die Hexenprozesse und an die Tortur; als die allgemeine Ueberzeugung sich gegen diese gräulichen Vorurtheile erhob, mußten sie verschwinden. So wird sich auch die allgemeine Ueberzeugung bald siegreich gegen die unheilvollen Vorurtheile erheben, die in diesem Augenblicke herrschen; sie wächst von Tag zu Tag. Hast Du nicht bemerkt, daß sogar die alten Tanten ganz demokratisch sich äußerten? — Aber hier ist mein Scheideweg, Ma-

riechen, ich muß Abschied nehmen. Und nun sage ich Dir noch einmal herzlichen Dank.

Wofür? fragte sie verwundert.

Für Deine Großmuth, für Dein reiches Geschenk, entgegnete er.

Ach, daran dachte ich gar nicht mehr, sagte sie einfach.

Unter hundert Mädchen hätte nicht eins so gehandelt, wie Du, fuhr er lebhaft fort. Deinen liebsten, werthvollsten Schmuck — —

Ernst, ich bitte Dich, hör' auf, sagte sie, und sah ihm heiter lachend in's Gesicht. Wie kannst Du solche Redensarten gegen mich gebrauchen? Rechnest Du es Dir etwa als großes Verdienst an, wenn Du den Armen giebst, was Du entbehren kannst? Würdest Du es nicht sogar schon übel nehmen, wenn man sagen wollte, Du gäbest Dein Geld den Armen, weil es Dir Vergnügen machte, zu helfen? Hältst Du es nicht für Deine Pflicht, nach Deinen Kräften Hülfe zu leisten? Und mir willst Du Lobsprüche machen, weil ich einige häßliche, überflüssige Steine hergebe? Meinst Du, ich wäre schlechter, als Du!

Schlechter als ich, Du, Mariechen?! besser, hunderttausend Mal besser, ein Engel bist Du! rief der junge Mann enthusiastisch und drückte innig ihre Hand, die sie ihm zum Abschiede hingereicht hatte. Gute Nacht, Mariechen! Gute Nacht, Vater und Mutter.

Gute Nacht! antwortete Marie, ihren Pflegeeltern nacheilend, die eine Strecke voraus gegangen waren,

während sie von Ernst Abschied nahm. Gute Nacht! rief sie noch einmal von Weitem ihm zu.

Trotz der scharfen Kälte stand er noch einige Augenblicke still und sah ihr nach. Dann setzte er langsam seinen Weg nach Neuburg fort. Eine Fülle von enthusiastischen, edlen, menschenfreundlichen Gedanken durchwogte seine Seele. Die Noth in der armen Hütte, an welcher in diesem Augenblick sein Gang ihn vorbeiführte, das von der Gräfin beabsichtigte Wohlthätigkeitsfest, der Prolog, den Rose dichten sollte, Alles, was ihn an diesem Abende beschäftigt hatte, tauchte wieder in seiner Erinnerung empor. Vorzüglich war es aber Marie, die vor seinem innern Blicke stand, an die er alle Bemerkungen in Gedanken richtete, von deren Lippen ihm jede neu auftauchende Idee zu strömen schien. Er war in der begeisterten Stimmung eines Dichters. Immer klarer, in immer schärferen, bestimmteren Umrissen, zu wirklichen Gestalten verdichtet, standen seine Ideen vor ihm, gruppirten sich, bildeten ein Ganzes, ein Spiegelbild dessen, was in seiner Seele sich bewegte. Bis nach Mitternacht saß er, zu Hause angekommen, nachsinnend in seinem Sopha; dann legte er sich nieder, aber die unruhige Thätigkeit seines Geistes hielt den Schlaf ferne. Der frühe Morgen des nächsten Tages fand ihn am Schreibtisch; es war spät am Abend, als er die Feder niederlegte und mit einem sonderbar gemischten Gefühle das Gedicht las, welches vollendet vor ihm lag und den Titel trug: Die Sendung der Wohlthätigkeit.

3.

Die Sendung der Wohlthätigkeit.

Personen:

Reichthum.	Ackerbau.
Handel.	Dichtkunst.
Industrie.	Tonkunst.
Mechanik.	Schauspielkunst.
Gesetzgebung.	Baukunst.
Wissenschaft.	Wohlthätigkeit.

(Reichthum, in prächtigem morgenländischem Costüme, eine goldene Krone auf dem Haupte, sitzt auf einem hohen Throne. Ihm zur Seite, eine Stufe niedriger, stehen rechts Handel und Gesetzgebung [Gesetz hat die eine Hand auf den Thron gelegt, wie zum Schutze], links Industrie und Mechanik. Noch eine Stufe tiefer steht rechts der Ackerbau, links Wissenschaft, auf deren Schulter Mechanik sich stützt. Unten, an den Stufen des Thrones, stehen an der einen Seite Hand in Hand Tonkunst und Schauspielkunst, an der andern Seite die Baukunst. Neben der Baukunst, ziemlich in der Mitte der ganzen Gruppe, die Dichtkunst.)

Dichtkunst (zum Reichthum).

Dir, Reichthum, tönet laut der Dichtkunst Lied!
An Deiner Huld erblühn die Künste, wie
Die Blum' erblüht am warmen Sonnenstrahl.
Wo du erscheinst, ist Freud' und Muth und Glück,
Schlägt frei das Herz und voll Begeisterung.

Die Künste (zugleich).

Dir huld'gen alle Künste.

Wissenschaft.

Wissenschaft

Dankt Deinem Schutze, daß sie frei die Schwingen
Entfalten darf.

Ackerbau.

Durch Deine Hülfe schafft
Der Ackerbau zum Garten öde Wüsten.

Handel.

Dein huldvoll Lächeln giebt dem Handel Muth,
Durch Land und Meer, durch glüh'nden Wüstensand
Und ew'gen Schnee sich Wege kühn zu bahnen.

Industrie.

Stolz rühmt sich Deiner Freundschaft Industrie.

Mechanik.

Heil Dir, Du Zauberer! Du führest aus,
Was still Mechanik sich ersann. Wir beide
Vereint, bekämpfen siegreich Raum und Zeit.

Wissenschaft.

Dir huldigt Alles, das da strebt.

Gesetz.

Und das
Gesetz steht schirmend Dir zur Seite.

Wohlthätigkeit.

(kommt von der entgegengesetzten Seite herein und geht auf den Thron des Reichthums zu; auf halbem Wege bleibt sie aber schüchtern stehen und bedeckt einige Augenblicke das Gesicht mit der Hand. Dann spricht sie traurig:)

Ach!

Mir fehlt der Muth, — es klopft mein Herz, — ich wag'
Es nicht, zum Thron des Reichthums hinzutreten.
Mein Auge füllt mit Thränen dieser Glanz;
Es ist gewöhnt an's Dunkel armer Hütten,
An hohle Wangen, die das Elend bleichte,
An Augen, deren Glanz verlöscht vom Weinen.
Mich ängstigt diese Pracht; was soll ich reden?
Wo find' ich Worte, die an's Herz des Reichthums
Gewaltig dringen, daß er mitleidsweich
Sein Füllhorn öffnet für die Armuth? — Ach,

Ich bin es nicht gewohnt, mit Glücklichen
Zu reden, die das Elend nie gekannt.
Wer stets auf weichem, warmem Pfühl entschlummert,
Der fühlt die Qual nicht mit, auf hartem Stroh,
Vom Frost geschüttelt, der den Schlaf verbannt,
Die langen, dunkeln Nächte sich zu winden;
Wem Ueberfluß von reichen Tafeln winkt,
Wie kann der wissen, was es heißt: zu hungern?
(Pause, in der sie schweigend vor sich hinsieht.)
Wie in das uferlose Meer, schau' ich
In's unermeßlich große Leid des Armen,
Das stündlich wächst. — Ach, wenig Monden sind's
Da schauten noch mit hellem Blick viel hundert
Zufried'ner Väter froh auf Weib und Kinder,
Die rosig blühend und voll Lust und Leben.
Da kam die Noth, die fühllos harte; Theurung
Und strenger Winter zeigten ihr den Weg.
Sie schlich sich in die Hütten. Fruchtlos kämpften
Die Armen mit dem fürchterlichen Gast.
Sie wich nicht wieder, wächst mit jeder Stunde.
Den letzten Vorrath hat sie aufgezehrt,
Vor ihrem Hauch erlosch des Herdes Flamme.
Jetzt schaut nicht mehr mit frohem, hellem Blick
Der Vater auf sein Weib und seine Kinder;
Mit Schaudern sieht er, wie von Frost und Hunger,
Die Wangen seiner Lieben bleich und bleicher
Mit jeder Stunde werden; hört ihr Jammern,
Und kann nicht helfen, ach! — und kann nicht helfen!
Er sieht sie sterben, langsam, Zoll für Zoll,
Und kann nicht helfen! — Es zerreißt das Herz mir! —
O könnt' ich nur den Reichthum in die Hütten
Der Armuth führen, daß mit eig'nen Augen
Die Noth er sähe, daß es klar ihm würde,
Wie elend, wie verlassen seine Brüder!
Ihm würde weich das Herz, er würde helfen.
Der bleichen Mutter würd' er Nahrung bringen

Für ihr verschmachtend Kind; an's harte Lager
Des Kranken, der umsonst nach Labung lechzt,
Würd' er den Arzt, den Helfer, rettend senden;
Das harte, kalte Stroh würd' er verwandeln
In warme Decken, die ihn weich umhüllen;
Von Neuem würd' er auf dem kalten Herde
An dem die blassen Kinder zitternd stehn,
Des Feuers helle, lust'ge Glut entfachen.
Das Elend würde flieh'n bei seinem Anblick.
— Ich geh' zu ihm; zurufen will ich ihm:
(halb zum Publikum)
„Hilf Deinen armen Brüdern! Rette sie!
O denk' an Deine Lieben, denk', sie flehten
Um Brod, sie hungerten, sie zitterten
Im Frost des Winters und des Hungers! Hilf!
Eh' es zu spät, eh' Menschen, Deine Brüder,
Den Tod des Hungers sterben! Hilf, Du kannst es!"
(sie geht entschlossen auf den Thron des Reichthums zu).

Handel.

Was will das Weib im ärmlichen Gewand?

Industrie.

Was treibt sie hieher, wo der Reichthum thront?

Gesetz.

Bannt sie aus seiner Näh! Sie ist gefährlich. —

Wohlthätigkeit (bittend).

Laßt mich zu ihm, o treibt mich nicht zurück.
Die Armuth sendet mich — —

Gesetz.

Zurück!

Wohlthätigkeit

(weicht schüchtern zurück).

Alle Andern

(treten dichter zusammen, ihr den Eingang zu wehren).

Dichtkunst
(wendet sich halb nach ihr um, bewegt).
Wer ist sie?
Mein Herz wallt auf beim Laut der milden Stimme.

Wohlthätigkeit.
Sie stehen, dicht wie eine Mauer, zwischen
Dem Reichthum jetzt und mir; so sieht er nichts
Als Glück, so sieht er nie der Armuth Noth,
So hört er nie das Jammern seiner Brüder,
So hilft er nie! —

Dichtkunst
(die immer nach ihr hingesehen, tritt zu ihr).
Wer bist Du, sanfte Fremde?

Wohlthätigkeit.
Wohlthätigkeit, des Armen einz'ge Freundin.
Und Du?

Dichtkunst.
Die Dichtkunst!

Wohlthätigkeit (freudig).
Wie, die Dichtkunst? Sei
Gegrüßt mir tausend Mal! Jetzt hoff' ich wieder!
Du wirst mir helfen, Deine mächt'ge Stimme,
Sie kann an's Ohr, an's Herz des Reichthums dringen.
Du wirst der Armuth heil'ge Sache führen.

Dichtkunst.
Der Armuth soll ich dienen? Meine Leyer
Tönt nur dem Großen, Glänzenden und Schönen.

Wohlthätigkeit.
Der Armuth Leid ist riesengroß, es glänzt
Die Thräne auch, des Kummers bittre Thräne;
Und giebt es Schön'res, als in's Haus des Elends
Die Freude bringen, in verweinten Augen
Das längst vergeß'ne Lächeln wieder wecken?

Dichtkunst (schwankend).

Du rührst mein Herz — —

Wohlthätigkeit.

Du bist ein Kind des Volkes;
Nicht auf der Menschheit Höh'n stand Deine Wiege.
Du weichtest oft Dein hartes Brod mit Thränen!
Das zeugt: Du sollst des Armen Freundin sein,
Des Leidenden. Umsonst gab Dir der Himmel
Die Macht nicht, auch das strengste Herz zu rühren.

Dichtkunst (feurig).

Du regst der Seele Tiefen mir gewaltig
Mit Deinen Worten auf! Nimm meine Hand!
Dir weih' ich mich, wohlthun will ich, wie Du,
Den Armen, Leidenden, Verlass'nen; will
Die Künste alle, meine Schwestern, werben
Für Deinen Dienst; will zu der Wissenschaft,
Zum Ackerbau, und zum Gesetze sprechen:
Helft! Rettet! Einet Euch mit uns zum Bunde!
Zum Reichthum will ich meine Schwestern senden,
Tonkunst und Schauspielkunst, er neigt zu ihnen
Sein Füllhorn lieber als zur Dichtkunst.

Wohlthätigkeit

(indem Dichtkunst zu den andern Künsten tritt).

Heil
Dir, Dichtkunst! hoffnungsvoll begrüß' ich Dich,
Als ersten Lichtstrahl in der Nacht des Elends.

Dichtkunst

(zu Tonkunst und Schauspielkunst).

Ihr Schwestern, Himmelstöchter, die gesandt
Als Trost im Leid, als helle Freudenrosen
Auf dunklem Lebenspfade, seht, Euch winkt
Wohlthätigkeit; sie ruft Euch bittend zu:
„Erweicht des Reichthums Herz für meine Armen!"

Tonkunst.

Tonkunst, die göttliche, als Bettlerin?!

Dichtkunst.

Zeig' es durch Wohlthun, daß Du göttlich bist.

Schauspielkunst.

Der Schauspielkunst ist gar zu fremd die Armuth,
Nur Pracht und Hoheit lieb' ich.

Dichtkunst
(zeigt auf die Wohlthätigkeit).

Rührt Dich denn
Dies sanfte Auge nicht?

Schauspielkunst (ergriffen).

Ja, dieses Antlitz
Bewegt das Herz mir.

Wohlthätigkeit (bittend).

Kommt zu mir!
Reicht mir die Hand!

Tonkunst.

O, diese weiche Stimme
Schlägt mit verwandtem Klang an meine Seele.

Tonkunst und Schauspielkunst
(eilen zur Wohlthätigkeit, und bleiben rechts neben ihr stehen).

Dichtkunst.
(zur Baukunst.)

Baukunst? Willst Du allein von allen Künsten
Gefesselt bleiben an des Reichthums Thron?

Baukunst.

Ich kann nur mit dem Reichthum Hand in Hand
Palläste bau'n und hohe Dome.

Dichtkunst.

Dome?
Bau' Dome, wenn Du erst die morschen Hütten,
Die finstern Höhlen, wo die Armuth jammert,

In Wohnungen für Menschen umgewandelt.
Der, dem Du Dome bauſt, hat ja geſagt:
„Was Ihr gethan dem ärmſten meiner Brüder,
Das habt Ihr mir gethan!“ Bau' für die Armuth!
Gott wohnt in Tempeln nicht von Menſchenhand.

(ſie führt Baukunſt zur Wohlthätigkeit.)

Induſtrie.

(zur Geſetzgebung.)

Sieh hin, wie lichten ſich die Reih'n! die Künſte
Stehn Hand in Hand dort mit Wohlthätigkeit,
Der Bettlerin. — Ein Anſchlag auf den Reichthum.
Du mußt ihn ſchützen.

Handel.

Wie? bekümmert's Dich,
Daß ſich die Kunſt entfernt? Sie ziehe hin!
Sie nutzt ja nicht, entzog uns nur die Gunſt
Des Reichthums.

Mechanik.

Bleibt uns doch die Wiſſenſchaft!
Die nützt uns mehr, als alle freien Künſte.

Dichtkunſt.

(die zurückgekehrt iſt.)

Die Wiſſenſchaft? O nein, ſie bleibt Euch nicht!
Seht Ihr, ſchon hat ſie zur Wohlthätigkeit
Das Haupt gewandt; des armen Volkes Ruf
Iſt auch an's Ohr der Wiſſenſchaft gedrungen.
Wohl war ſie lang dem Leben abgewandt,
Einſam in ſtiller Klauſe; wohl hat ſie
Nach oben lange nur den Blick gerichtet,
Und nur dem Glücklichen gedient; doch iſt
Auch ſie ein Kind des Volks, ſie wird fortan,
Gleich einem Baum, der ſtark empor gewachſen,
Den Boden ſegnend ſchirmen, d'rin ſie wurzelt.

Wiſſenſchaft

(tritt raſch zu ihr und ergreift ihre Hand.)

Dichtkunst

(behält die Hand, und wendet sich zum Ackerbau.)
Gieb Du auch Deine Hand mir, treu'ster Sohn
Der Erde, Ackerbau!

Wissenschaft.

Sei uns Gefährte!
Du hast die Kraft, Du kannst der Armuth helfen.
Die Oede wandelt unter Deinen Händen
Zum Fruchtfeld sich; Du einzig schaffst, was nöthig,
Was unentbehrlich ist.

Ackerbau.

Wohl könnt' ich helfen,
Wohl ist voll Kraft mein Arm, und reichlich Brod
Liegt noch für all' die Armen, die jetzt hungern,
Verborgen in der Erde Schooß, und wartet
Nur auf die Hand, die es zu Tage fördert;
Ja, hättet Ihr dem Ackerbau verächtlich
Den Rücken nicht gewandt, nicht jede Hülfe
Ihm seit Jahrhunderten versagt: Die Noth,
Die riesengroß durch Städt' und Dörfer schreitet,
Wir hätten nimmer sie geschaut. — Ihr habt
Mich ganz allein gelassen, Alles hat sich
Zur Industrie gewendet; Wissenschaft
Dient ihr, sie ist des Reichthums liebstes Kind,
Und selber das Gesetz bevorzugt sie.

Industrie.

Mit Recht! Was bist Du neben mir? Wie ärmlich
Erscheint Dein schlicht Gewand bei meiner Pracht!

Ackerbau.

Der Armuth, ihrer Sorg' und Mühe, dankst
Du Deinen Glanz; das Gold, die edlen Steine,
Die Dich umschimmern, hat aus tiefem Schacht
Die Armuth Dir geholt, Dein Prachtgewand,
Die Armuth hat's gewebt mit Thränen.

Industrie.

Kleide
Ich Millionen nicht? Wirft meine Hand
Nicht Gold in Millionen fleiß'ge Hände?

Ackerbau.

Den Hungernden speist Brod, nicht Gold. Das Brod
Ist's, was dem Armen fehlt, und Brod verschafft
Der Ackerbau nur.

(zu Wissenschaft und Gesetzgebung.)

Wendet Euch zu mir,
Verleiht mir Schutz und Beistand, und die Noth
Wird fliehen, wie der Nebel vor der Sonne.
Die Erd' ist reich, kein's ihrer Kinder will
Sie darben lassen, Allen gönnt sie Nahrung.

Wissenschaft

(tritt zum Ackerbau und spricht zur Gesetzgebung).

Reich' ihm die Hand, Verleih' ihm mächt'gen Schutz!

Gesetz.

Er mag sich selber helfen. Schützen muß ich
Den Reichthum, er hat Feinde.

Dichtkunst.

Soll die Armuth
Denn hülflos bleiben? O, die Menschenliebe
Die Tugend mahnt Dich — —

Gesetz.

Nicht der Liebe wegen,
Des Friedens wegen waltet das Gesetz.

Wissenschaft.

Willst Du den Frieden wahren, hilf der Armuth!
Dich mahnt die ernste Zeit, o säume nicht. —
Schon ging Britannien Dir voran: reich' schützend
Die Hand dem Ackerbau.

Gesetz

(steigt vom Thron und tritt zum Ackerbau).

Ackerbau
(zwischen Gesetz und Wissenschaft stehend).
Heil mir, jetzt fühl'
Ich Kraft und Muth, jetzt wird in reiche Saaten
Sich jede Oede wandeln.

Dichtkunst.
Kommt, voll Sehnsucht
Erwartet Euch Wohlthätigkeit.

Mechanik.
Verläßt
Mich Wissenschaft, mein treuester Gefährte?!

Wissenschaft.
Folg' uns, Mechanik! Schon zu lange warst Du
Des Armen Feind, sei jetzt sein Freund! Was hilft's,
Daß Dich der Menschheit eine Hälfte segnet,
Wenn Dir die andere Hälfte flucht? Erleichterst
Du darum nur der Arbeit Last dem Armen,
Um ihm den Lohn der Arbeit zu entreißen?
O komm, laß fürder Hand in Hand uns sinnen,
Wie wir dem Elend wehren, wie wir Licht
In's Dunkel armer Hütten bringen. Komm!

Mechanik
(steigt vom Thron und geht mit dem Ackerbau, der Wissenschaft und dem Gesetz zur Wohlthätigkeit).

Wohlthätigkeit
(ruft ihnen freudig entgegen).
Willkommen, Dank Euch, daß Ihr kommt!

(sie tritt etwas vor; Dichtkunst stellt sich auf den Platz, wo Wohlthätigkeit gestanden hat, zwischen Baukunst und Schauspielkunst. An die Tonkunst reihen sich Mechanik, Wissenschaft, Ackerbau und Gesetz; Alle bilden so einen Halbkreis um die Wohlthätigkeit, der aber nach der Seite, wo der Reichthum thront, offen ist.)

Dichtkunst.

Der Weg
Ist frei zum Thron des Reichthums jetzt.

Wohlthätigkeit.

So will ich
Hingehn zu ihm, will's wagen, ihn zu bitten.

Schauspielkunst
(tritt mit der Tonkunst vor).

Nicht also, nein, Du sollst nicht selber bitten.
Wir wollen gehn, Tonkunst und ich; uns Beiden
Hat er sich huldvoll stets gezeigt, hat oft
Sein Füllhorn ausgeschüttet über uns.
Gern lauscht er unsrer Stimme, folgt uns gern;
Wir schmeicheln ihm vom Thron, wir führen ihn
Zu Dir.

Tonkunst und Schauspielkunst
(treten zum Thron des Reichthums).

Reichthum.

Wo weiltet Ihr so lang, Ihr Künste?
Ich sehnte mich nach Euch; Ihr wißt, ich liebte
Vor Allem Eure heitern Freuden stets.

Schauspielkunst.

Die Zeit ist ernst, und selten wagt der Scherz
Sich jetzt ans Licht, und thut er's, muß er gleich
Dem Ernst der Zeit sich dienstbar zeigen.

Reichthum.

Kümmert
Es mich, ob ernst die Zeit?!

Tonkunst und Schauspielkunst
(steigen die Stufen des Thrones hinauf, und ergreifen Jede eine Hand des Reichthums.)

Schauspielkunst.

Du bist uns oft
Gefolgt schon, hast gefällig unsrer Führung

Dich überlassen, folg' uns denn auch heute,
An unsrer Hand steig' nieder von dem Throne.

Reichthum.

(läßt sich von dem Throne herunter führen).

Handel und Industrie (folgen ihm).

Reichthum

(während des Heruntersteigens:)

Sagt, welche Lust habt Ihr mir zubereitet?
Wohin denn führt Ihr mich?

Schauspielkunst.

Die höchste Lust
Die für ein fühlend Herz die Erde beut,
Des Wohlthuns Lust! Du sollst auf bleiche Wangen
Der Freude Rosen zaubern, sollst die Thränen
Des Kummers trocknen, sollst aus armen Hütten
Das Elend scheuchen, die Verzweiflung! — Wallt
Dein Herz nicht auf in freudenvoller Ahnung?

(sie hat bei diesen Worten den Reichthum zur Wohlthätigkeit geführt.)

Handel und Industrie

(schließen sich an die Gesetzgebung an; Tonkunst und Schauspielkunst reihen sich an die Industrie. Alle bilden so einen Halbkreis um Reichthum und Wohlthätigkeit.)

Reichthum

(sieht Wohlthätigkeit eine Zeitlang schweigend an, sehr bewegt:)

Wer bist Du? mich bewegt Dein Anblick tief!
Wer bist Du, sprich?

Wohlthätigkeit.

Wohlthätigkeit.

Reichthum.

Mir bebt
Das Herz bei dieser süßen Stimme Ton.
Ich sah Dein Antlitz nie, und dennoch fühl' ich

In tiefster Seele: Hand in Hand mit Dir
Zu wandeln, muß die höchste Wonne sein.
Mein Herz gebeut mir, Dir zu huld'gen, Dir
Zu Füßen meine Schätze hinzustreu'n.
Nimm, nimm mein Füllhorn!
(er reicht ihr das Füllhorn.)

Wohlthätigkeit.

Wie, Dein Füllhorn, mir?
O Dank Dir, Dank! Jetzt kann ich Thränen trocknen,
Jetzt kann ich helfen! Welches Glück! O Dank!

Reichthum.

Komm, bleib' nicht länger hier im niedern Dunkel!
Laß mich zum Thron Dich führen; Du allein
Bist seiner würdig, Du sollst künftig herrschen.
(ergreift ihre Hand und will sie zum Thron führen).

Wohlthätigkeit

(seine Hand festhaltend).

Ich herrschen! Ich auf hohem Thron? O nein,
Wie sollte da zu mir der schwache Ruf
Der bangen Armuth dringen? Nein, nicht herrschen,
Nur dienen will Wohlthätigkeit. Sie darf
Nicht warten, bis man Hülfe von ihr fordert,
Aufsuchen muß sie die verschwieg'ne Noth,
Die schamhaft sich verbirgt vor fremdem Auge.
Ihr ziemt Gepränge nicht, es würde ja
Verletzen nur die Armen, die Verlass'nen,
Wie helles Licht ein wundes Auge. — Steig'
Auch Du nicht wieder auf den Thron, bleib' bei mir!
Laß Deine Hand mir, sei mein Freund!

Alle.

Heil, Heil
Dem neuen Bund. Wohlthätigkeit und Reichthum!

Wohlthätigkeit.

Voll muth'ger Hoffnung schlägt mein Herz! Es tagt!
Die dunkle Nacht der Armuth wird sich lichten.
Wenn Alles helfend mir die Hände reicht,
Wenn Reichthum sich, wenn Alles, was da strebt,
Gesetz und Wissenschaft, der Ackerbau,
Gewerbe sich und Künste mit mir einen,
Dann wird, dann muß die Noth verschwinden.
(zu der ganzen Gruppe)
Wollt
Ihr treu mir sein, all' Eure Kräfte widmen
Dem großen Werke; nimmer müde werden,
Eh' es vollbracht?

Alle
(heben die Hände auf).
Wir wollen treu Dir beistehn.

Wohlthätgkeit
(kommt mit dem Reichthum weiter vor. Die ganze Gruppe ist von rosigem Scheine erhellt).
So reicht zum heil'gen Bunde Euch die Hände!

Alle (thun es).

Wohlthätigkeit.

Vereinigt so, bekämpfen wir die Noth;
Wir werden siegen, Qual und Elend wird
Der Freude weichen, der Zufriedenheit.
Die Thränen trocknen wir der armen Brüder,
Sie heben froh den Blick, sie lächeln wieder.
(der Vorhang fällt).

4.

Das Weihnachtsfest fiel im Jahre 1846 auf einen Freitag; so schloß sich also der Sonntag, den Wild bei seiner Braut zuzubringen gewohnt war, unmittelbar an den zweiten Weihnachtstag, welchen er am Schreibtisch verlebt hatte. Als er sich am Sonntag Nachmittag bereit machte, nach der Stadt zu gehen, fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er Emma am Freitagabend gesagt hatte, er würde vielleicht am andern Tage zu ihr kommen. Er hatte über seinem Gedichte dies Versprechen ganz vergessen. Er machte sich um so stärkere Vorwürfe wegen dieser Vergeßlichkeit, weil ihm jetzt alle die kleinen Mißhelligkeiten einfielen, die am Weihnachtsabend zwischen Emma und ihm vorgefallen waren, und weil er fürchtete, sie könne sein Ausbleiben so deuten, als wenn er böse sei, oder sich beleidigt fühle. Es fiel ihm ein, daß er Manches gesagt hatte, was allerdings verletzend für Emma war, daß er sie sogar einige Male beschämt hatte; sie war freilich nicht sehr liebenswürdig gegen ihn gewesen, aber vielleicht hatte er das selbst ein wenig verschuldet, durch zu große Freundlichkeit gegen — Andere. Und wenn er jetzt mit ruhigem Blute, nachdachte, so hatte er sich doch wohl ein wenig zu scharf über das Geschenk von Norden ausgesprochen. Es that ihm sehr leid, sie durch sein Ausbleiben, durch eine wirkliche Vernachlässigung, noch mehr verletzt zu haben. Kurz, er war

sehr weich und versöhnlich gestimmt, und nahm sich vor, heute durch verdoppelte Liebe und Freundlichkeit das Geschehene vergessen zu machen. Um sich zu entschuldigen und zugleich um ihr einen Beweis seines Zutrauens zu geben, seines Wunsches, auch sein geistiges Leben gemeinschaftlich mit ihr zu leben, steckte er das Gedicht zu sich, welches ihn gestern so angelegentlich beschäftigt hatte. Dann nahm er sich vor, ihr heute nachträglich das Christgeschenk zu kaufen und mitzubringen, dessen Ausbleiben ihr am Freitagabend so unangenehm gewesen war.

Als er, so ausgerüstet, zu Emma ins Zimmer trat, bemerkte er jedoch sogleich, daß er sich unnöthigerweise Sorge gemacht habe. Sie saß mit der Mama und Julius an dem Sophatisch, auf welchem ein ganzer Haufen von Büchern und Kupferstichen lag. Auf der Sophalehne, auf dem Claviere, auf allen Tischen und Stühlen lagen Schmuck- und Putzsachen, Kleider, Tücher, Bänder, Blumen und dergleichen Dinge umher.

Guten Tag, Ernst! rief sie ihm fröhlich und unbefangen entgegen. Du kommst, wie gerufen. Komm geschwind her und hilf mir wählen.

Er entschuldigte sich, daß er gestern nicht gekommen sei.

Sie fiel ihm ins Wort, indem sie einen Stuhl für ihn frei machte: Es war gut, daß Du nicht kamst. Ich bin den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen. — Hier ist eine Menge von Kupferstichen, Ernst; wir suchen

aus, was sich am besten zu lebenden Bildern eignet, das heißt, zu solchen, worin ich die Hauptfigur bilde. Hier: Jephta's Tochter; Hagar in der Wüste; Esther vor Ahasverus — — — — —

Du, mit Deinen blonden Locken, Deinem Stutznäschen und Deiner weißen Haut wirst doch keine Orientalin vorstellen wollen? entgegnete Wild lächelnd, und trat lebhaft näher. Etwas Altdeutsches mußt Du Dir aussuchen; eine Burgfrau, mit dem Burgkaplan Schach spielend, oder — — hier, Faust und Gretchen, von Mephisto belauscht.

Was hast Du da in der Hand? unterbrach sie ihn.

Eine Kleinigkeit für Dich, ein verspätetes Geschenk vom Christkindchen, sagte er, und reichte ihr das Paketchen hin.

Es enthielt einen hübschen einfachen Kleiderstoff. Sie rollte ihn vergnügt auseinander.

Das ist allerliebst! rief sie. Mama, daraus ließe sich ein wunderhübsches altdeutsches Costüm machen, meinst Du nicht? Wenn man es mit blauem Bande besetzte. — — — Ich möchte doch wohl das Gretchen machen. Aber, Julius, Du sagst ja gar nichts, Du sitzest da wie ein Träumer, Du siehst nicht und hörst nicht.

Ach, sagte Rose verdrießlich, der unglückliche Prolog quält mich. Gestern und heute den ganzen Tag habe ich gesonnen und gesonnen, und habe nicht einen einzigen Vers zu Stande gebracht. Ich bin durchaus nicht in der Stimmung, zu dichten, der Kopf

ist mir ganz kraus von lauter Plänen und Projecten. Und doch muß ich einen Prolog schaffen; Die Gräfin sagt, wie der Director im Faust:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie.

Vielleicht bin ich im Stande, Dir aus der Noth zu helfen, sagte Ernst. Ich habe gestern einige Gedanken niedergeschrieben, die Du vielleicht benutzen kannst, ganz oder theilweise, wie es Dir gefällt. Ich habe das Gedicht zu mir gesteckt, um es Emma zu zeigen; hier ist es.

Du hast ein Gedicht gemacht? fragte Rose mit einem ungläubigen Lächeln. Man merkte deutlich an seinem Tone, daß er seinem Schwager keine große poetische Gaben zutraute. Er nahm das Heft, welches Ernst ihm hinreichte, mit all' der unhöflichen Nachlässigkeit, die nur Freunde und Verwandte sich in solchen Fällen erlauben.

Das ist entsetzlich lang! sagte er mit halbem Gähnen, während er es durchblätterte, Deine Begeisterung leidet, wie es scheint, nicht an kurzem Athem.

Wenn Du fürchtest, daß es Dich zu sehr anstrengen würde, es zu lesen, so gieb es mir wieder, entgegnete Wild ruhig, aber mit ernstem Tone. Er fühlte sich verletzt, nicht sowohl durch den Ton seines Schwagers, als durch den Umstand, daß Emma sich zu ihrer Mama gewandt hatte, und eifrig mit derselben über ihre Kleider schwatzte, als wenn der Gegenstand, über welchen die beiden Herren sprachen,

ihrer Aufmerksamkeit gar nicht werth sei. Er mußte sich unwillkürlich an die Zeit erinnern, wo sie noch nicht verlobt waren, und wo sie es immer mit außerordentlicher Freundlichkeit, ja mit Dankbarkeit, wie eine Ehre aufgenommen hatte, wenn er ihr Einiges von dem, was er für Zeitschriften schrieb, mittheilte.

Er streckte die Hand aus, sein Gedicht wieder zu nehmen, aber Rose hielt es fest.

Ich muß doch sehen, wie Deine Weisheit sich in Versen ausnimmt, sagte er, seinen Ton in's Scherzhafte stimmend. Sieh, Du machst Dir es bequem! Reimlose Jamben. Personen: Reichthum, Dichtkunst! — — Dacht' ich mir's doch, daß es allegorisch sein würde!

Er zog sich ein wenig zurück, um bequem zu lesen. In seiner Seele kämpfte der Wunsch, die Verse seines Freundes schlecht zu finden, mit dem Wunsche, durch dieselben der Mühe überhoben zu werden, selbst einen Prolog zu machen. Der letzte siegte immer mehr, je weiter er las. Aber er konnte sich doch eines geheimen Aergers nicht erwehren. Bis jetzt hatte er sich seinem Schwager in allem, was Poesie heißt, unendlich überlegen geglaubt, und diese vermeintliche Ueberlegenheit hatte ihn immer getröstet und erhoben für die Niederlagen, die er in andern Fächern nicht selten erlitt. In seinen Augen war er ein „Genie" und Wild ein bloßer „Verstandesmensch" ein Unterschied im Reiche des Geistes, wie im wirklichen Leben zwischen einem Adelichen und einem

Bürgerlichen; ein Adelicher, ebenso wie ein Genie, ist schon etwas durch seine Geburt, ohne sein Zuthun, ohne alle Mühe; wenn aber ein Bürgerlicher und ein Verstandesmensch etwas werden will, so muß er fleißig sein, sich sehr viel Mühe geben und wird doch niemals sechszehn Ahnen bekommen, oder ein Genie werden. Rose war nun freilich weit entfernt, diese seine Ansicht für umgestoßen zu halten durch Wilds Gedicht; im Gegentheil, er fand sie noch dadurch bestätigt. Er fand auch in diesen Versen ganz seinen Schwager wieder; es war rhythmische Prosa, Rhetorik, aber keine Begeisterung, verständige Gedanken, aber — keine Poesie. Rose war fest überzeugt, daß er selbst aus dieser Idee etwas ganz Anderes, wirklich Poetisches gemacht haben würde. Bei Alledem berührte es ihn doch sehr unangenehm, daß es Wild gelungen war, ein Gedicht zu machen, noch unangenehmer, daß es ihm sogar gelungen war, einen Prolog zu dichten, an welchem Rose verzagt hatte.

Wild ist bereits übermüthig genug, dachte er. Nun gar, da ihm

„— ein Vers gelingt in einer Sprache,
Die für ihn denkt,"

wird er sich für einen competenten Richter über Poesie halten. Daß Verse machen, selbst gute, schulgerechte Verse machen, und dichten zweierlei ist, wird man ihm niemals begreiflich machen können.

Während sein Schwager las und sich ärgerte, saß Ernst neben seiner Braut und besah Kupferstiche. Er hatte auf seiner italienischen Reise die Originale

von vielen dieser Bilder gesehen. Die Erinnerung regte ihn an, und er erzählte und beschrieb mit großer Lebhaftigkeit, was ihm vorzugsweise als schön und anmuthig im Gedächtnisse geblieben war. Die Mama und Emma hörten ihm aufmerksam zu; seine Erzählungen gaben ihnen eine Menge von Ideen für die Costüme und die Anordnungen der lebenden Bilder.

Schade, daß Du keine Zeit hast, uns zu helfen! sagte Emma, Du hast so viel gesehen, Du würdest uns manchen guten Rath ertheilen können.

In den nächsten vierzehn Tagen würde es mir ganz unmöglich sein, entgegnete Ernst.

O, es geht auch ohne Dich! fiel Rose ein. Wir haben ja zwei Maler, die mit Anordnung der Tableau's beauftragt sind.

Ernst wandte sich um, und hätte beinahe aufgelacht, als er den Ausdruck in seines Schwagers Gesichte sah. Er kannte ihn genau genug, um zu wissen, was in seiner Seele vorging.

Hast Du gelesen? fragte er.

Ja! war die gedehnte Antwort.

Ernst fühlte sich für einen Augenblick versucht, ihn direkt zu fragen: „Nun, wie gefällt es Dir?" und sich an seiner Verlegenheit zu weiden; er wußte, daß Rose nicht: „Schlecht!" sagen konnte, denn dann mußte er selbst einen Prolog machen, und: „Gut!" zu sagen — —! Er war überzeugt, daß Rose es nicht übers Herz bringen konnte. Im nächsten Augenblicke siegte aber seine Gutmüthigkeit, und er fragte

deshalb einfach: Glaubst Du, daß Du Einiges daraus gebrauchen kannst?

Es ist möglich, vielleicht! Ich will es der Gräfin vorlegen; jetzt gleich; ich wollte doch hin zu ihr. Sie wollte freilich eigentlich einen einfachen Prolog, Norden sollte ihn sprechen. Aber vielleicht — —. Darf ich Deinen Namen nennen?

Das mache, wie Du willst. Ich zweifle nur daran, daß mein Name die Verse in den Augen der Gräfin besser machen wird.

Wahrscheinlich nicht! lächelte Rose, immer noch etwas gezwungen. Emma, wenn der Prolog annehmbar gefunden würde, wäre auch eine Rolle für Dich darin, die Wohlthätigkeit.

Für mich? Noch mehr Rollen? sagte Emma nachlässig. Dann müßte ich mir noch wieder ein Costüm zurecht machen.

Das Costüm zu der Rolle der Wohlthätigkeit würde ganz einfach sein müssen, bemerkte ihr Verlobter. Ein griechisches Gewand, braun oder grau, großer schwarzer oder weißer Schleier, ohne allen Schmuck, ganz matronenhaft, und wo möglich, ohne Schminke.

Rose hatte, während Ernst sprach, das aufgeschlagene Heft vor Emma hingelegt, die es durchblätterte, um zu sehen, wie stark die Rolle sei.

„Was will das Weib im ärmlichen Gewand?" wird hier gesagt, fuhr Ernst fort. Auch in der äußern Erscheinung muß die Wohlthätigkeit einen Contrast bilden mit der prächtigen Gruppe, die den

Reichthum umgiebt, mit den hellen, heitern Farben, worin die Künste gekleidet sind.

Matronenhaft, ohne Schminke? wiederholte Emma, und schlug das Heft zu. Nein, ich danke, ich werde mich dem Publikum nicht wie eine Vogelscheuche vor Augen stellen. Ich kann überhaupt die Rolle nicht mehr lernen, sie ist mir zu lang.

Ich würde auch dagegen protestiren, wenn Du sie übernehmen wolltest, fügte die Räthin hinzu, Du darfst Dir auch nicht zu viel aufbürden.

Ich muß mich ohnedies schon zweimal umkleiden, sagte Emma; in dem ersten Lustspiel muß ich die Kammerjungfer machen, dann kommt das Tableau, worin ich eine Rolle habe, und in der Schlußgruppe muß ich ebenfalls mitwirken. Mama, neben Dir steht die Elle; gieb sie mir, ich will ausmessen, ob dieser Stoff hinreicht zu einem altdeutschen Kleide.

Sie schob bei diesen Worten das Gedicht ihres Verlobten ganz an die andere Ecke des Tisches, um Platz zum Messen zu gewinnen.

Der junge Mann war ganz bleich geworden. Nicht ihre rücksichtslose Unhöflichkeit, sein Gedicht keines Wortes, nicht einmal des Lesens zu würdigen, nicht ihre Weigerung, eine Rolle zu übernehmen in einem Werke ihres Verlobten, war es, was ihn so tief verletzte; der Grund, warum sie die Wohlthätigkeit nicht spielen wollte, der Beweis, den er darin fand, wie eitel und egoistisch sie war, wie wenig sie ihn liebte und wie wenig sie mit ihm übereinstimmte, das war es, was ihm ins Herz schnitt. Er dachte an seine

warme, begeisterte Empfindung beim Niederschreiben des Gedichtes, an die Worte, welche er der Wohlthätigkeit in den Mund gelegt hatte; er fühlte es mit einer Art von Bitterkeit: so dachte, so empfand Emma nicht; aus Emma's Herzen waren diese milden Worte des Mitleids nicht geschöpft. Es kam ihm in diesem Augenblicke vor, wie eine Lüge, wenn Emma die Worte sprechen sollte:

— — „Nicht herrschen
Nur dienen will Wohlthätigkeit. Sie darf
Nicht warten, bis man Hülfe von ihr fordert,
Aufsuchen muß sie die verschwieg'ne Noth,
Die schamhaft sich verbirgt vor fremdem Auge.
Mir ziemt Gepränge nicht, es würde ja
Verletzen nur die Armen, die Verlassnen."

Eine Empfindung, beinahe wie Scham, als hätte er sein heiligstes Geheimniß verrathen, durchrieselte ihn, die Wohlthätigkeit stand wie eine lebende Gestalt vor seiner Seele; es that ihm leid, sie kalten, spöttelnden Blicken Preis gegeben zu haben. Er wandte sich hastig zu Rose und sagte: Es ist wohl unnöthig, daß Du der Gräfin den Prolog zeigst. Zu einer Rolle, die meiner Braut zu lang und zu undankbar ist, wird sich wohl schwerlich eine Darstellerin finden.

Er bog sich vor, um das Heft zu sich zu nehmen, aber Rose kam ihm zuvor, indem er es schnell in seine Tasche steckte.

Es wird sich schon eine Liebhaberin dazu finden, sagte er.

Emma hatte nicht die Absicht gehabt, Ernst zu beleidigen durch die unhöfliche Nachläßigkeit, womit sie sein Gedicht behandelte; es war ihr nur ganz gleichgültig, ob er sich verletzt fühlte, oder nicht. Sie beobachtete keine Rücksicht gegen ihn, genirte sich nicht ihm gegenüber. Bei seiner bittern Bemerkung fühlte sie jedoch, daß sie ein wenig zu weit gegangen war; aber entschuldigen wollte sie sich nicht, die Rolle spielen noch weniger, sie nahm deshalb ihre Zuflucht zu ihrem gewöhnlichen Mittel, und sagte: Wenn keine Andere sie will, Julius, so biete sie Marie an, die übernimmt sie gleich, aus Freundschaft für ihren Cousin.

Rose nahm rasch seinen Hut und ging auf die Thür zu, denn der Ausdruck in seines Schwagers Gesichte ließ ihn fürchten, daß derselbe ihm den Prolog wieder wegnehmen werde.

Adieu! Ich komme nachher wieder, sagte er, und war schon draußen, ehe Wild Worte gefunden hatte.

Wie, Sie wollen schon wieder gehen? fragte die Räthin verwundert, als sie diesen ebenfalls nach seiner Mütze greifen sah.

Ich glaube, Emma wird mich leicht entbehren, entgegnete er. Sie scheint keine Zeit zu haben, sich um mich zu bekümmern.

Emma, die sich bis dahin ruhig mit ihrer Arbeit beschäftigt hatte, blickte jetzt auf.

Bist Du mir böse, fragte sie, überlegen lächelnd, daß ich Dein Gedicht nicht gleich gelesen habe?

Eine dunkle Röthe flog über sein Gesicht.

Ich bin zu stolz, Dir auf eine solche Frage zu antworten, sagte er, schnell athmend.

Mein Gott, Ernst, wenn Dir so viel daran liegt, Deinen Prolog aufgeführt zu sehen, so will ich auch wohl noch die Wohlthätigkeit spielen.

Nein, ich bitte sogar darum, daß Du sie nicht spielst, entgegnete er heftig. Ich will nicht, daß Du mir ein Opfer bringst; ich will keine Gnade von Dir.

Lieber Wild, Sie sind auch entsetzlich leicht auf den Fuß getreten, fiel die Räthin ein. Was hat denn Emma gethan? Sie erbietet sich ja zu allem Möglichen. Mehr können Sie doch nicht verlangen.

Sie hören ja, Mutter, daß ich gar nichts verlange! rief er, mit Mühe an sich haltend. Adieu! Bis die Aufführung vorbei ist, Emma, brauche ich wohl nicht wieder zu kommen, störe ich Dich wohl nur?

Es wäre möglich, sagte sie mit beleidigter Miene, daß ich am künftigen Donnerstag Probe hätte, und Du mich nicht zu Hause träfest. Und am nächsten Sonntage wird wahrscheinlich die Aufführung Statt finden.

Nun, bis dahin also, Adieu!

Adieu! sagte Emma kalt und ließ ihn ruhig gehen.

Unterdeß war Rose mit dem Prolog zu der Gräfin Hellstern gegangen. Sie hatte einige Damen zum Kaffee bei sich, und da die Gesellschaft sich ein

wenig langweilte, so wurde es sehr gut aufgenommen, als Rose sagte: Ich habe Ihren Befehlen Folge geleistet, Frau Gräfin! Der Prolog ist fertig, und Sie haben jetzt zu entscheiden, ob Sie ihn Ihrer Protektion würdig finden.

Schon fertig? rief die Gräfin. Sie sind ja sehr fleißig gewesen, lieber Herr Rose!

Ich habe ihn nicht selbst gemacht, entgegnete er mit einem Lächeln, das seine Worte für einen Scherz zu erklären schien, ich habe ihn bei einem Freunde bestellt, der in solchen Sachen geschickter ist, als ich.

Die Damen lachten.

Nun, so lassen Sie hören, rief Fräulein von Seld, was Ihr Freund gedichtet hat. Wenn er noch geschickter ist, als Sie, so haben wir wohl ein Meisterwerk zu erwarten.

Ja, lesen Sie, wir wollen ganz aufmerksam zuhören, setzte die Gräfin hinzu.

Es giebt eine Manier, Verse zu lesen, welche bei Damen selten ihre Wirkung verfehlt, und ungefähr denselben Effekt auf sie macht, wie das sentimentale Ueberziehen der Noten beim Gesange. Rose war Meister in dieser schmelzenden Manier des Vortrags; sein hübsches Gesicht, seine lebhaften Augen, und der weiche Tenorklang seiner Stimme, unterstützten ihn auf das Beste, so daß es ihm ein Leichtes war, durch sein Vorlesen die Damen zu Thränen zu rühren, selbst bei ganz mittelmäßigen Gedichten. Er war nicht wenig eitel auf diese Kunst zu rühren, und es war deshalb sehr natürlich,

daß er die günstige Gelegenheit, sie auszuüben, welche der Prolog seines Schwagers ihm dazu bot, nicht unbenutzt ließ. Er trug den Monolog der Wohlthätigkeit auf eine Weise vor, daß mehrere Damen ganz vernehmlich schluchzten, und die übrigen weniger weichherzigen, ein Mal über das andere ausriefen: „Nein, wie einzig, wie wunderschön, wie poetisch! Bester Herr Rose, Sie haben sich selbst übertroffen! Nein, es ist ganz köstlich!“

Er lächelte und verbeugte sich: Im Namen meines Freundes danke ich Ihnen für ihre gütige Nachsicht, meine Damen!

Ihres Freundes? rief die Gräfin. Wer ist denn dieser geheimnißvolle Freund?

Er hat mir verboten, seinen Namen zu nennen, Frau Gräfin!

Ach, Sie wollen uns nur necken! sagte Fräulein Dossenbach. Kein Mensch glaubt Ihnen, daß Sie dies Gedicht nicht selbst gemacht haben.

Herr Rose sagt nur so, bemerkte Frau von Hallwig etwas spöttisch, damit er nicht nöthig hat, sich aus Bescheidenheit unsere Lobsprüche zu verbitten.

Vielleicht auch, gnädige Frau, um ein wahres, unparteiisches Urtheil zu hören, antwortete der Vorleser.

Sehen Sie, da gestehen Sie es ja selbst ein, rief Fräulein Dossenbach.

O, bitte, unterbrechen Sie Herrn Rose nicht länger, baten die schluchzenden Damen. Fahren Sie doch fort, Herr Rose!

Er fuhr fort, mit immer größerm Enthusiasmus, mit immer größerm Thränenbeifall. Er vergaß ganz, daß es seines Schwagers Verse waren, beinahe kam es ihm vor, als sei er wirklich der Verfasser. Und wenn es in diesem Augenblicke verrathen worden wäre, daß nicht er, sondern Wild der Verfasser war, so würde er gewiß nicht unterlassen haben, Gewicht darauf zu legen, daß Wild sein Schwager und sein Freund sei.

Das müssen wir jedenfalls aufführen, sagte die Gräfin nach beendeter Vorlesung. Wir wollen nur gleich die Rollen vertheilen. Wer von Ihnen, meine Damen, will mitwirken? Die meisten von Ihnen haben freilich schon eine Rolle übernommen für den Abend.

O, es ist ja für die Armen, sagte Frau von Hallwig.

Ja, bestätigten alle andern Damen, für einen guten Zweck bringt man gern ein Opfer.

Nun, so suchen Sie sich aus, was Sie spielen wollen, sagte die Gräfin, während Rose das Heft aufschlug und es offen auf den Tisch legte.

Die Wohlthätigkeit ist eine hübsche Rolle, die möchte ich wohl spielen, sagten zehn Damen zugleich.

Eine kann sie doch nur übernehmen! bemerkte Frau von Hallwig, sich stolz in die Höhe richtend.

Und gewiß nicht Jede, fiel Fräulein Dossenbach ein, denn es gehört ein volles starkes Organ dazu, und eine bedeutende Figur.

Das find' ich nicht, rief eine winzig kleine Dame. Die Wohlthätigkeit muß etwas Sanftes haben.

Aber, liebes Kind, man muß sie doch wenigstens sehen und hören können, warf eine Vierte ein.

Es entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Die Gräfin, welche Rose lächelnd ansah, unterbrach es endlich mit den Worten: Aber meine Damen, die Wohlthätigkeit ist ja nicht die einzige Rolle. Da ist ja noch die Dichtkunst, die Schauspielkunst — —

Die Dichtkunst, das geht noch an, fiel ihr Frau von Hallwig in die Rede, aber der andern Rollen wegen werde ich mir gewiß die Mühe des Ankleidens nicht machen.

Ich auch nicht, ich auch nicht! bestätigten alle andern Damen.

Aber was soll denn daraus werden, meine Damen, bemerkte Fräulein Seld, wenn keine von Ihnen eine Nebenrolle übernehmen will? Es ist doch nur eine Hauptrolle da.

Ich sehe aber nicht ein, daß ich gerade eine Nebenrolle spielen soll, riefen wieder alle Damen, wie aus einem Munde.

Die Gräfin sah Rose an, diesmal gar nicht lachend.

Aber, meine Damen, sagte dieser bittend, es ist ja zum Besten der Armen.

Die Damen, die vorhin alle für einen guten Zweck ein Opfer bringen wollten, antworteten gar nicht auf diese Mahnung. Fräulein Dossenbach sagte: Wenn man sich die Mühe giebt, sich einen Anzug

anzuschaffen, täglich Proben mitzumachen, Verse zu lernen, sich vor das Publikum hinzustellen, so will man doch auch wissen, wofür man sich diese Mühe giebt. Zur Statistin fühle ich mich nicht berufen. Und außer der Wohlthätigkeit und allenfalls der Dichtkunst, sind alle andern Rollen in dem Prolog nur Statistenrollen.

Aber, liebes Kind, rief Frau von Hallwig, Sie können doch nicht verlangen, überall die Hauptpartie zu spielen. Sie spielen ja schon die alte Gräfin in dem ersten Lustspiele.

Ja, fiel die winzig kleine Dame ein, wir Andern sind auch nicht so gutmüthig, mit dem Schlechtesten vorlieb zu nehmen.

Der lebhafte Wortwechsel begann von Neuem.

Es wird wohl das Beste sein, sagte Rose, wenn wir so viele Rollen, wie nur immer möglich, mit Herren besetzen, nur die Künste und die Wohlthätigkeit mit Damen.

Sie haben Recht, fiel die Gräfin ein. Junge Offiziere haben wir genug, die mit Freuden sich uns zur Disposition stellen werden. Dann hätten wir im Ganzen nur fünf Damenrollen zu besetzen. Die finden sich ja wohl, wenn auch nicht in unserm Kreise; die ganze Stadt wird uns doch so viel Schauspielerinnen liefern können.

Eine Wohlthätigkeit weiß ich schon, sagte Fräulein Seld. Lydia Maien. Sie deklamirt wunderschön, und ihre großen, blauen Augen, ihr ganzes Wesen eignet sich vortrefflich für diese Rolle.

Das allgemeine Stillschweigen bestätigte, daß sich gegen Fräulein von Maien nichts einwenden ließ.

Nach einer Pause sagte jedoch Frau von Hallwig: Sie thut's nicht, sie ist viel zu fromm, um Komödie zu spielen.

O, eine solche Rolle, und für die Armen, meinte die Gräfin.

Ich will gleich zu ihr gehen und sie fragen; meinst Du nicht, liebe Lolo? fragte Fräulein Seld.

Die Gräfin war sehr zufrieden mit diesem Vorschlage. Während Fräulein Seld's Abwesenheit wandte Rose alle seine Ueberredungskünste bei den Damen an, um sie zur Annahme der übrigen Rollen zu bewegen. Frau von Hallwig ließ sich endlich erbitten, nachdem sie das Gedicht noch einmal durchgelesen, und nachdem Rose ihr das Costüm mit den schönsten Farben geschildert hatte, die Dichtkunst zu übernehmen, aber zu den andern Künsten wollte sich, trotz aller angewandten Mühe, keine Abnehmerin finden.

Nun kam zum Ueberfluß noch Fräulein Seld mit einer abschlägigen Antwort von Fräulein Maien zurück.

Ich glaube, Lydia würde eingewilligt haben, sagte sie, aber ihre Mama hat es sehr übel genommen, daß wir Lydia nicht aufgefordert haben zu den lebenden Bildern.

Zur Lückenbüßerin ist Lydia zu gut, hatte Frau von Maien gesagt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Gräfin wechselte einen Blick mit Fräulein Seld, als wenn sie sagen wollte: „So müssen wir in den sauren Apfel beißen!“ und wandte sich zu Fräulein Dossenbach: Nun, meine Liebe, wenn Sie sich entschlößen! Sie äußerten vorhin, daß Sie nicht abgeneigt wären, die Wohlthätigkeit zu spielen.

Ich habe mich besonnen, entgegnete Fräulein Dossenbach spröde. Ich würde schwerlich zu Ihrer und Herrn Rose's Zufriedenheit spielen. Sonst hätten Sie wohl mir die Rolle gleich angeboten.

Alles Zureden half nichts; sie fand es ebenso sehr, wie Fräulein Maien, unter ihrer Würde, die Lückenbüsserin zu spielen. Und daß jetzt keine von den andern Damen sich bereit finden ließ, verstand sich ganz von selbst; was Fräulein Maien und Fräulein Dossenbach nicht wollten, das war ihnen ebenfalls zu schlecht. Diejenigen, die vor einer Stunde bei der Vorlesung am herzlichsten geweint hatten, wiesen jetzt die Zumuthung, zum Besten der Armen ihren Hochmuth ein ganz klein wenig bei Seite zu setzen, am entschiedensten zurück.

Was fangen wir nun an, sagte die Gräfin trostlos und ärgerlich. Ich selbst kann die Rolle nicht mehr lernen. Wissen Sie unter Ihren Bekannten keine Wohlthätigkeit? Kann Ihre Schwester — —?

Emma hat schon drei Rollen, entgegnete Rose.

Dann müssen wir am Ende doch den Plan aufgeben mit diesem Prologe, sagte die Gräfin.

Dazu hatte aber Rose gar keine Lust, er hatte jetzt schon so viel Beifall damit geerntet, daß er sich

das Vergnügen, ihn aufführen zu sehen, nicht rauben lassen wollte. Gefiel der Prolog bei der Darstellung, so würde er, da man ihn für den Verfasser hielt, Ehre davon haben, mißfiel er, so konnte er ja nur die Autorschaft bestimmt von sich ablehnen.

Ich wüßte wohl eine Dame, die für die Rolle wie geschaffen ist, sagte er, und ich hoffe, sie wird sie übernehmen. Es ist eine Freundin meiner Schwester, Fräulein Marie Blum, die Pflegetochter des Majors Wild in Haselbusch.

Ach, bester Herr Rose, rief Frau von Hallwig, die sich schon in ihr Costüm als Dichtkunst verliebt hatte, gehen Sie doch gleich hin und fragen Sie, ob die Dame spielen will. Es sollte mir unendlich leid thun, wenn Ihr hübscher Prolog liegen bleiben müßte. Wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Denken Sie, in acht Tagen muß Alles einstudirt werden.

Ich werde augenblicklich mich auf den Weg machen, sagte Rose.

Und Sie bringen mir sogleich Nachricht, nicht wahr? rief sie ihm noch nach.

Bei Marie fand Rose viel weniger Schwierigkeiten zu überwinden; sie fragte nicht, ob die Rolle schon einer Andern angeboten worden, nicht, ob es eine Nebenrolle, ebenso wenig, ob das Costüm glänzend sei. Ihr einziges Bedenken war: Aber kann ich sie denn auch spielen? Verderbe ich Ihnen nicht Ihren Prolog?

Als Rose sie darüber beruhigt, und ihr das feste Versprechen gegeben hatte, ihr mit gutem Rath bei-

zustehn, und es ihr offen zu sagen, wenn sie es schlecht mache, da bedauerte sie nur, daß er sich die Mühe gemacht habe, selbst nach Haselbusch zu kommen.

Sie hätten mir nur einige Worte schreiben sollen, sagte sie. Das wußten Sie ja, daß ich nicht nein sagen würde, wenn Sie meine Mitwirkung für möglich und für nöthig hielten. Bei einer solchen Gelegenheit wird sich doch Niemand weigern; und Sie hätten ja unserer Verwandtschaft wegen schon das Recht, zu erwarten, daß ich eine Rolle in Ihrem Prologe nicht ausschlüge.

Der Prolog ist nicht von mir, sagte Rose, ein wenig verlegen.

Nicht von Ihnen? Von wem denn?

Von Ernst. Aber er will nicht, daß sein Name genannt werde, weil die Gräfin — — — Tante, hast Du gehört? von Ernst! rief Marie, mit dem Purpur der Freude auf den Wangen, und hielt das Heft in die Höhe. O, Julius, lesen Sie es uns vor. Ich bin gar zu neugierig auf ein Gedicht von Ernst.

Rose las. Marie hörte zu, mit ganzer Seele. Ihr Auge hing an den Lippen des Vorlesers, mit Ungeduld, mit Rührung, mit dem freudigsten Entzücken. Es waren ja nicht allein die Gedanken ihres Geliebten, die sie hörte; es kam ihr vor, als wären sie aus ihrer eigenen Seele geschöpft, als wären es ihre eigenen Gedanken, nur klarer, schöner, reiner, als sie dieselben gedacht hatte.

Als Rose den letzten Vers gelesen hatte, griff sie hastig nach dem Hefte, das er noch in der Hand hielt.

Ich will schnell die Rolle ausschreiben, dann können Sie das Manuscript gleich wieder mitnehmen, es soll keine Stunde währen, sagte sie, und schnell wie ein Vogel war sie aus dem Zimmer verschwunden.

5.

Hinter den Coulissen des Schauspielhauses in M. war wohl niemals, so lange das Haus stand, eine so elegante und zugleich so bunte Gesellschaft versammelt gewesen, wie am dritten Januar 1847. Officiere von allen Waffengattungen, Beamte, Advocaten, Aerzte, Kaufleute, Damen vom höchsten Adel, vom Militair, aus dem Beamten- und aus dem einfachsten Bürgerstande, Alles wogte in den engen, dunkeln Gängen durcheinander. Dazwischen drängte sich noch eine Menge von Bedienten und Kammermädchen durch mit den Toilettengegenständen für ihre Herrschaften. Unter den Herren erregten die bemalten Gesichter, die komischen Anzüge, die auswattirten Figuren der in den Lustspielen mitwirkenden Personen immer neue Heiterkeit; die Damen fanden weniger Anlaß zum Lachen; sie bewunderten sich gegenseitig, ganz aufrichtig und ohne allen Neid, wie sich das von selbst versteht.

Vom Zuschauerraum aus ließ sich schon das unbestimmte, aus den verschiedensten Tönen bestehende Geräusch einer großen Menge von Menschen vernehmen. Im Orchester wurden die Instrumente gestimmt, die Lampen waren bereits angezündet; aber auf der Bühne selbst sah es noch gar nicht aus, als wenn es möglich wäre, eine Viertelstunde später den Vorhang aufzuziehen. Der Thron, auf welchem Herr Eberhard Horst im Prologe als Reichthum, im prächtigen, morgenländischen Costüm, eine Krone auf dem Haupte, paradiren sollte, wollte gar nicht gelingen. Es war nicht möglich, die Künste, Wissenschaften und Gewerbe so um denselben zu gruppiren, daß das Ganze einen ästhetischen Eindruck machte. Rose und einige andere Herren, die auch Kunstkenner sein wollten, schoben und ordneten und probirten in Hast und Unruhe, aber ohne Erfolg. Horst mußte alle mögliche Stellungen annehmen; bald mußte er sich setzen in seinem Thronsessel, bald vor demselben stehen; aber es half nichts, es sah weder prächtig noch schön aus.

Nun bleibt nur noch übrig, sagte er endlich verdrießlich, daß ich mich oben auf die Lehne des Sessels setze, alles Andere habe ich schon probirt. Aha, da kommt Fräulein Marie Blum, die wird schon wissen, wie wir es machen müssen.

Er hatte Recht; Marie fand augenblicklich den Fehler in der ganzen Anordnung des Tableau's.

Der Thron hat eine Stufe zu wenig, sagte sie.

Ja, aber, wie ist dem jetzt noch abzuhelfen? sagte Rose.

Nichts leichter als das. Schaffen Sie nur noch einen Tisch herbei. So! Hinter den Thron, Julius, ganz dicht angerückt: Sehen Sie, so bildet er die dritte Stufe. Nun den Teppich darüber und den Sessel darauf. Herr Horst, nun müssen Sie aber ganz still sitzen. Die Höhe ist gefährlich.

Das wäre eine schöne Geschichte, sagte Horst, wenn ich sammt meinem Throne herunterpurzelte.

Wenn der Reichthum selbst fiele, entgegnete sie munter, das wäre eine Fallissement, durch welches wir Alle zusammen bankerott würden.

Ihre muntere Laune, ihr schneller Ueberblick und die behende Thätigkeit, die ihr eigen war, brachte Leben in die vorhin so steife Gruppe; die Stellungen wurden ungezwungener, natürlicher, das Ganze gewann eine andere Gestalt.

Bin ich auch roth genug geschminkt, Fräulein Marie? flüsterte die Baukunst ihr zu.

Fräulein Blum, bitte, sehen Sie einmal, ob mein Schleier auch fällt, wie er soll? bat die Tonkunst.

Nachher, bei der Stelle, wo ich immer den Fehler mache, da helfen Sie mir, Fräulein Marie, nicht wahr? Sie flüstern's mir zu? bat die Schauspielkunst ängstlich.

Marie half, sprach Muth ein, bewunderte, ordnete an, kurz, sie war hier, wie zu Haselbusch unter

den Kindern, „hülfreich, edel und gut," wie Göthe sagt, herzensgut und von Herzen vergnügt.

Nun nehmen wir uns doch ganz anders aus! sagte Reichthum Horst mit wohlgefälligem Lächeln zu dem Gesetze, welches durch einen seiner Freunde repräsentirt wurde. Das muß man sagen, Marie Blum ist ein nettes Mädchen! Für Alles weiß sie Rath. Rose wußte uns gar nichts zu sagen. Sie allein hat mir meinen Anzug angegeben, Krone, Füllhorn, Besetzungen, Alles.

Mir auch! sagte das Gesetz. Sie ist wirklich sehr artig und gefällig.

Gegen alle Menschen, bekräftigte Horst, sie mögen adelich oder bürgerlich sein. Die andern Mädchen lassen sich alle die Cour von den Lieutenants machen, bekümmern sich nur um sich selbst, nur Marie Blum denkt an Andere.

Das Gesetz stimmte diesen Lobsprüchen vollkommen bei.

Wie albern benimmt sich dagegen Emma Rose, fuhr Horst mit einem etwas grimmigen Gesichte fort. Wenn sogenannte vornehme Leute in der Gesellschaft sind, so ist sie ganz unausstehlich, dann kennt sie uns Bürgerliche gar nicht, dann macht sie Mienen, wie eine Prinzessin. Da steht sie nun wieder und kokettirt und parlirt und witzelt und stichelt mit dem widerwärtigen Menschen, dem Norden. Ich weiß gar nicht, was sie an ihm findet; er ist eben so arm, als hochmüthig; häßlich ist er, wie die Nacht, und boshaft über alle Maaßen. Aber das ist unsern

Damen Alles gleich; wenn er nur vornehm, nur adelich ist. Herr von — —, das macht Alles gut.

Die zornigen Blicke, welche er in die nahe Coulisse hinüber warf, wo Emma und Norden standen, blieben von diesen Beiden nicht unbemerkt, und sie ergötzten sich sehr daran.

Meine Stellung wird gefährlich, sagte Norden; ich befinde mich zwischen zwei Feuern.

Zwischen zwei Feuern? wiederholte Emma. Ich sehe nur eins.

Halten Sie es nicht für gefährlich, dem Feuer Ihrer schönen Augen ausgesetzt zu sein? fragte er mit seinem gewöhnlichen Tone, der es ungewiß ließ, ob er schmeicheln oder spotten wollte.

Ja gewiß, entgegnete sie auf dieselbe Weise, ich dachte nur im Augenblicke nicht daran. Aber ich bitte Sie, fügte sie hinzu, wie sieht Herr Horst aus! Es ist zum Todtlachen.

Norden sah dem unglücklichen Reichthum, der in demselben Augenblicke sich nach der Seite gewandt hatte, wo Emma stand, gerade ins Gesicht und brach in Lachen aus.

Wie der Sultan von Marokko im „Weltumsegler wider Willen," fuhr Emma fort, wie sie glaubte, mit leiser Stimme; aber da in demselben Augenblicke die Musik aufhörte, und der Vorhang aufgerollt wurde, entstand plötzlich eine solche Stille, daß ihre Worte von den Umstehenden gehört werden mußten. Horst wurde dunkelroth im Gesicht.

Ich glaube wahrhaftig, er hat es gehört, flüsterte Emma, und zog sich eilig weiter in die Coulisse zurück.

O nein, tröstete Norden, er hat nur das Lampenfieber. Er fühlt, zum ersten Male einem großen Publikum gegenüber, eine sehr begreifliche Schüchternheit, und diese drängt ihm das Blut zum Herzen und in's Antlitz.

Ihre Erklärung beruhigt mich sehr, sagte Emma lachend, denn ich finde sie außerordentlich natürlich.

Horst hatte aber wirklich ihren Spott gehört, und war wüthend darüber. Zum Glück für Emma saß er als Reichthum auf hohem Throne, vor allem Volke, mußte sich bezwingen, durfte nicht einmal durch seine Miene verrathen, was in ihm vorging; aber die Zornesglut, der nach außen der Weg versperrt war, brannte desto tiefer nach innen.

„Es ist ihr nicht geschenkt! dachte er, wenn nur der Vorhang erst gefallen ist! Jetzt habe ich keine Zeit."

Es diente nicht dazu, seinen Zorn zu mildern, daß er Norden und Emma immerfort mit einander flüstern hörte. Es ärgerte ihn doppelt, weil er in seiner augenblicklichen Lage nicht horchen durfte, sondern an seine Rolle denken mußte; es war ihm, als moquirten sich die Beiden fortwährend über ihn.

Er that ihnen durch diesen Verdacht aber großes Unrecht; sie dachten gar nicht an ihn, sie waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Norden war heute zuvorkommender, als je, gegen Emma, und sagte ihr

Allerlei, was in seinem Munde wohl für eine Artigkeit gelten konnte.

Als Frau von Hallwig, welche die Rolle der Dichtkunst spielte, zu sprechen begann, athmete Emma ängstlich auf, und sagte: Ah! es wird mir ganz wunderlich! Ich bekomme auch das Lampenfieber. Ich fürchte, ich werde nicht sprechen können, wenn ich die Augen des ganzen Publikums auf mich gerichtet sehe.

Sie fürchten die Augen des Publikums? flüsterte Norden, und ließ den Blick musternd über ihr Gesicht schweifen. Nehmen Sie mir es nicht übel, da trauen Sie mir zu viel Leichtgläubigkeit zu, so furchtsam sind Sie nicht. Ich freue mich nur, daß mein Charakter in unserm Lustspiele durch Sie gerettet wird; es kann mir Niemand verdenken, daß ich Sie nicht für ein Kammermädchen, sondern für eine verkleidete Baronesse halte.

Das kleine Lustspiel, auf welches Norden hier anspielte, hieß: „Trau, schau, wem!" Der Inhalt war sehr einfach. Ein Liebespaar, bestehend aus einer jungen verwittweten Baronesse und einem adelichen Rittmeister, hat sich gezankt über eine Kleinigkeit. Die junge Dame nimmt in ihrer gereizten Stimmung die Einladung einer alten Gräfin an, sie auf dem Lande zu besuchen. Diese alte Gräfin hat einen Sohn, den sie gern mit der reichen jungen Wittwe verheirathen möchte; sie schreibt ihm schnell, er möge kommen und die Gelegenheit wahrnehmen, da die Baronin aus Verdruß gegen ihren frühern

Geliebten sehr geneigt sei, ihr Herz anderweitig zu verschenken. Der Rittmeister erfährt dies, und sucht nach einem Mittel, den jungen Grafen wo möglich beim ersten Zusammentreffen mit der Baronin in einem unvortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Der Zufall und die Geckenhaftigkeit des Grafen begünstigen den Rittmeister; letzterer hat sich, mit Hülfe des Kammermädchens seiner Geliebten, als Gärtner verkleidet, auf das Gut der Gräfin geschlichen; er begegnet dem ankommenden Grafen und erzählt ihm, als wenn er es aus Einfalt verriethe, daß die Damen verabredet hätten, den Grafen auf eine Probe zu stellen. Die Baronin habe mit ihrem Kammermädchen die Kleider gewechselt; sie wolle auf diese Weise sich überzeugen, ob er sie ihres Geldes oder ihrer Persönlichkeit wegen heirathen wolle. Der Graf geht richtig in die Falle; er macht dem Kammermädchen, das ihm zufällig begegnet, die feurigste Liebeserklärung, und einen Heirathsantrag in aller Form, und beträgt sich gegen die Baronin auf eine so insolente, unanständige Weise, daß sie ganz entrüstet wegläuft, und zu ihrem getreuen Rittmeister zurückkehrt.

Fräulein Dossenbach gab die Rolle der alten Gräfin, die Gräfin Hellstern diejenige der Baronin, Emma machte das Kammermädchen, Lieutenant von Eichthal den Rittmeister, und Norden den Grafen.

Norden hatte nicht Unrecht, wenn er zu Emma sagte: „Es wird mir's Keiner verdenken, wenn ich Sie

nicht für ein Kammermädchen, sondern für eine verkleidete Baronin halte.

Sie verstand das Compliment recht gut, fragte aber doch, um noch eins zu bekommen: Wie so? Ist mein Anzug zu damenhaft?

Ihr Anzug nicht, entgegnete er, aber Ihre Persönlichkeit. Wer, wie Sie, zur Dame geboren ist, kann dies in keinem Anzuge verleugnen.

Sie lächelte nur und sagte: Still, wir dürfen nicht mehr plaudern, wir müssen zuhören. Die Wohlthätigkeit kommt.

Zuhören? wiederholte Norden. Liebstes Röschen, diese Verse sind freilich aus Ihrer Familie; aber das dürfen Sie nicht verlangen, daß ich zuhören soll. Aufrichtig gestanden, dies Genre von Versen ist gar nicht nach meinem Geschmack.

Aber die Dame, die sie spricht? fragte Emma neckend, mit einem lauernden Seitenblicke, in der Hoffnung, dasselbe Urtheil über Marie, wie über die Verse zu hören.

Norden hatte sich in den Proben gar nicht um den Prolog bekümmert, sondern war während derselben stets in der Garderobe geblieben; der Hauslehrer seines Cousins war in seinen Augen eine viel zu unbedeutende Person, als daß er von einem Gedichte desselben hätte Notiz nehmen sollen. Deswegen hatte er auch Marie nicht bemerkt oder wenigstens nicht beachtet. Jetzt, als Emma ihn aufmerksam auf sie machte, blickte er gleichgültig über die Achsel nach ihr hin. Aber getroffen von ihrer edlen, ausgezeichneten

Erscheinung blieb sein Auge fest an ihr haften. Zu Emma's größtem Aerger hörte er von jetzt an dem ganzen Prologe mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit zu. Er wurde immer ernster dabei, die lächelnde, glatte Gesellschaftsmiene war ganz aus seinem Gesichte verschwunden und hatte einer Beamtenmiene Platz gemacht.

Emma hätte außerordentlich gern eine ihrer spöttischen, lächerlich machenden Bemerkungen über Marie gemacht; aber sie wagte es nicht, denn rings um sie, aus allen Coulissen, hörte sie das Flüstern der Bewunderung über das Spiel derselben. „Herrlich!" „Wunderschön!" „Bravo!" „Wie ein Engel!" hieß es von allen Seiten. Es konnte Emma nicht trösten, wenn sie auch den Beifall, den Marie erhielt, der Rolle zuschreiben wollte, und nicht dem Spiel; denn diese Rolle hatte ja Emma ausgeschlagen, sie selbst war ja die Veranlassung gewesen, daß Marie dieselbe erhielt, und dadurch die Gelegenheit zu einem so großen Triumphe.

Als der Vorhang gefallen war, und Alles hineilte, um Marie einige bewundernde, anerkennende Worte zu sagen, erhielt dieser Gedanke für Emma noch einen schärfern Stachel; denn Marie beantwortete alle Lobsprüche auf ihre einfache, unbefangene Weise, mit der wiederholten Versicherung: Sie sind zu gütig, es ist gewiß nicht mein Verdienst, sondern das Verdienst des Dichters. Die Rolle der Wohlthätigkeit kann gar nicht schlecht gespielt werden.

Aber Sie haben uns zu Thränen gerührt, riefen mehre Damen, und sogar einige Herren ebenfalls.

Ich nicht, sondern die Worte, versicherte Marie, und aus ihren Augen strahlte dabei das reinste Entzücken. Ernst hatte ja diese Worte geschrieben, die so großen Beifall fanden. Ich kann Ihnen sagen, setzte sie hinzu, mir waren die Thränen auch nahe; ich mußte schlucken, damit es mir nicht ginge, wie einem schlechten Pastor, der selbst weint auf der Kanzel, anstatt seine Zuhörer weinen zu machen.

Sie sind gar zu bescheiden, Fräulein Marie, sagte Horst, der Emma immer im Auge behielt, und mit großer Schadenfreude den Aerger, den sie nicht ganz verbergen konnte, auf ihrem Gesichte las.

Bescheiden?! wiederholte Marie verwundert. Es ist mir nicht eingefallen, bescheiden zu sein.

Diese Aeußerung erregte bei Allen ein Lächeln des Beifalls.

Sie sind gewiß eine große Verehrerin der Kunst, mein Fräulein, sagte ein ältlicher Herr, ein Kunstfreund, äußerst achtungsvoll zu ihr.

Wie so? fragte sie, freundlich aufblickend.

Sie sind die einzige Dilettantin, entgegnete er halblaut, von welcher ich jemals eine derartige aufrichtig gemeinte Aeußerung gehört habe.

Ach, ich bin auch nicht besser, als die Andern, sagte Marie erröthend. Sie fühlte, daß es nicht die Liebe zur Kunst war, die sie vorhin begeistert hatte, und sie jetzt bewog, so eifrig jeden Beifall von

der Schauspielerin weg, und auf den Dichter zu lenken. Es war ihr sehr willkommen, daß eine der jungen Damen, welche im Prologe mit gespielt, und in den später aufzuführenden lebenden Bildern ebenfalls eine Rolle übernommen hatte, gerade in diesem Augenblicke zu ihr kam und sie daran erinnerte, daß sie versprochen habe, ihr beim Umkleiden ein wenig zu helfen. Marie war augenblicklich bereit, und ging mit ihr nach dem Ankleidezimmer der Damen, sich mit freundlichem Lächeln von ihren Bewunderern verabschiedend.

Es ist ein herrliches Mädchen! sagte Horst ganz laut, indem er ihr nachsah, und klopfte dem Gesetze, dessen Augen dieselbe Richtung verfolgten, enthusiastisch auf die Schulter. So schön, wie Marie Blum, ist keine von den Andern, trotzdem, daß sie sich auf alle Weise herausgeputzt und bemalt haben, und Marie Blum sich eingehüllt hat wie eine Nonne, und nicht einmal geschminkt ist. Sie ist jedenfalls die Primadonna.

Er sah sich bei diesen Worten nach Emma um, in der Hoffnung, daß Mariens Lob aus *seinem* Munde ihr großen Verdruß verursachen würde. Zu seinem eigenen Verdrusse aber stand sie nicht mehr in der Coulisse.

Wo ist Emma Rose geblieben? fragte er hastig seinen Freund.

Ich weiß nicht, entgegnete dieser gleichgültig. Vielleicht ist sie im Ankleidezimmer, um sich fertig zu

machen; sie muß gleich auftreten. Das Lustspiel, in welchem sie mitspielt, wird bald beginnen.

Hm! sagte Horst grimmig, das alberne Ding bildet sich gewaltig viel darauf ein, daß sie mit der Gräfin Hellstern und lauter Adelichen in einem Stücke spielt, und sie hat doch ganz gewiß die Rolle nur deshalb bekommen, weil keine Andere die Kammerjungfer spielen wollte.

Er war im Begriff, noch etwas hinzuzusetzen, aber er hielt plötzlich inne, denn es war ihm vorgekommen, als hörte er Emma's Namen und den seinigen hinter sich nennen, wie es ihm schien, von Norden. Er schielte von der Seite und sah, daß Frau von Hallwig und Norden einige Schritte von ihm standen und eifrig sprachen, wobei sie von Zeit zu Zeit nach ihm herüber blickten. Er hätte nicht Eberhard Horst sein müssen, wenn er nicht seine ganze Hörkraft angespannt hätte, um dies Gespräch zu belauschen.

Er hatte sich nicht getäuscht; von Emma war wirklich die Rede.

Gleich nach Beendigung des Prologs war Frau von Hallwig, noch im Gewande der Dichtkunst, an Norden, der in der letzten Coulisse stand, vorübergegangen, und mit ihrem langen, weißen, goldgesäumten Schleier den Lampen ein wenig zu nahe gekommen.

Gnädige Frau, nehmen Sie sich in Acht, sagte Norden höflich. Sie versengen sonst Ihre poetischen Flügel.

Seit einiger Zeit hatte er sich mit Frau von Hallwig ausgesöhnt, wenigstens war er artiger gegen sie; ihr Bruder hatte vor Kurzem die Tochter des Justizministers geheirathet.

Sie dankte ihm für seine Warnung, darauf machte er ihr ein Compliment über ihr ausgezeichnetes Spiel und ihren klassischen Anzug; sie lächelte und nannte ihn einen Spötter, und so wechselten sie eine Weile allerlei Redensarten.

Etwas Neues muß ich Ihnen doch erzählen, sagte sie mit einem Male, was Sie gewiß eben so überraschen wird, wie mich. Denken Sie, — ich habe es zufällig von der jungen Dame erfahren, welche die Wohlthätigkeit spielte — — es existirt ein Bräutigam von Fräulein Emma Rose, ein Candidat der Theologie Wilde oder Wild.

Sie sah ihm bei diesen Worten gerade in's Gesicht, um sich an seiner Ueberraschung zu ergötzen. Aber zu ihrem Verdrusse entgegnete er augenblicklich: Und das haben Sie jetzt erst erfahren? Das hätte ich Ihnen schon vor einem halben Jahre sagen können, meine Gnädige!

Das wußten Sie? fragte die Dame ganz verdutzt.

Ich habe sogar das Vergnügen gehabt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, erwiederte Norden mit seinem gewöhnlichen moquanten Lächeln.

Aber, um des Himmels willen, fuhr Frau von Hallwig fort, die sich schnell gefaßt hatte, weshalb kommt denn dieser Bräutigam niemals zum Vorschein?

Weshalb wird niemals von ihm gesprochen? Er ist wohl so, daß sie ihn nicht sehen lassen darf?

Im Gegentheil, sagte Norden, ebenso kaltblütig, wie vorhin, er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe.

Dann ist er wohl dumm? fiel sie hastig ein.

Das kann ich selbst nicht beurtheilen, weil ich nicht mit ihm gesprochen habe; aber wie ich höre, soll er Geist und Talent in ungewöhnlichem Grade besitzen.

Das ist ja unbegreiflich! rief Frau von Hallwig mit einem Tone, der deutlich zeigte, wie verdrießlich sie war, daß Norden sich durchaus nicht ärgern wollte über diesen Bräutigam. Liebt die Rose ihn denn?

Norden lächelte: Da fragen Sie mich zu viel, meine Gnädige! Wer kann den Damen ins Herz sehen!

Bis so weit hörte Horst eifrig zu, aber das Gespräch wurde in diesem Augenblicke gestört; der Vorhang ging auf, und das Lustspiel begann. Der Rittmeister saß auf der Gartenmauer des Gutes, wo seine Geliebte sich befand, hielt einen Monolog, erblickte das Kammermädchen und rief: „Dortchen!" Und jetzt kam Dortchen-Emma mit ihrer gewöhnlichen Grazie auf die Bühne gehüpft. Trotz seines Grolls mußte Horst doch sehen, wie sie spielte. Auch Nordens Auge folgte allen ihren Bewegungen, um so aufmerksamer, weil er wußte, daß Frau von Hallwig sich darüber ärgern würde.

Allerliebst! Ganz reizend! wiederholte Norden einige Male.

Horst konnte nicht unterlassen, einen Zornesblick auf ihn zu werfen.

Sie spielt recht hübsch, sagte Frau von Hallwig. Aber bester Herr von Norden, befriedigen Sie meine Neugierde. Wie und wo haben Sie diesen geheimnißvollen Bräutigam gesehen?

Ach, das ist eine köstliche Geschichte, sagte er mit großer Heiterkeit, und erzählte ihr flüsternd sein Zusammentreffen mit Wild und Horst bei Rosens. Es wurde ihm leicht, diese Erzählung mit einigen lächerlichen Zügen auszuschmücken, da Horst noch im orientalischen Gewande des Reichthums, nicht weit von ihnen stand, und sich komisch genug ausnahm, um die Spöttereien des Assessors über ihn wahrscheinlich zu machen. Ueberdies war die Aehnlichkeit zwischen Horst's damaliger und jetziger Situation frappant.

Frau von Hallwig „amüsirte sich köstlich" über diese Erzählung. Und wie benahm sich denn die Rose dabei? fragte sie.

Magnifique, entgegnete Norden, wie immer. Haben Sie daran gezweifelt, gnädige Frau?

O nein, nicht im Geringsten. Seit ich weiß, daß die Rose einen Bräutigam hat, einen schönen, geistreichen, talentvollen jungen Mann, wie Sie selbst gestehen, traue ich ihr alles Mögliche zu. Kennen Sie die Bemerkung von Montaigne über seine Katze, Herr von Norden?

Ich erinnere mich im Augenblick nicht, meine Gnädige — —

Montaigne sagt: „Wenn ich mit meiner Katze spiele, so bin ich häufig zweifelhaft, ob nicht die Katze eigentlich mit mir spielt.“

Norden stutzte leicht, faßte sich aber schnell, und sagte kaltblütig: Sie haben wirklich Witz, gnädige Frau. Fräulein Rose soll die Katze sein, und ich Montaigne, nicht wahr?

Sie? antwortete Frau von Hallwig mit gut gespieltem Erstaunen, Sie auch?! Ich hatte nur den armen Eichthal im Sinn, mit dem die Katze gerade in diesem Augenblicke spielt.

Sie deutete bei diesen Worten auf die Bühne, wo der Rittmeister mit der Kammerjungfer seiner Geliebten sprach, und sie dabei mit Blicken ansah, als hätte er ebenso große Lust, wie später der junge Graf, sie mit der Baronin zu verwechseln. Norden sah lächend eine Weile zu, dann wandte er sich wieder zu Frau von Hallwig und sagte: Allerliebst, nicht wahr? So weiß, so zierlich, so schmiegsam, so behende, wie — — —

Wie eine Katze! fiel sie rasch ein.

Richtig! stimmte er, noch immer lächelnd, zu. Das ist das treffendste Bild für diese eigenthümliche Grazie. Meinen Sie nicht, meine Gnädige, daß es außerordentlich reizen könnte, diese Listige zu überlisten, diese Behende fest zu halten, kurz, mit diesem Kätzchen zu spielen?

Rosen haben Dornen, und Katzen kratzen, sagte Frau von Hallwig. Aber die Scene ist zu Ende, sie kommt hieher. Adieu, ich bin keine Spielverderberin.

Und sie verließ ihn, um zu einer nahestehenden Gruppe von Bekannten zu treten. Einige Augenblicke später kam Emma. Horst's Augen und Ohren folgten ihr. Sie blieb aber ganz vorn in der Coulisse stehen, und sah Norden nicht an, sie hatte sich darüber geärgert, daß er während ihrer ganzen Scene mit der Frau von Hallwig gesprochen hatte. Er betrachtete sie einige Augenblicke, dann rückte er einige Schritte näher und flüsterte: „Sie haben ausgezeichnet gespielt!"

Emma entgegnete sehr kühl: Sie haben gar nicht zugesehen während meines Spiels, und sagen mir ein Compliment darüber; ebenso sagten Sie vorhin, der Prolog sei nicht nach Ihrem Geschmacke und Sie haben ihn mit gespannter Aufmerksamkeit angehört. Wie soll ich das verstehen? Sie gebrauchen wohl, wie Talleyrand, die Sprache, um Ihre Gedanken zu verhehlen.

Norden's Gesicht bekam plötzlich wieder die Beamtenmiene.

Erklären Sie mir, Fräulein Rose, sagte er ganz ernsthaft, wie kommt Ihr Bruder dazu, ein so revolutionäres Gedicht zu schreiben und aufführen zu lassen?

Revolutionär? fragte sie, ein wenig betreten.

Ja! Ich kann Ihnen versichern, wenn es mir zur Censur vorgelegt wäre, so hätte ich es gestrichen. Ich begreife Ihren Bruder nicht. Derartige Grund-

sätze hätte ich bei ihm nicht vermuthet, und ich bin überzeugt, mein Cousin, der Graf Hellstern, eben so wenig. Es ist gelinde ausgedrückt, unvorsichtig von Ihrem Bruder, so etwas zu veröffentlichen.

Das Gedicht ist ja gar nicht von meinem Bruder, sagte Emma.

Von wem denn?

Von meinem Bräutigam.

Norden stutzte; nicht das überraschte ihn, daß Wild der Verfasser war, sondern daß Emma ihn als solchen verrieth; er hatte noch immer geglaubt, daß sie ihren Bräutigam liebe, daß er einen schwer zu besiegenden Nebenbuhler an demselben habe, aber diese drei Worte überzeugten ihn vom Gegentheil. Unwillkürlich warf er Frau von Hallwig, die er aus der Ferne beobachtete, einen triumphirenden Siegerblick zu. Mit einem Male änderte er aber den Ausdruck seines Gesichtes, denn Emma, verwundert über sein Stillschweigen, sah fragend zu ihm auf.

Von Ihrem Bräutigam?! wiederholte er mit dem höchsten Erstaunen in Blick und Ton. Wen meinen Sie damit? Jungfer Dortchen hat, so viel ich weiß, keinen Liebhaber in unserm Stücke.

Ich meine Wild, meinen wirklichen Verlobten, sagte sie.

Ihren wirklichen Verlobten? Träume ich, oder treiben Sie Scherz mit mir? Sie sind verlobt?

Als wenn Sie das nicht wüßten! sagte sie. Wissen Sie nicht mehr, daß Sie Wild bei mir gesehen haben?

Bei Ihnen hätte ich ihn gesehen? Also er wohnt hier? Wie heißt er?

Wild, antwortete sie, und sah ihn ungewiß an.

Wild? — Wild?! — Den Namen habe ich nie gehört. Was ist er denn?

Candidat der Theologie.

Candidat? Candidat der Theologie?! — — Hier in der Stadt?

Nein, in Neuburg, sagte sie, immer verlegener.

In Neuburg? Was macht er denn da? Ist er Hülfsprediger?

Nein, er hat dort eine Schule, stotterte sie, mit niedergeschlagenen Augen, und trotz der Schminke tief erröthend. Sie schämte sich ihres Bräutigam's und seiner Stellung in der Welt.

Norden lachte so laut, als es unter solchen Umständen irgend möglich war. Nun verstehe ich Sie, sagte er, nun begreife ich den Spaß! Einzig, köstlich! Eine himmlische Idee! Frau Dorfschulmeisterin, Sie, mit Ihren Händchen, Ihrer Haltung, Ihrem Gesange, mit Ihrem air de Princesse, Frau Dorfschulmeisterin!

Er konnte sich gar nicht zufrieden geben, immer von Neuem begann er zu lachen; es war auch gar zu komisch, gar zu toll, sie Frau Dorfschulmeisterin!

Emma war außer Fassung; sie konnte keinen Laut hervorbringen und die Thränen traten ihr in die Augen. Norden mußte es endlich bemerken.

Sein Gesicht wurde plötzlich ernst. Fräulein Rose, sagte er, sie scharf fixirend, ich habe mich doch nicht geirrt? Sollten Sie wirklich im Ernste gesprochen haben?

Sie wandte ihr Gesicht ab und entgegnete mit Anstrengung: Ich habe geglaubt, daß Ihnen meine Verlobung bekannt sei.

Er schwieg einige Sekunden, dann sagte er scharf betonend: Nein, mein Fräulein, ich erfahre in diesem Augenblicke ganz etwas Neues, und ich muß gestehen, daß ich es nicht errathen hätte, ja, es nicht glaubte, wenn Sie es mir nicht selbst sagten.

Emma athmete auf. So empfindlich sein Spott über ihre Verlobung, ihre Eitelkeit berührt hatte, so wohlthuend berührte dieselbe der Vorwurf und der Verdruß, welche aus seiner letzten Aeußerung sprachen.

Sie machen mir ein schlechtes Compliment, sagte sie; ist es denn so unwahrscheinlich, daß Jemand den Entschluß fassen könnte, mich zur Frau zu nehmen?

Er schwieg wieder einige Sekunden, dann entgegnete er: Nein, der Entschuß muß Jedem, der Sie kennt, sehr leicht scheinen. Aber ich habe es bis jetzt für unmöglich gehalten, daß — — —. Doch es ist ja jetzt einerlei, was ich für unmöglich gehalten habe. Darf man fragen, seit wann diese glückliche Veränderung in Ihren Verhältnissen eingetreten ist, mein Fräulein? Wohl erst seit ganz kurzer Zeit, da ich bis jetzt noch nichts davon gehört habe?

Sie thun mir Unrecht, Herr von Norden, sagte Emma mit schmerzlichem Blicke. Ich habe geglaubt,

daß Ihnen mein Verhältniß zu Wild nicht unbekannt sei. Ich war ja längst verlobt, ehe — —

Norden wandte sich rasch nach ihr um. Ehe wir uns kannten? vervollständigte er ihren Satz.

Ja! hauchte sie, und senkte die Augen.

Aber sagen Sie mir, warum — — warum — — Sind Sie glücklich, mein Fräulein?

Sie fragen so sonderbar, flüsterte sie, ohne die Augen zu erheben.

Diese Frage scheint Ihnen sonderbar? — Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, das Interesse für Sie muß mich rechtfertigen, — — haben Sie wirklich aus Neigung einen Mann gewählt, dessen Stellung so wenig zu Ihren Ansprüchen stimmt, und dessen Ansichten das gerade Gegentheil von den Ihrigen zu sein scheinen?

Wild ist ein Jugendfreund meines Bruders, stammelte Emma, — — ich war noch so jung, so unerfahren, — —. wenn man überredet wird von Verwandten — —. Ach, ein Mädchen hat selten freie Wahl! Man darf auf Erden kein vollkommenes Glück erwarten.

Man darf sich aber auch nicht selbst sein Unglück schaffen, sein Glück selbst unmöglich machen, Fräulein Emma, sagte Norden bedeutend.

Sie blickte rasch auf und schlug eben so schnell das Auge wieder zu Boden.

Lassen Sie uns das Thema abbrechen! bat sie leise, und setzte mit gezwungenem Lächeln, das von ihrem Auge Lügen gestraft wurde, hinzu: Ich möchte

gern vergnügt sein heute Abend, mich frei dünken, „aus allen Bänden sein", wie das Volk sagt.

Ich will nicht, daß Sie vergnügt sein sollen, flüsterte Norden zwischen Scherz und Ernst. Sie haben mir den Abend verdorben, totalement verdorben! Es würde mich beleidigen, wenn Sie lachen wollten.

Emma zog sich, wie verschüchtert, einen Schritt von ihm zurück.

Herr Assessor, sagte sie, Ihre Scene kommt gleich, der Rittmeister hält schon seinen Monolog; Ihr Stichwort — —

Ah so! Ich muß Komödie spielen! — Nun, so muß ich wohl mich sammeln. —

Ihre Augen begegneten sich für einen Moment; seit sie sich kannten, hatten sie noch niemals sich auf diese Weise angesehen.

Jetzt erschallte Nordens Stichwort; er mußte Emma allein lassen. Aber bei der ersten Pause in seiner Scene warf er von der Bühne einen Glutblick nach der Stelle, wo sie stand; ihr Auge antwortete unwillkürlich. Wie ein heimliches Liebespaar suchten und fanden sie sich jeden Augenblick mit den Augen.

Horst hatte sich während des lebhaften Coulissenspiels dieser Beiden langsam und leise einen Platz ausgesucht, wo er unbemerkt Alles sehen und hören konnte, was zwischen ihnen vorging. Es hatte ihm Mühe gekostet, die Empfindungen nicht laut werden zu lassen, die ihn erfüllt hatten bei dieser Scene. Er

war ganz entrüstet, empört, er verachtete Emma. Wie bedauerte er den armen, braven, guten Wild! Es war ganz abscheulich von ihr, daß sie, die Braut eines so rechtlichen Mannes, sich von einem Andern so die Cour machen ließ, so über ihren Bräutigam sprach! — Früher, als Emma sich von ihm, Horst, die Cour machen ließ, gegen ihn auf Kosten ihres Verlobten freundlich war, hatte er dies weder verächtlich gefunden, noch für Unrecht gehalten; aber jetzt, da sie gegen Norden sich so benahm, jetzt war das etwas Anderes.

Jetzt verfolgte er wie ein Polizeidiener jeden verdächtigen Blick, jetzt fand er jede Bewegung, jedes Wort strafbar, jetzt hätte er gern die Rache des Himmels auf die Frevler herabgerufen.

Und sie gaben ihm Gelegenheit genug zum Zorn. Es kam die Scene, die Emma mit Norden hatte, wo der junge Graf dem Kammermädchen seine Liebe erklärt und seine Hand anbietet, weil er dasselbe für die Baronin hält. Beide Spielende wußten, dem Publikum unbemerkt, die Worte, die sie sich sagten, doppelsinnig zu machen, und sich allerlei Bezügliches, Angenehmes zu sagen, und die Scene, die sie spielten, bot ihnen hinreichende Gelegenheit dazu.

Als das Stück zu Ende gespielt und der Vorhang gefallen war, stand Norden augenblicklich wieder an Emma's Seite. Den ganzen Abend hindurch verließ er sie nur auf Augenblicke, und auch dann folgte ihr sein Auge aus der Ferne. Der Sieg, den er heute über ihr Herz errungen hatte, — — ihr ganzes

Wesen, ihr Blick, ihre Haltung, der Ton ihrer Stimme gab Zeugniß davon, — hatte ihn so freudig erregt, seine Eitelkeit so berauscht, daß er wirklich einem leidenschaftlich Verliebten glich.

Wenn ich das vorausgewußt hätte, daß ich mich heute Abend so ärgern würde, dachte Horst, so hätte ich gar nicht mitgespielt. Dies abscheuliche, durchtriebene Mädchen! Diese falsche — Katze; ja, Frau von Hallwig hat ganz Recht, sie ist eine Katze! — Und ich Dummkopf, daß ich mich so lange von ihr an der Nase habe herumführen lassen! — Und ich begreife es nicht, wo ich meinen Verstand, wo ich meine Augen gehabt habe! Es giebt doch hundert andere Mädchen, die viel eher verdienten, daß man sie auszeichnete. Da ist zum Beispiel Marie Blum; — — ich muß blind gewesen sein, bis heute! Marie Blum ist zehnmal hübscher, als Emma, ist nicht launisch, hat keine hohen Ideen im Kopfe, bekümmert sich nicht um Lieutenants und andere adeliche Gecken, und ist vor allen Dingen nicht so falsch, so hinterlistig, wie diese Emma, diese Katze. — Aber sie wird noch ihre Strafe bekommen, das bleibt nicht aus! Und was ich dazu thun kann, daß ihr nach Recht und Billigkeit geschieht, das werde ich ganz gewiß thun. An mich soll sie noch denken, das verspreche ich ihr. Der „Kaiser von Marokko" soll ihr theuer zu stehen kommen. Es wird sich schon eine Gelegenheit finden.

6.

Ernst Wild hatte sich seit dem Sonntage nach Weihnachten, wo er und Emma sich auf eine so unfreundliche Weise getrennt hatten, gar nicht wieder um seinen Prolog und das Schicksal desselben bekümmert, ja, er hatte jeden Gedanken daran absichtlich unterdrückt, weil ihm die Erinnerung unangenehm war, die sich daran knüpfte. Er war auch seitdem nicht in der Stadt gewesen, hatte weder Emma noch Jemanden von seiner Familie gesehen, und war deshalb, als er am Abend des dritten Januar in's Theater ging, durchaus unwissend darüber, was aufgeführt werden würde. Zu seiner großen, aber keineswegs angenehmen Ueberraschung sah er nun mit einem Male, als der Vorhang aufging, den Thron des Reichthums vor sich. Sein erstes Gefühl war eine peinliche Verlegenheit, ungefähr, wie sie Jemand empfinden mag, der, sich ganz allein wähnend, ein leidenschaftliches Selbstgespräch hält, und der plötzlich bemerkt, daß hundert neugierige Augen und Ohren ihn beobachtet haben. Es war ihm, als müßten die Blicke des ganzen Publikums auf ihn gerichtet sein; blitzschnell durchflog sein Gedanke das Gedicht; es kam ihm jetzt erbärmlich vor; er begriff nicht, wie er es hatte seinem Schwager geben können, um es aufführen zu lassen. Nach einigen Augenblicken verlor sich jedoch diese Dichterunruhe zum größten Theil, denn er hörte neben sich die Frage: Wissen Sie nicht, von wem der Prolog ist?

Man sagt, von dem Hauslehrer des Grafen Hellstern, von dem jungen Rose, lautete die Antwort.

Wild hätte beinahe gelacht; es war ihm höchst komisch, daß Julius Rose ihn nicht als Verfasser genannt hatte; dieser Umstand gab ihm zugleich die nöthige Unbefangenheit wieder. Er nahm sich vor, ruhig und gemüthlich, wie jeder andere Zuschauer, „sich die Sache anzusehen", und wo möglich, ganz davon zu abstrahiren, daß es die Geschöpfe seiner Einbildungskraft, seine Gedanken, seine Verse waren, die er sah und hörte. Dieser Vorsatz wurde ihm sehr durch die Aufführung selbst erleichtert, denn Eberhard Horst, im orientalischen Gewande, die verkleideten Lieutenants und jungen Kaufleute, die seinen Thron umstanden, und selbst die Damen, obschon sie sich recht niedlich als Künste herausgeputzt hatten, kurz, das ganze Tableau, zu dem eine Schweizerlandschaft den Hintergrund bildete, stimmte so wenig mit dem Phantasiebilde überein, welches dem Dichter in der Stunde des Schaffens vorgeschwebt hatte, daß es ihm beinahe wie etwas Fremdes erschien. Auch als die Gestalten dieses Bildes zu sprechen und sich zu bewegen begannen, wurde die Aehnlichkeit mit dem Urbilde nicht größer. Die vollkommen gleichgültige Miene, womit Herr Eberhard Horst, unbeweglich wie ein indischer Götze, alle ihm dargebrachten Huldigungen nicht aufnahm, — denn er sah immer gerade aus ins Publikum, — hätte sich allenfalls mit seinem Charakter als Reichthum in Einklang bringen lassen, wenn sie nicht gar zu komisch gewesen wäre. Frau

von Hallwig recitirte ihre Huldigungsverse nicht dem Reichthum vor, sondern der ersten Loge, in welcher viele bekannte Herren saßen. Die übrigen allegorisch gekleideten Herren und Damen folgten ihrem Beispiele. Einige Blicke gingen ein wenig mehr rechts oder links, tiefer oder höher, aber alle ins Publikum. Augenscheinlich war nicht einer in der ganzen Gruppe, der es vergessen konnte, daß er sich verkleidet und Verse auswendig gelernt hatte, und dem man es nicht ansah, daß er dachte: „Wie nehme ich mich wohl aus?“

Ach! dachte Wild, wie freue ich mich, daß ich nur für dies eine Mal, zum Besten der Armen, und ganz incognito, ein dramatischer Dichter bin! Es muß ein gräßliches Gefühl sein, ein Kunstwerk, das man mit Begeisterung, mit Liebe geschaffen hat, so verzerrt wiedergegeben zu sehen. — Wenn die Wohlthätigkeit kommt, so sehe ich nicht hin, das kann ich nicht ertragen. Das Hören kann ich leider nicht vermeiden.

Er hielt seinen Vorsatz; er sah nicht auf, trotzdem, daß das Wogen der Bewunderung über die Menge lief beim Auftreten der Wohlthätigkeit; aber bei den ersten Worten, welche sie sprach, — mit dem Flüstern der tiefsten Bewegung und dennoch, bei der lautlosen Stille, bis in dem fernsten Winkel des Hauses verständlich, — durchrieselte ihn ein Gefühl, wie er es im Walde empfunden hatte, wenn durch das Pfeifen, Schnarren und Zwitschern der Vögel plötzlich die weichen, vollen, süßen Töne der Nachti-

gall hervorbrechen, Klage und Troſt, Schmerz und Luſt, Trauer und Freude zugleich in des Hörers Bruſt aufweckend. Wo hatte er dieſe Stimme ſchon gehört, dieſen reinen, vollen, weichen Alt, deſſen rührender Klang ihm das Herz in der Bruſt bewegte? Oder ſchien ſie ihm nur bekannt, weil ſie ſo ganz und gar zu den Worten gehörte, die ſie ſprach, weil ſie ganz ſo war, wie er ſich die Stimme der Wohlthätigkeit gedacht hatte? — Mit jedem Worte hob ſich die Stimme voller, weicher, melodiſcher; — und mit welcher Wahrheit und Natur, mit welcher Innigkeit des Gefühls wurden dieſe Worte geſprochen, nicht, als wären es fremde Gedanken, ſondern, als wären ſie aus der eigenen Seele der Sprechenden geſchöpft. Sie mußte wirklich Thränen in den Augen haben, als ſie ſagte:

„Mein Auge füllt mit Thränen dieſer Glanz;
Es iſt gewöhnt an's Dunkel armer Hütten,
An hohle Wangen, die das Elend bleichte,
An Augen, deren Glanz verlöſcht vom Weinen."

Die Stimme ſchwankte, wie ein Rohr im Winde, vor Mitleid und Bitterkeit, bei den Worten:

„Wem Ueberfluß von reichen Tafeln winkt,
Wie kann der wiſſen, was es heißt: zu hungern?"

Zu hungern! — Sie hielt inne, wie von ihrem Gefühl übermannt. Unwillkürlich hob Wild, ſeines Vorſatzes vergeſſen, den Blick, — und: Marie! hätte er beinahe laut ausgerufen!

Er mußte es aber doch, wenn auch leiſe, geſagt haben, denn neben ſich hörte er die Bemerkung: In

der That! „Maria, Trösterin der Betrübten.“ Eine wahre Madonna!

Mariens Erscheinung konnte freilich diese Bemerkung auch allein veranlaßt haben. Sie trug nicht das griechische Gewand, wie Ernst es Emma beschrieben hatte, sondern sie war gekleidet wie ein altes Marienbild aus seines Großvaters Nachlasse, welches früher stets in des alten Mannes Schlafzimmer gehangen hatte. Ein röthlich graues Unterkleid, eng den Hals umschließend, die Aermel schlicht und lang, bis auf die Hand herabgehend; darüber ein dunkelblaues Obergewand mit kurzen, weiten Aermeln; die ganze Gestalt umhüllt von einem weiten, weißen Schleier, der das einfach gescheitelte Haar bis zur Stirn bedeckte. Und aus diesem schlichten dunkeln Gewande, aus diesem verhüllenden Schleier hob sich ihr schönes, bleiches Gesicht mit den großen, thränenfeuchten, milden Augen wie eine weiße Lilie hervor.

Charitas, die christliche Liebe! dachte Ernst. Das ist das Bild, welches mir vorschwebte, das ich Wohlthätigkeit nannte. Es ist das Christenthum, im Weibe verkörpert. — Marie hat in meiner Seele gelesen, sie versteht mich besser, als ich selbst.

Er hatte sich zurückgelehnt in seinen Sitz, und horchte und sah so, seiner selbst und der ganzen Welt vergessen, ihren Worten, ihren Bewegungen zu. Das Leben seiner Seele war in diesem Augenblicke wieder auf den Punkt gesteigert, wie an dem Abende, wo dies Gedicht in ihm aufgestiegen war. Er dichtete es jetzt, mit Marie gemeinschaftlich, noch einmal, aber

schöner, klarer, unendlich vollkommner. Wo ihm für das, was er dachte und fühlte, nur das kalte, spröde, ungelenkige Wort zu Gebote gestanden, wo er die Bilder seiner Phantasie kaum in unbestimmten Linien andeuten gekonnt hatte, da malte Marie mit Ton und Blick, mit Miene und Bewegung das lebenvollste Bild. Wie schilderte ihre gedämpfte wankende Stimme, die zuckende, thränenschwere Augenwimper, die zitternde Lippe, die ängstlich auf die Brust gepreßte Hand, wie schilderte dies Alles das Elend in den armen Hütten, wo

„Die Noth, die fühllos harte"

mit ihrem kalten Hauch des Herdes Flamme ausgelöscht, den letzten Vorrath aufgezehrt hat, und riesengroß wächst mit jeder Stunde! — Und als sie von dem Vater sprach, der Weib und Kind verschmachten sieht, der ihr Jammern hört,

Und kann nicht helfen, ach! — und kann nicht helfen!
Er sieht sie sterben, langsam, Zoll für Zoll,
Und kann nicht helfen!"

Welche Qual, welch trostlosen Jammer malte der Ton, mit dem sie langsam, Sylbe für Sylbe, mit vorwurfsvoll zum Himmel gerichtetem Auge, die letzten Worte sagte: — „Und kann nicht helfen!"

Und, o! wie schilderte ihr strahlendes Auge, das Lächeln ihrer Lippen, die begeistert hoch erhobene Hand, die reinste Lust der Erde, des Wohlthuns Lust, als sie ausrief:

„O könnt' ich doch den Reichthum in die Hütten
Der Armuth führen!"

als sie es ausmalte, wie:

„Das Elend würde fliehn bei seinem Anblick!“

Und jetzt, als sie vortrat, mit erhobenem Haupte, blitzendem Blicke, mit leidenschaftlicher Geberde, mit einer Stimme, flehend, zürnend und drohend zugleich, — — wie gewaltig, wie bis in das Innerste der Seele erschütternd klangen da die Worte:

Hilf Deinen armen Brüdern! Rette sie!
O, denk' an Deine Lieben, denk', sie flehten
Um Brod, sie hungerten, sie zitterten
Im Frost des Winters und des Hungers! Hilf!
Eh es zu spät, eh Menschen, Deine Brüder,
Den Tod des Hungers sterben! Hilf! Du kannst es!“

Wie aus einer Verzückung erwachte Ernst, als Marie schwieg und die übrigen Personen auf der Bühne anfingen, ihre Verse herzusagen. Die ganze Versammlung schien etwas Aehnliches zu empfinden, denn bis dahin hatte die lautloseste Stille geherrscht, jetzt erst hörte man das Murmeln der Bewunderung.

Wunderschön! hörte Wild dieselbe Stimme sagen, die vorhin Marie mit der Madonna verglichen hatte. Ich habe die größten Schauspielerinnen gesehen, aber nie etwas Aehnliches.

Wie kommt nur eine Dilettantin zu solcher Kunstvollendung?! entgegnete eine andere Stimme.

Kunst? wiederholte die erste. Nein, nein lieber Freund, das ist nicht Kunst, das ist Natur. Sehen Sie nur das Gesicht an, diese Augen, diesen Mund; sie spielt keine Rolle, sie spielt sich selbst. Ich bin fest überzeugt, diese Rolle ist für sie geschrieben.

Ernst fuhr auf. Wie ein schneller Blitz hatte dieses Wort ihm mit einem Schlage sein eigenes Herz

hell erleuchtet. Ja, es war so: Marie stellte nicht die Wohlthätigkeit dar, Marie spielte sich selbst. Er hatte Marie geschildert und hatte ihr den Namen Wohlthätigkeit gegeben. Was ihm als höchstes Ideal, als Urbild des Schönen und Guten, in seinem begeisterten Dichtertraume vorgeschwebt hatte, war Marie, einzig Marie! — Ein unbeschreibliches Gefühl von süßer Befriedigung erfüllte ihn. Jetzt wußte er, wie unbeschreiblich, wie unendlich, wie über Alles er sie liebte! — —

Sehen Sie nur diesen Ausdruck in den Augen, dieses Mienenspiel! flüsterte die Stimme neben ihm wieder. Ihr bittender Blick begleitet jedes überredende Wort der Dichtkunst. Sehen Sie nur die flehende, ängstliche Stellung, die Haltung des Kopfes, halb vorgebogen, als wäre sie jeden Augenblick im Begriff, selbst zu sprechen! — Die Kunst einer Rachel und Lind würde dies stumme Spiel nicht in solcher Naturwahrheit nachahmen können. — Dies Mädchen muß sehr liebenswürdig sein, muß herzensgut sein!

Dem lauschenden Ernst klopfte das Herz bei diesem Lobe seiner Geliebten; er wagte nicht, sich nach dem Sprechenden umzusehen, weil er fürchtete, man möchte ihn als Verwandten Mariens erkennen, und nichts mehr sagen über sie. Er sah, er wußte freilich Alles; sein Herz, seine Erinnerung sagte unendlich viel mehr zu ihrem Lobe, als dieser entzückte Zuschauer; sein Gefühl für sie bedurfte keiner Zustimmung, keiner Bestätigung, gegen das Urtheil der ganzen Welt, würde er sie für sein Ideal erklärt haben! aber

dennoch that ihm die Bewunderung, die sie erregte, unbeschreiblich wohl.

Ich beneide den Dichter wegen der Empfindung, die er haben muß, wenn er zusieht, flüsterte dieselbe Stimme.

O, wohl war der Dichter zu beneiden! Wie mußte Marie ihn lieben, daß sie ihn so verstand, ihm so folgen konnte in die Werkstatt seiner Gedanken, daß sie das Bild seiner Seele verwirklichen, verklären konnte, ohne ein Wort der Verständigung mit ihm, aus sich selbst, aus der eigenen Seele! Es war ihm, als wäre er eins mit Marie, als wären ihre Gedanken, ihre Empfindungen, ihre Seelen dieselben! — —

Der Vorhang war längst gefallen, das Rauschen eines lebhaften Gesprächs, vermischt mit den Tönen der Musik des Zwischenactes und mit dem Lärm des Hin- und Hergehens und des Thürenzuschlagens, war an die Stelle der lautlosen Aufmerksamkeit getreten; Ernst saß noch immer zurückgelehnt in seinen Sitz, die Augen starr vor sich hin gerichtet, stumm und ohne Bewegung da. Wie in ein Meer von Glück fühlte er sich versenkt, nie in seinem Leben hatte er eine Empfindung gehabt, die nur entfernt mit dem seligen, begeisterten Entzücken verglichen werden konnte, das ihn erfüllte in diesem Augenblicke. Als wären alle seine Wünsche erfüllt, alle seine Träume verwirklicht, als wäre die Erde ein Himmel, so war es ihm. —

Er wußte es nicht, daß der Vorhang von Neuem aufgezogen worden, bemerkte nicht, daß es still gewor-

den war um ihn her, hörte nicht, daß auf der Bühne gesprochen wurde; er sah und hörte nichts, als das Bild seiner Seele, als Marie, die noch immer vor seinem Auge stand, als wäre sie gegenwärtig. Aber mit einem Male fuhr er erschrocken in die Höhe; sein Gesicht veränderte sich, seine Augen wandten sich mit einem Ausdrucke fast des Entsetzens nach der Bühne; er hatte Emma's Stimme gehört. — Und jetzt sah er ihr in das lächelnde, geschminkte Gesicht, sah ihre schmiegsame Gestalt mit den bloßen Schultern und Armen, sah die koketten Bewegungen, mit denen sie die kleine Hand, den zierlich beschuhten Fuß bemerklich machte, die Seitenblicke, die sie unter den Locken weg nach ihrem Mitspieler, nach den Coulissen, nach dem Publikum warf, er hörte ihre schmeichelnde Stimme, — — mit dem Gefühl des Widerwillens. Mit jedem Worte, das sie sprach, mit jeder Bewegung, die sie machte, vermehrte sich dies Gefühl, bis zur Unerträglichkeit, bis zur peinlichsten Qual. Er wandte den Blick weg, aber sein Ohr konnte er nicht verschließen, und ihre Stimme allein malte ihm ihr ganzes Wesen, sie schnürte ihm die Brust zu. Er konnte es nicht länger aushalten, stand hastig auf und verließ das Schauspielhaus, als fürchte er, es würde über ihm zusammenbrechen.

In der leidenschaftlichsten Aufregung irrte er ohne Ziel und Rast durch die menschenleeren, stillen Straßen; ein Chaos von Gedanken wirbelte in seiner Seele; aber ein Gedanke stand unbeweglich, wie mit glühenden Lettern, vor seinem innern Auge:

„Dieses Mädchen ist Deine Braut, — und Marien gehört Dein Herz, Deine Seele, Dein Denken und Empfinden. Nur an Mariens Seite findest Du das Glück, aber unendliches, vollkommenes, befriedigendes Glück."

Alle Erinnerungen der vergangenen Zeit erwachten, alle Glut der Liebe, die er mit höchster Anstrengung zurückgedrängt hatte in den letzten Wochen, schlug zur hellen Flamme empor. Nur der Gedanke, daß er Emma begegnen könne, hielt ihn zurück, nach dem Theater zu eilen, Marie aufzusuchen und ihr zu sagen: „Ich bin Dein, ich liebe Dich, ich kann fern von Dir, ohne Dich nicht glücklich sein, nicht leben!" Er nahm sich aber vor, ohne Zögern die Kette zu brechen, die ihn mit Emma verband; er wollte nicht länger elend, nicht länger an ein Wesen gefesselt sein, das ihn tausendmal verletzt, ihm tausendmal bewiesen hatte, wie wenig es mit ihm übereinstimmte, wie wenig es seine Liebe und Treue verdiente. Er rief sich alles Unangenehme zurück, was jemals zwischen ihnen vorgefallen war, von dem zweiten Pfingsttage an, wo sie bei der Gräfin sang und tanzte, und ihn vergebens im Neuburger Walde warten ließ, bis zu dem Tage, wo er mit Norden bei ihr zusammentraf, wo er entdeckte, daß sie ihn betrogen hatte, bis zum vorigen Sonntage, wo sie es ausschlug, in einem Gedichte von ihm eine Rolle zu übernehmen, bis heute, wo ihre kokette Erscheinung sein tiefstes Gefühl beleidigt, ihm bis zum Widerwillen mißfallen hatte. Alles, was er längst vergeben, längst vergessen

zu haben glaubte, stand wieder vor seiner Seele und vergrößerte die Bitterkeit, seine Abneigung gegen sie. Er begriff nicht, daß er sie jemals geliebt haben könne, geliebt neben Marie!

Er hielt inne; er war zu sehr daran gewöhnt, sich selbst zu beobachten und unparteiisch über sich zu urtheilen, als daß ihm nicht, trotz seiner leidenschaftlichen Aufregung, aufgefallen wäre, wie geringfügig, wie verzeihlich eigentlich Alles war, was er Emma vorwerfen konnte. Wenn er nicht höchst ungerecht sein wollte, so mußte er sich gestehen, daß sie sich nur Kleinigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, die ihn kaum berechtigen konnten, sie so hart zu beurtheilen. Sie war zuweilen sehr unliebenswürdig gewesen, aber sein Gewissen flüsterte ihm zu: „Das Alles hast Du ihr ja längst verziehen. Wie kommts, daß Du heute so strenge bist?" — Selbst ihr Auftreten heute, ihr Spiel, — was hatte sie denn gethan, das seinen Widerwillen rechtfertigte? Es wurde ihm klar und immer klarer, Emma's größtes Verbrechen bestand darin, daß sie nicht Marie war. Sie mißfiel ihm, weil er sie mit Marie verglichen hatte, weil er Marie liebte.

Weil er Marie liebte! — Die Glut der Scham flog ihm über das Gesicht. So war es also doch so weit mit ihm gekommen, trotz seiner Vorsätze, seiner festen Entschlüsse, daß die Leidenschaft Herr über ihn geworden war, daß er im Begriff war, ein Verbrechen zu begehen, seinem heiligen Worte untreu zu werden, die Liebe und Treue, die er Emma

gelobt hatte für das Leben, zu brechen! — Mit welcher Stirn durfte er es wagen, Emma Vorwürfe zu machen?! Alles, was seine Leidenschaft zu seinen Gunsten und zur Anklage gegen Emma vorbrachte, konnte nicht Stich halten gegen das unparteiische Urtheil seines Gewissens. Von Augenblick zu Augenblick fühlte er seine Schuld deutlicher, und in demselben Maaße mußte er Emma entschuldigen. Hatte er denn nicht zum größten Theile Alles veranlaßt, was er ihr vorwarf? Mußte seine Treulosigkeit sie nicht erbittern? Konnte, durfte er Liebe von ihr erwarten, Eingehen in seine Gedanken und Empfindungen, er, dessen Herz und Seele, dessen Denken und Fühlen Marie geweiht war? Jetzt schlug ihm das Herz, wenn er an sein Betragen gegen seine Braut in der letzten Zeit dachte. Am Weihnachtsabend — — er hatte ihr ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie Nordens Geschenk annahm, und er selbst, — er hatte noch an demselben Abende das Gedicht geschrieben, das den deutlichsten Beweis lieferte, wie die Liebe zu einer Andern sein ganzes Herz erfüllte. —

Er fühlte, — zwar mit dem furchtbarsten Schmerze, aber unwidersprechlich, — daß er das größte Unrecht begehen würde, daß er sich selbst verachten müßte, wenn er Emma verlassen und Marie seine Liebe erklären wollte. Alle Gründe, womit er früher seinen Eltern bewiesen hatte, daß es seine Pflicht sei, die Treue zu halten, die er angelobt hatte, fielen mit doppeltem Gewicht auf sein Herz,

jetzt, da er sich schuldig fühlte. Es war unmöglich, Marie konnte nicht sein werden; über sein Schicksal war entschieden; was zu thun seine Pflicht war, konnte nicht zweifelhaft sein! — —

Er ging nach Hause; — wie Einer, der sein Liebstes auf der Welt begraben hat. Es kam ihm nicht in den Sinn, sich zur Ruhe zu legen, die ganze Nacht ging er auf und ab in seinem Zimmer; er kämpfte den schwersten Kampf, den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft, mit einer Leidenschaft, der alle edlen Empfindungen seiner Seele als Hülfstruppen zur Seite standen.

Am andern Nachmittag ging er nach Haselbusch, zu seinen Eltern.

Als er in die Hausthür trat, ging eben Marie, in häuslicher Geschäftigkeit, über die Hausflur.

Ernst! rief sie mit froher Ueberraschung, und eilte ihm entgegen, indem sie ihm herzlich ihre Hand hinreichte. Bist Du im Theater gewesen? fügte sie lebhaft hinzu. O, wie habe ich mich gefreut über Dein Gedicht! Wie schön ist es, und ganz mir aus der Seele geschrieben! Ich weiß Alles auswendig, jedes Wort, jede Rolle. Habe ich auch zu Deiner Zufriedenheit gespielt?

Ja, Marie, entgegnete er mit Anstrengung, wunderschön hast Du gespielt. Ich danke Dir!

Ohne daß er es wußte, traten ihm die schweren Thränen in die Augen.

Was ist Dir, Ernst? rief sie erschrocken.

Mir? Wie so?

Du hast Thränen in den Augen. Ernst, Dir ist doch nichts Unangenehmes begegnet?

Er faßte sich gewaltsam. Ich habe allerdings Verdruß gehabt, sagte er, aber beunruhige Dich nur nicht, es hat nichts zu bedeuten. Sind meine Eltern zu Hause?

Ja, im Wohnzimmer, sagte sie, ihn noch immer mit Unruhe betrachtend.

Und als er schon die Thür zum Wohnzimmer geöffnet und wieder hinter sich geschlossen hatte, stand sie noch und sah ihm ängstlich nach.

Was mag ihm begegnet sein? dachte sie. Er sieht so blaß aus.

Den Eltern fiel ebenfalls seine Bläße auf; er ließ ihnen aber keine Zeit, sich darüber zu äußern, denn er sagte hastig nach den ersten Begrüßungen: Ich komme, um eine Sache von Wichtigkeit mit Euch zu besprechen. Ihr wißt, der Superintendent Melten in der Stadt ist gestorben, und eine neue Wahl für die erledigte Predigerstelle ausgeschrieben. Ich habe mich entschlossen, mich zu melden.

Dich zu melden zu einer Stadtpfarre? rief seine Mutter. Du willst dem Landleben entsagen?

Ich thue es höchst ungern, aber ich muß, entgegnete er mit bewegter Stimme. Der Sache muß ein Ende gemacht werden. Ich muß Emma heirathen so bald wie möglich.

In seinem Tone und dem Ausdrucke seines bleichen Gesichtes lag eine ganze Geschichte. Die Eltern schwiegen beide.

Endlich sagte der Major: Hast Du wieder mit Emma etwas — —

Nein, nein! unterbrach ihn Ernst, und sein Gesicht wurde noch bleicher; ich selbst, — ich fühle, daß es für uns Alle, auch für Marie besser ist.

Die Majorin sah ihn an, mit einem Blicke voll Zärtlichkeit und Trauer. Sie mußte seine Gründe anerkennen, seine Rechtlichkeit loben, aber mit schwerem Herzen. Ihr sehnlichster Wunsch war und blieb es, ihn mit Marie vereinigt zu sehen. Sie schwieg aber, sie konnte ihm doch nicht rathen, seiner Pflicht untreu zu werden, und ihn in seinem Vorsatze zu ermuntern, dazu reichte ihre Kraft nicht aus. Der Major dagegen sagte: Du hast Recht, Ernst! Je eher Du heiratheſt, desto besser ist es. Aber ich wollte, Du könntest in Neuburg bleiben.

Du weißt Vater, wie Emma und ihre Mutter über meine Stellung in Neuburg denken. Wie lange haben sie mich schon hingehalten! — Und da Emma einmal eine entschiedene Abneigung gegen das Landleben hat, so ist es wohl auch ein wenig egoistisch von mir, wenn ich verlange, daß sie durchaus sich meinem Geschmacke fügen soll. Ich kann mir ja auch in der Stadt einen Wirkungskreis schaffen.

Ich habe es mir immer so schön ausgemalt, sagte die Majorin traurig, daß Du noch einmal die Pfarre in Neuburg bekommen würdest. Die Pfarre

ist mir noch so lieb, von frühern Zeiten her, wo Mariens Eltern da wohnten. Und jetzt — —; wenn Du einige Zeit Geduld hättest! Der Pastor von Neuburg ist so alt und so kränklich — —

Dieser Wunsch würde doch nicht erfüllt werden, liebe Mutter; die Pfarre in Neuburg wird vom Consistorium besetzt, und auf eine Anstellung vom Consistorium kann ich noch in zwanzig Jahren keine Ansprüche machen, weil die Consistorialstellen nach dem Alter der Candidaten besetzt werden. Wenn ich eine Pfarre haben will, so muß ich mich um eine Wahlstelle bewerben.

Aber Du wirst Dich in der Stadt nicht glücklich fühlen, Ernst; Du bist für das Landleben geschaffen —

Mache ihm das Herz nicht schwer, Mutter! fiel der Major ihr ins Wort. Wenn er einsieht, daß es nicht anders geht, daß er so handeln muß, um ein ehrlicher Mann zu bleiben, so wollen wir ihm nichts in den Weg legen.

Wenn ich gewählt werde, — und das ist leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, da ich schon öfter, wie Ihr wißt, mit Beifall in der Stadt gepredigt habe, und da, wie ich gehört habe, sich bis jetzt nur unbedeutende Leute gemeldet haben, — so ist meine Stellung der Art, daß die Mama sich nicht mehr weigern kann, ihre Einwilligung zu unserer Heirath zu geben. Auch Emma wird zufrieden sein.

Und Du? fragte seine Mutter, mit Thränen in den Augen. Wirst Du zufrieden sein?

Er wandte das Gesicht ab und antwortete: Ich thue meine Pflicht, Mutter. Aber frage mich heute nicht mehr; ich habe noch keine Kraft wieder.

7.

Wie unähnlich und doch wieder wie ähnlich waren Emma's Empfindungen in diesen Tagen denen ihres Verlobten. Auch sie hatte am Sonntagabend Vergleiche angestellt, zwischen dem Verlobten und dem Geliebten, dem Schulmeister in Neuburg und dem adelichen Beamten, welchem alle Ehrenstellen offen standen; zwischen dem Manne, der sie nicht verstand, ihre Liebe und Treue nicht zu würdigen wußte, sie täglich verletzte, täglich ihren Wünschen zuwider handelte, und dem Manne, mit welchem sie ganz und gar überein stimmte, dessen Ansichten, Empfindungen, dessen Geschmack, dessen Lebensweise ganz die ihrige war. Auch in ihrer Seele hatte die Pflicht mit der Neigung gekämpft, aber, — und das war die Unähnlichkeit — es war kein schwerer Kampf, und die Neigung blieb Siegerin, nicht die Pflicht. Die Neigung war so überwiegend stark, die Pflicht fühlte sich so unendlich schwach, daß der Sieg schon vor dem Kampfe entschieden war. Was hätte auch Emma bewegen sollen, ihrem leidenschaftlichen Verlangen, durch Norden eine vornehme Dame zu werden, ernstlich Widerstand zu leisten? — Früher freilich, als sie es noch für unwahrscheinlich hielt, daß Norden ihr

jemals seine Hand bieten würde, als sie noch sein Benehmen für gewöhnliches Courmachen hielt, früher wäre es sehr leichtsinnig und unvernünftig gewesen, wenn sie gegen ihre Liebe zu ihm nicht gekämpft hätte; aber jetzt, seit es ganz klar, ganz gewiß war, daß er sie unbeschreiblich liebte, daß er ernsthafte Absichten hatte, jetzt war die Sache ganz anders. Nein, an seiner Liebe konnte sie nicht zweifeln. Jedes Wort, was er am Sonntagabend gesprochen, jeder Blick, — Alles, Alles bewies, daß sie ihm unbeschreiblich theuer war. Wie war er erschrocken, als sie ihm sagte, sie sei verlobt! Wie vorwurfsvoll hatte er sie angesehen, als er sagte: „Nein, mein Fräulein, ich wußte es nicht, ich würde es nicht glauben, wenn Sie es nicht selbst sagten." — Und seine andern Aeußerungen: „Wer, wie Sie, zur Dame geboren ist," — — und: „Der Entschluß, Sie zu heirathen, muß Jedem, der Sie kennt, sehr leicht erscheinen," — — und: „Man darf sich aber auch sein Glück nicht selbst unmöglich machen," — — und: „Ich will nicht, daß Sie vergnügt sein sollen! Es würde mich beleidigen, wenn Sie lachen wollten," — — was konnte deutlicher sein?! — Gerade heraus sagen: „Ich liebe Dich, ich will Dich heirathen," konnte er doch nicht, da er so eben gehört hatte, daß sie verlobt war. — Ja, er hatte Recht, sich zu beklagen, sie hätte ihn nicht so auszeichnen, sich nicht so gegen ihn benehmen dürfen, wenn sie seine Neigung nicht erwiedern wollte. Es war ganz natürlich, daß er ihr eine solche herzlose Koketterie nicht zugetraut hatte.

Nein, er soll sich nicht in mir getäuscht haben, dachte sie, ich werde seine Liebe nicht mit Undank lohnen. Ich werde Alles thun, um meine Freiheit wieder zu erlangen; und wenn mich keine Rücksichten mehr binden, so werde ich gewiß Alles vergelten, was er um meinetwillen gelitten hat.

Das Herz wurde ihr ganz leicht und froh bei diesen Gedanken. Ihre Zukunft erschien ihr in dem herrlichsten Lichte. Frau von Norden, die Nichte des Ministers, die Cousine des Grafen Hellstern, vielleicht bald eine der ersten Damen im Lande zu werden, — das war ein Loos, wie es ihr gebührte. War denn in den Cirkeln der haute volée auch nur eine Einzige, die den Ansprüchen, welche man an eine Dame macht, besser genügte, als sie? Norden würde ganz bestimmt niemals Veranlassung bekommen, sich seiner Wahl zu schämen. Es war gewiß keine Eitelkeit von ihr, wenn sie sich für eben so fähig hielt, die Honneurs in dem elegantesten Salon zu machen, wie die Gräfin und Frau von Hallwig und alle Andern, selbst Fräulein Lydia Maien nicht ausgenommen. Und auch ihrer Verwandten hatte er sich gewiß nicht zu schämen; ihr Bruder hatte die feinste Tournüre und selbst ihre Mama — —: sie kannte adeliche Damen genug, die viel weniger nobel waren, als ihre Mutter. — Nun, für Julius und die Mama, namentlich für letztere, war es gewiß auch eine sehr angenehme Ueberraschung, wenn sie ihnen sagen würde: „Ich bin die Braut des Herrn von Norden!“ Der innigste, lebhafteste Wunsch ihrer Mama würde

dadurch erfüllt. Wie manches Mal hatte sie ihr gesagt: Emma, es würde mir tausendmal lieber sein, wenn Du Norden, als wenn Du Wild heirathetest."

Emma machte sich jetzt beinahe Vorwürfe, daß sie ihren Bitten und Rathschlägen so lange widerstanden, so lange hartnäckig an Wild festgehalten hatte. Es war ihr freilich zu verzeihen, sie kannte ihn noch nicht so genau, sie wollte nicht leichtsinnig den Glauben an ihn aufgeben, sie hatte sich nicht entschließen können, sich einzugestehen, daß sie sich in ihm getäuscht habe. Es war ihr nun einmal nicht möglich, leicht und ohne Schmerz aufzugeben, was sie mit Liebe umfaßt hatte. Andere, die weniger gewissenhaft, weniger rücksichtsvoll wären, als sie, mochten das können, sie nicht. Grund genug, das vollste Recht hätte sie freilich schon längst gehabt, ihr Wort und ihre Freiheit von Ernst zurück zu fordern; er verdiente ihre Treue, ihre Nachsicht, ihre Schonung wahrlich nicht. Welche Behandlung hatte sie von ihm erdulden müssen! Welchen bittern, kränkenden Tadel, welche ungegründete, unverdiente Vorwürfe, welche Vernachlässigungen mußte sie täglich leiden! Wie hatte er sie am Weihnachtstage, am Sonntag vor acht Tagen behandelt! Und seitdem hatte er mit keinem Fuße ihre Schwelle betreten, hatte nicht nach ihr gefragt, ihr kein Wort der Entschuldigung sagen lassen; sie hätte krank werden, sie hätte sterben können, er würde sich nicht um sie bekümmert haben. Sie hatte ihm gesagt, es würde ihr lieb sein, wenn er ihr einige Andeutungen geben wolle wegen der

lebenden Bilder, in denen sie mitwirken mußte, wenn er ihr Rath geben wolle wegen ihres Costümes; aber nein, für sie hatte er keine Zeit gehabt, wohl aber für Marie. Er war ganz gewiß in Haselbusch gewesen, und hatte Marie die Rolle der Wohlthätigkeit einstudirt, denn ohne seine Hülfe würde sie nun und nimmer so gut gespielt haben.

Sie hielt inne; dieser letzte Gedanke regte eine sehr unangenehme Empfindung in ihr an. Mariens Triumph am Sonntag hatte Emma die erste Hälfte des Abends ganz verdorben. Sie hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Königin des Festes, die schönste, die beste Schauspielerin zu sein, und — Marie war es gewesen. Gerade, wie vor einem Jahre in dem Concert, welches sie zum Besten der Armen gegeben hatten.

Ich begreife nicht wie sie es anfängt! dachte Emma. Ihr regelmäßiges Gesicht muß die Menschen für den ersten Augenblick blenden; bei genauer Bekanntschaft kann man sie doch unmöglich reizend und liebenswürdig finden. Daß Ernst mich um Mariens willen vernachlässigt, Marie mir vorzieht, das ist das Kränkendste von Allem, das ist der beste Beweis, wie wenig er mich versteht, wie wenig er meiner Liebe würdig ist. Wem Marie genügt, der hat mich nie geliebt! — Bin ich nicht eine Thörin, daß ich mich gräme, daß ich Norden leiden lasse, daß ich gegen die Leidenschaft kämpfe, die mich zu ihm zieht, um einem Manne die Treue zu bewahren, der mir die seinige längst gebrochen hat, der vielleicht in diesem

Augenblicke in den Armen einer Andern meiner Liebe und Beständigkeit spottet!

Emma richtete ihr Haupt empor wie die beleidigte Würde, die gekränkte Tugend selbst. Sie zweifelte schon jetzt nicht mehr daran, daß sie vollkommen berechtigt war, ihr Wort, das sie Ernst gegeben hatte, zurückzunehmen. Und nun hatte sie überdies noch alle die Gründe für sich anzuführen, welche in jedem modernen Roman die Heldin, wenn sie des ersten Liebhabers müde ist, und der zweite ihr deshalb besser gefällt, zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen pflegt:

„Und sag', wie kommt denn Liebe?" —
„„Sie kommt und sie ist da!"" —
„Und sag', wie schwindet Liebe?" —
„„Die war's nicht, der's geschah.""

„Es steht nicht in meinem Willen, ob ich lieben will, oder nicht." — „Die Liebe ist das Höchste auf Erden." — „Ein Weib darf nur dem Manne gehören, den es liebt. Eine Ehe ohne Liebe ist Sclaverei, ist unsittlich." u. s. w.

Sie war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit, wo es sich mit Würde und Anstand thun ließ, ein Verhältniß aufzulösen, das keinen Reiz mehr für sie hatte, dessen sie sich schämte und das ihrem Glücke hinderlich war.

Wie entzückt wird Norden sein, dachte sie, wenn ich ihm sagen kann: „Ich bin frei! Nichts trennt uns mehr!"

Die heitersten, angenehmsten Gedanken beschäftigten sie in den nächsten Tagen. Am Abend des

Mittwochs, des Dreikönigstags, war sie zu einer Gesellschaft gebeten, wo sie erwarten konnte, Norden zu treffen. Schon den ganzen Morgen hindurch malte sie sich das Wiedersehen aus, dachte sie an das, was sie ihm sagen wollte. Mit einem Male richtete sie sich auf; ihre Augen glänzten, als wäre ihr plötzlich eine neue, glückliche Idee gekommen. Sie ging rasch zum Fortepiano und suchte unter ihren Noten, um eine Arie einzuüben, deren Text ganz ihre Lage schilderte. Diese Arie wollte sie Norden am Abend vorsingen.

Während ihres Gesanges öffnete sich die Thür; Ernst trat ein.

Sie grüßte ihn kalt, und wollte vom Fortepiano aufstehen.

Nein, bitte, singe weiter, Emma! sagte er. Weißt Du noch, dies ist das Erste, was ich Dich singen gehört habe; es war am Sylvesterabend vor zwei Jahren, als Du mit Julius bei meinen Eltern zum Besuch warst. Ist es nicht die Arie aus Hans Heiling: „Wehe mir! wohin ist es mit mir gekommen!?"

Ja, es ist die Arie, entgegnete Emma freundlicher, als sie selbst wußte. Weißt Du das jetzt noch, was ich vor zwei Jahren gesungen habe?

Unwillkürlich fühlte sie sich von seinem weichen, bewegten Tone gerührt, und es schmeichelte ihr, daß ihr Gesang schon damals einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, einen Eindruck, der nach zwei ganzen Jahren noch nicht verwischt war.

Ich weiß sogar noch, wie Du an dem Abende gekleidet warst, entgegnete er mit einem Ausdrucke, der seine Absicht verrieth, ihr etwas Angenehmes zu sagen. Ich sehe Dich noch vor mir, in dem schwarzen Sammetkleide. Erinnerst Du Dich nicht mehr? Wir gossen Blei an dem Abende, und Du bekamst einen Brautkranz. Das Bleiorakel hat Recht gehabt.

War es die Erinnerung an den Sylvesterabend, wo sie mit dieser selben Arie aus Hans Heiling, welche sie heute für Norden einübte, Wilds Aufmerksamkeit von Marie ab und auf sich zu lenken gesucht hatte, was Emma bewog, mit einem leichten Erröthen das Notenbuch bei Seite zu legen? — — Es widerstrebte ihr, ihm die Worte vorzusingen:

„Dem Bräutigam hab' ich mein Wort gegeben,
Es hängt sein ganzes Herz an mir."

Norden gegenüber war es angebracht, daß sie von dem Kampfe ihres Herzens sang, das sie zu dem Einen hinzog, obschon sie dem Andern Treue geschworen, aber Ernst gegenüber — —. Sie suchte ihn abzulenken und fragte: Wie kommt es, daß Du heute so elegant bist, Ernst? Schwarzen Frack, Sammetweste, Hut und sogar Manschetten! — Hast Du Visiten gemacht?

Ja, entgegnete er, ich bin bei den Kirchenvorstehern von Sankt Stephani gewesen.

Bei den Kirchenvorstehern von Sankt Stephani? wiederholte sie verwundert. Wie kamst Du zu denen?

Ich habe mich zu der erledigten Predigerstelle gemeldet, Emma!

Sie sah ihm, stumm vor Staunen, ins Gesicht.

Du hast Dich gemeldet? sagte sie nach einer Pause mit einem Tone, als hätte er ihr das unglaublichste Märchen erzählt.

Ja, entgegnete er mit ungewisser Stimme, und stützte sich auf die Lehne des Sopha's. Es ist ja Dein Wunsch, Emma! Es würde Dir schwer fallen, Deine Mama und die Stadt zu verlassen.

Aber Du bist lieber auf dem Lande, sagte sie hastig.

Einer von uns muß ein Opfer bringen. Ich glaube, mir wird es in diesem Falle leichter, als es Dir werden würde.

Die höchste Ueberraschung verschloß Emma den Mund; das hatte sie nicht erwartet.

Die Kirchenvorsteher haben mich sehr freundlich aufgenommen, fuhr Ernst fort; alle versicherten mir, sie zweifelten durchaus nicht, daß ich gewählt werden würde. Es haben sich nur wenige gemeldet; in vier bis fünf Wochen können die Wahlpredigten beendet sein. Wenn ich die Stelle bekomme, so werden wir noch vor Ostern heirathen können. Wenn ich hier in der Stadt als Prediger angestellt bin, wird Deine Mama doch unsere Hochzeit nicht länger hinausschieben wollen. Jeder Grund dazu ist dann ja weggefallen. Wir haben dann eine bestimmte, feste Einnahme und sie behält Dich ganz in ihrer Nähe.

Er hatte schon einige Male kleine Pausen gemacht, weil er erwartete, Emma würde etwas erwidern. Jetzt, als sie immer noch schwieg, fragte er, indem er nach ihrer Hand griff: Nun, wie ist's?! Du siehst

aus, als käme es Dir unglaublich vor, daß ich ein Städter werden will.

Ja, in der That, sagte sie mit Anstrengung, das konnte ich unmöglich erwarten, nach Deinem Benehmen gegen mich am Sonntag vor acht Tagen, und nachdem Du seit zehn Tagen keinen Fuß über meine Schwelle gesetzt hast!

Vergieb mir, Emma; ich bin so — — ich hatte keine Zeit — —,

O, für mich hattest Du keine Zeit, aber wohl für Marie! fiel sie ihm mit Bitterkeit in die Rede.

Sie fühlte, daß seine Hand, womit er die ihrige hielt, heftig zitterte, und dieser Beweis, daß ihr Vorwurf ihn getroffen hatte, bewog sie hinzuzusetzen: Wie sollte es mir nicht unglaublich sein, daß Du Dich gemeldet hast, um meinen Wunsch zu erfüllen, um meiner Mama gefällig zu sein, um die Heirath mit mir zu beschleunigen! Ja, wenn ich Marie hieße, dann könnte ich es eher glauben.

Sie sagte dies absichtlich, um ihn zu reizen, und zu einer heftigen Erwiederung zu veranlassen, und hob, in Erwartung derselben, ihr Auge trotzig zu ihm auf; aber zu ihrem Erstaunen sah sie in seinem Gesichte nicht den Ausdruck des Unmuthes, sondern eines tiefen, aber sanften Schmerzes.

Emma, sagte er mit weicher, fast demüthiger Stimme, ich habe Unrecht gegen Dich, Du hast Ursache gehabt, Dich über mich zu beklagen. Aber es soll nicht wieder geschehen. Laß es vergeben und vergessen sein! — Und wenn ich gewählt werde, so laß

uns sobald wie möglich heirathen. Wenn wir erst vereinigt sind, wenn uns Niemand mehr trennen kann, Niemand mehr das Recht und die Veranlassung hat, zwischen uns zu treten, so werden gewiß keine Mißhelligkeiten mehr zwischen uns vorfallen.

Zielst Du damit auf Mama? sagte sie, wider ihren Willen bewegt.

Ich will ganz offen sein, erwiederte er. Sieh, Emma, für ein Paar so lebhafter Menschen, wie wir sind, ist ein Verhältniß, wie das unsere, ein so langer und ungewisser Brautstand, nicht gut. Wir haben Beide unsere Fehler, wir sind ja keine Engel, sondern Menschen; wie wäre es möglich, daß nicht zuweilen der Eine etwas sagte oder thäte, was dem Andern nicht gefällt, wodurch er sich, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht, verletzt, gekränkt fühlt. Wären wir nun immer zusammen, in unserm eigenen Hause, allein und ohne Zeugen dieser kleinen Zwistigkeiten, so würden sie unbedeutend und wirkungslos sein. Wir würden im nächsten Augenblicke das Vergehen des vorigen wieder gut machen können. Das bittere Wort, in übler Laune gesprochen, würde abgebeten, sobald man sein Unrecht eingesehen hätte. Aber in unserm jetzigen Verhältnisse grollt eine kleine Verstimmung Tage lang in uns nach, weil wir uns trennen, wenn sie eingetreten ist; in der Einsamkeit gewinnt sie einen schärfern Stachel, das Mißtrauen stellt sich ein, die Phantasie vergrößert das Unrecht. Nun kommt noch die Parteilichkeit der Angehörigen

dazu; was der Liebende für unbedeutend, für verzeihlich hält, das erscheint den Unbetheiligten oft ganz anders. — Doch, Du weißt es ja selbst, Emma, auf welche Weise die Wolken entstehen, die unser Verhältniß trüben. Wie leicht ist es in solchen Augenblicken des Grolls möglich, daß man einander wirklich Unrecht thut, daß man fremde Menschen nachsichtiger beurtheilt, sie besser, liebenswürdiger findet, als denjenigen — — — — —

Er stockte. Es war auch unnöthig, daß er weiter sprach, Emma hatte Alles verstanden, was er sagen wollte; ja, für sie hatten seine Worte eine doppelten Sinn; ergriffen legte sie die Stirn auf seine Schulter und ließ es geschehen, daß er den Arm um sie schlang und sie sanft an sich zog. Wo war in diesem Augenblicke ihr Entschluß, ihm mit der Würde gekränkter Tugend sein Wort zurückzugeben? Nicht einer von all den Gründen, welche diesen Entschluß geschaffen hatten, war ihr in diesem Augenblicke gegenwärtig. Sie fühlte wieder einmal, wie schon oft, die Ueberlegenheit ihres Verlobten; und trotz seiner sanften, milden Zärtlichkeit, seiner ungewohnten Weichheit, erregte ihr sein Benehmen ein Gefühl, beinahe wie Ehrfurcht, so daß sie um keinen Preis ihm jetzt hätte sagen können: „Ich liebe einen Andern, als Dich, ich nehme mein Wort zurück.“ Sie würde sich ihm gegenüber, ihm, der seinen Beruf, seine Leidenschaft für das Landleben, seine Liebe zu Marie, Alles, was ihm theuer war, ihr und seiner Pflicht opferte, selbst ganz verächtlich vorgekommen sein.

Wenn ich die Stelle bekomme, Emma, fuhr Ernst nach einer Pause fort, so werden wir das Haus bewohnen, worin Du geboren bist. Das wird Deiner Mutter auch angenehm sein; sie hat gewiß noch ein Interesse für diese Wohnung.

In seiner weichen, reuigen, versöhnlichen Stimmung suchte Ernst Alles hervor, was auf Emma einen angenehmen Eindruck machen konnte. Er hatte ja so viel an ihr gut zu machen. Er war zu sehr von seinen eigenen Empfindungen befangen, als daß ihm aufgefallen wäre, wie wenig Emma auf das einging, was er anregte. Sie sprach überhaupt fast gar nicht. Die überraschenden Mittheilungen ihres Verlobten contrastirten so scharf mit den Gedanken, welche sie vor seiner Ankunft beschäftigt hatten, daß sie sich in einem Zustande der Verwirrung befand, wie noch niemals in ihrem Leben. Zu ihrer großen Freude erlöste der Eintritt der Räthin sie aus dieser peinlichen Lage; denn Ernst, welcher gar nicht in der Stimmung war, sich mit seiner Schwiegermutter zu unterhalten, wurde dadurch bewogen, aufzustehen, und sich zum Weggehen bereit zu machen.

Wollen Sie nicht zu Mittag bei uns bleiben? fragte die Mama.

Er entschuldigte sich; einer der Kirchenvorsteher, ein alter Freund seines Vaters, hatte ihn zu Tisch geladen. Er umarmte Emma herzlich und ging.

Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, setzte sich Emma stumm an ihren Nähtisch, und stützte den Kopf auf die Hand.

Die Mutter betrachtete sie eine Weile verwundert.

Was ist Dir, Emma? fragte sie zuletzt. Was hast Du mit Ernst gehabt?

Nichts! entgegnete sie langsam.

Nichts?! wiederholte die Räthin. Und Du bist so niedergeschlagen? — Den ganzen Morgen bist Du die Heiterkeit selbst gewesen, und jetzt, nachdem Ernst eine Viertelstunde bei Dir gewesen ist, finde ich Dich so? Was hat er Dir denn gesagt? Gewiß ist es wieder etwas Unangenehmes gewesen. Sage es mir, Emma!

Statt der Antwort schüttelte Emma den Kopf, drückte ihr Taschentuch vor die Augen und brach in Thränen aus.

Emma, mein Kind! Gott im Himmel, was giebt es denn nun wieder?! Emma, weine nicht, beruhige Dich, sage mir, was Dir fehlt! rief die Mama erschrocken.

Aber Emma weinte fort und gab keine Antwort.

Nein, ich kann es nicht länger ansehen; es ist Gewissensache, daß ich dies unselige Verhältniß nicht länger bestehen lasse! fuhr die Mama fort. Jedesmal, wenn Wild hier gewesen ist, finde ich Dich in Thränen. Emma, mein Kind, Du kannst es nicht aushalten, Du mußt zu Grunde gehen. Brich das Verhältniß ab, mache Dich los von ihm, nimm Dein Wort zurück.

Wie kann ich das? entgegnete Emma schluchzend. Ich habe ja nicht den geringsten Grund dazu. Die

Familie würde mich ja schlecht machen vor der ganzen Welt. Besonders jetzt, da er um meinetwillen die Schule in Neuburg aufgeben will, und sich zu der Predigerstelle an Sankt Stephani gemeldet hat.

Was? rief die Räthin; er hat sich zu der Predigerstelle gemeldet? Das ist doch abscheulich! Das hat er ganz allein gethan, um mich zu ärgern. Er weiß, daß es mein liebster Wunsch ist, Julius hier in der Stadt als Prediger zu sehen, an derselben Kirche, wo sein Vater so lange Jahre gestanden hat.

Daran hat Ernst wohl nicht gedacht, sagte Emma.

Nicht daran gedacht! Verlaß Dich darauf, daß er daran gedacht hat! Er pflegt nicht gedankenlos zu handeln. Er hält mir ja immer das Widerspiel. Bis jetzt hat er sich immer mit Hand und Fuß gewehrt, wenn ich ihm vorschlug, seine Schule in Neuburg aufzugeben und sich zu einer Wahlpfarre zu melden. Aber zu dieser einzigen Stelle, die ich nicht ihm sondern Julius wünsche, zu dieser Stelle meldet er sich sogleich, hinter meinem Rücken, ohne ein Wort davon zu sagen, damit ich nichts dagegen machen könne.

Er sagte, daß er nur um meinetwillen, weil ich lieber in der Stadt, als auf dem Lande lebte, sich gemeldet habe, und damit wir Ostern heirathen könnten, bemerkte Emma, deren Thränen allmälig versiegten.

Ostern heirathen? Warum hat er denn so entsetzliche Eile, und jetzt auf einmal? Er weiß ja, daß Deine Aussteuer noch nicht fertig ist, daß ich wünsche, Dich noch einige Zeit bei mir zu behalten. Und um Deinetwillen? Das ist nur ein Vorwand. Ich wüßte

nicht, daß Du so große Ungeduld zeigtest, seine Frau zu werden. Mir scheint, Deine Verhältnisse, als Mädchen, sind nicht so unangenehm, daß Du großes Verlangen danach tragen könntest, sie gegen die Verhältnisse zu vertauschen, die dich als Frau, als Wild's Frau, meine ich, erwarten.

Nein, ich habe gar keine Eile, sagte Emma, aber wenn er gewählt wird, so werden wir doch endlich den Hochzeitstag bestimmen müssen. Alle Leute würden sich wundern, wenn ich ihn dann noch aufschöbe, und seine ganze Familie würde mich bestürmen, mich schelten, mir Vorlesungen halten.

Wenn er gewählt wird! wiederholte die Mama. Er ist noch nicht gewählt, und soll auch nicht gewählt werden, wenn ich irgend etwas dazu thun kann, es zu verhindern. Julius muß Prediger an Sankt Stephani werden, das ist immer mein Plan gewesen, und dieser Plan muß auch verwirklicht werden.

Aber wie ist das möglich zu machen, Mama? Julius selbst hat gar keine besondere Lust zu der Stelle. Er gefällt sich viel zu gut bei der Gräfin. Und wenn er sich auch meldete, Ernst predigt viel besser, als er, denn Julius hat kein starkes Organ; die Kirchenvorsteher haben Ernst versichert, er würde ohne Zweifel gewählt werden.

Das hat Alles nichts zu sagen, liebe Emma, wenn Du Dich nur der Sache annehmen, wenn Du Julius nur bewegen willst, sich um Malwine Horst zu bewerben, oder wenigstens sich so gegen sie zu benehmen, daß sie glaubt, es sei seine Absicht, es zu

zu thun. Dann hat er die ganze Familie Horst für sich und die hat einen ungeheuren Anhang, die setzt Alles durch, ganz abgesehen davon, daß der alte Horst Kirchenvorsteher ist.

Es ist doch etwas sonderbar, sagte Emma wankend, daß ich gegen das Interesse meines eigenen Bräutigams handeln soll.

Gegen Wild's Interesse? rief die Räthin lebhaft. Kind, Du hast mir ja so eben selbst gesagt, daß Wild sich nur um Deinetwillen gemeldet habe, daß er selbst viel lieber auf dem Lande bleiben würde. Und das wissen wir ja Alle, daß er ein Opfer bringt, wenn er diese Stelle annimmt. Darüber mache Dir doch kein Gewissen! Du erzeigst ihm den größten Gefallen, wenn Du ihm das Opfer ersparst.

Emma war leicht zu überreden; sie wünschte ja nichts sehnlicher, als daß ihre Hochzeit so weit, wie möglich, hinausgeschoben werde. Wenn Ernst die Stelle bekam, zu welcher er ihretwegen sich gemeldet hatte, so konnte sie, ohne den Tadel der ganzen Welt auf sich zu laden, nicht mit ihm brechen. Sie mußte Zeit zu gewinnen suchen. Und das konnte am einfachsten und leichtesten dadurch geschehen, daß sie den Plan ihrer Mutter begünstigte.

Am Nachmittage, als Rose kam, um nach seiner Gewohnheit ein Stündchen mit Emma über die Tagesneuigkeiten, die kleinen Begebenheiten der letzten Gesellschaft, Scandalgeschichtchen und dergleichen zu plaudern und zu lachen, wurde er von beiden Damen auf's lebhafteste bearbeitet.

Du mußt Dich jedenfalls gleich melden, sagte die Mama, Du darfst diese ausgezeichnete Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen.

Ich habe aber noch gar keine Lust, mich hinter den Ofen zu setzen, entgegnete er. Mein sorgenfreies Leben gefällt mir gar zu gut. Ich bin noch gar nicht in der Stimmung, mein Gesicht in ehrenfeste Falten zu legen! Ueber zehn Jahre, dann ist's noch früh genug.

Ja, wenn Du immer bei der Gräfin bleiben könntest, sagte Emma nachdenklich, dann würde ich Dir Recht geben, Julius. Aber, bedenke, daß höchstens noch anderthalb bis zwei Jahre der kleine Hellstern einen Hofmeister nöthig hat. Was willst Du dann beginnen? Nach einem Verhältnisse, wie Dein jetziges, würde Dir jedes andere, in welches Du als Hauslehrer eintreten könntest, schwerlich gefallen. Der Graf, oder einer seiner Freunde, könnte Dir freilich eine Patronatstelle verschaffen, aber eine Landpfarre — —! Ich glaube, — wenn ich Dir aufrichtig und schwesterlich rathen soll, — Du mußt Dich jedenfalls melden. Es wird Dir vielleicht nie im Leben eine so ehrenvolle und einträgliche Stelle wieder geboten. Du hast freilich viel Rednertalent, Julius, aber Dein Organ — Du mußt es nicht übel nehmen, wenn ich ganz offen spreche — gehört nicht zu den stärksten, ist nicht sehr voll und kräftig. Hier bist Du geboren und erzogen, alle Leute kennen Dich, Papa ist hier so lange Jahre Prediger gewesen, hier wird man am ersten diesen

kleinen Mangel übersehen, selbst, wenn kräftigere Stimmen mit Dir concurriren sollten. Anderswo möchte dies weniger der Fall sein. Du weißt, die Leute wählen am liebsten einen Pastor mit einer Posaunenstimme, und wenn er auch nichts vorzubringen wüßte, als: Thut Buße! Thut Buße!

Diese Rede schien Eindruck auf Rose zu machen; er machte ein ernstes, nachdenkliches Gesicht.

Ich könnte mir nichts Angenehmeres denken, fuhr Emma fort, und lehnte sich an seine Schulter, als wenn Du Prediger an Sankt Stephani wärest und in demselben Hause wohntest, wo wir uns als Kinder so oft — —

Geprügelt haben? fiel er ihr lachend ins Wort. Ja, wirklich, das würde mir auch Spaß machen!

Ich würde es Dir ganz reizend einrichten, Julius! Und Du könntest mich als Haushälterin zu Dir nehmen; wie hübsch, behaglich und kurzweilig wollte ich Dir das Leben machen! Die amüsantesten kleinen Cirkel wollten wir haben, den interessantesten Umgang. Ich glaube, es müßte doch auch für Dich weit angenehmer sein, Dein eigener Herr zu sein, als immer den gehorsamen Diener der gnädigen Frau Gräfin zu spielen.

Ja, das ist nicht zu bezweifeln! rief er lebhaft. In einer Stellung, wie die meinige, muß man sich entsetzlich viel gefallen lassen, muß man manche Insolenz hinunterschlucken.

Ach, Julius, fiel die Mama ein, wenn Du die Stelle bekämst, so könnte ich noch wieder meines

Lebens froh werden! Dann hätte ich doch Deinetwegen keine Sorge mehr. Und auch über Emma's Zukunft könnte ich dann ruhig sein; sie würde an Dir eine Stütze finden, wenn es mit meiner Gesundheit schlechter werden sollte.

Meinetwegen soll er nichts thun, sagte Emma und streichelte ihm freundlich das Haar, aber seines eigenen Bestens wegen. Es würde mir entsetzlich leid thun, wenn Du gezwungen würdest, wie andere Theologen, zehn, zwanzig Jahre lang kümmerlich als Hauslehrer zu vegetiren, denn leben kann man das nicht nennen. Ich gönne meinem lieben Brüderchen das Beste. Und das muß ich Dir sagen: so freundlich Hellstern's auch jetzt gegen Dich sind, ich verlasse mich doch nicht darauf, daß sie jemals etwas für Dich thun, wenn sie Dich nicht mehr nöthig haben. Egoisten sind sie auch, wie alle vornehmen Leute.

Ja, darauf verlasse ich mich auch nicht, entgegnete Rose. Hilf Dir selbst, so wird auch Gott Dir helfen, das ist der beste Wahlspruch. Ich sehe wohl ein, es ist vernünftig, wenn ich mich melde.

Ja, sehr vernünftig! O, lieber Julius, Du machst mir eine unendliche Freude mit diesem Entschlusse, rief die Räthin und umarmte ihn enthusiastisch.

8.

In den nächsten Tagen war in Rosens Hause von nichts Anderm die Rede, als von Julius und der

Predigerstelle. Die Damen boten all' ihren Scharfsinn auf, um Mittel zu ersinnen, wodurch seine Wahl gesichert werden könnte.

Vor allen Dingen, sagte Emma, muß Julius den Grafen um seine Protektion bitten. Er gehört freilich nicht selbst zur Stephanigemeinde, aber das schadet nichts, alle seine Untergebenen, alle Subalternbeamte, die zur Stephanigemeinde gehören, werden Julius ihre Stimmen geben, wenn der Graf ihn protegirt. Die Gräfin wird auch ihr Möglichstes thun, wenn man es ihr nur von der rechten Seite vorstellt. Protegiren, regieren und intriguiren ist überhaupt ihre Passion. Die haute volée stimmt jedenfalls für Julius, daran ist kein Zweifel. Aber ein halbes Hundert Visiten wird er machen müssen, das ist unerläßlich.

Ja, sagte die Mama lebhaft, und er darf vor allen Dingen unsere alten Bekannten, die Freunde seines seligen Vaters, nicht vergessen. Den alten Brockland muß er besuchen, und unsern ehemaligen Hauswirth, den Backamtsmeister Dunkeltag; der ist sehr angesehen unter den Bürgern, und auf die Bürger wird es doch ankommen, die bilden doch die Mehrzahl; die paar Honoratioren werden seine Wahl nicht sichern können.

Da fällt mir etwas ein! rief Emma. Wir müssen machen, daß die Feinen, die Pietisten, sich für seine Wahl interessiren. Julius muß dem Hofrath Benthal Visite machen. Der hat nicht allein hier bei den Pietisten den allergrößten Einfluß, sondern er steht auch in genauer Verbindung mit unserm Ministerium,

das weiß ich von der Gräfin. Er kann Alles durchsetzen. Und die Feinen halten zusammen; wofür Einer stimmt, dafür stimmen sie Alle. Mama, Du kennst ja den Hofrath — —

Ich brauche ja nur die Betstunde zu besuchen, fiel die Räthin rasch ein; Frau von Haidenroth hat mir schon mehr als einmal vorgeschlagen, mit ihr hinzugehen. Benthal ist immer da. Ich will es schon einleiten. Morgen Abend will ich gleich hingehen.

Bewahre der Himmel, Mama! rief Emma, das darfst Du vor allen Dingen nicht thun. Das würde Julius bei den Gegnern der Pietisten großen Schaden thun. Er darf es mit keiner Partei verderben. Wenn man erführe, daß seine Mutter die Conventikel besuchte, so würde ihn Jeder zu den Pietisten rechnen. Nein, Du mußt mit dem Hofrath sprechen, wenn Du ihn bei Frau von Haidenroth triffst, das erfährt Niemand. Man muß diplomatisch verfahren. Und wenn Julius ihm Visite macht, so müssen wir ihn vorher genau instruiren. Er muß sehr vorsichtig sein. Er darf von seinen freien Ansichten nichts verlauten lassen, sonst wird Benthal eher gegen als für ihn arbeiten. Er muß thun, als wenn er ganz orthodox wäre.

Nun, das versteht sich doch wohl von selbst, rief die Mama fast mit Entrüstung über den Zweifel an ihres Sohnes Klugheit, der in Emma's Bemerkung lag. Julius ist ja kein Kind.

Nein, das ist er nicht, meinte Emma, aber er ist sehr sorglos, ohne Arg, ein wenig leichtsinnig, wenn

man es beim rechten Namen nennen soll, Mama! Es kann durchaus nicht schaden, wenn wir ihm Vorsicht einschärfen. Besser ist besser. Und wenn er seine Predigt macht, Mama, so soll er sie uns jedenfalls erst zeigen, bevor er sie hält. Wenn ihm dann etwa noch ein Ausdruck entschlüpft sein sollte, der mißdeutet werden, ihm von irgend einer Partei übel genommen werden könnte, so streichen wir ihn aus, und setzen einen andern dafür.

Du hast Recht, Kind! Man darf nichts versäumen, man kann nicht vorsichtig genug sein. Aber, die Hauptsache bleibt doch immer, daß er sich Horst's und deren Anhang zu gewinnen sucht. Sprich doch mit ihm darüber. Du vermagst ja Alles über ihn. Und es ist ja auch für Dich von großem Vortheil, wenn Julius gewählt wird. Es ist für Deine Stellung in der Gesellschaft, — sie sprach diese Worte mit bezüglichem Ton und Blick — nicht vortheilhaft, daß Dein Bruder Hauslehrer ist. Als Prediger, als Mann in Amt und Würden, als Schwiegersohn einer reichen Patrizierfamilie — —

Meinst Du wirklich, Mama, unterbrach Emma diese Rede, daß Julius Malwine heirathen wird?

Jetzt oder nie! entgegnete die Räthin pathetisch. Ich hoffe, er wird so vernünftig sein, und stoßen sein Glück nicht von sich. Bewirbt er sich um Malwine, so ist seine Wahl gesichert, thut er es nicht, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Wild die Stelle bekommt, denn das ist nicht zu leugnen, Wild ist der bessere Redner.

Die letzten Gründe ihrer Mama hatten großen Eindruck auf Emma gemacht; sie sah ein, daß Norden, oder wenigstens dessen Familie, allerdings Anstoß an der jetzigen Stellung ihres Bruders nehmen könnte; sie fand den Plan, Malwine Horst zu ihres Bruders Frau zu machen, ganz vernünftig, und, wenn sie sich die Sache überlegte, auch ganz ausführbar. Es machte ihr sogar Vergnügen, an dieser Ausführung zu arbeiten; Malwine war ja ein so gutes Mädchen; das arme Ding würde ihr die Hände küssen vor Dankbarkeit — —; es war wirklich ein gutes Werk, diese Heirath zu befördern. Julius konnte gewiß keine Frau bekommen, die ihn besser hegen und pflegen würde, als Malwine.

Sobald Julius sich sehen ließ, wurde er mit der Mahnung empfangen: Du darfst nicht versäumen, Dir die Protektion der Familie Horst zu verschaffen.

O, die ist leicht zu gewinnen! rief er mit seinem gewöhnlichen sorglosen Uebermuth. Ich brauche nur Malwine ein wenig die Cour zu machen, dann ruht und rastet sie nicht, bis der alte Horst mich auf die Wahlliste setzt.

Du mußt zuweilen hingehen, sagte Emma; des Abends, wenn der alte Horst zu Hause ist; das schmeichelt ihm. Wenn es Dir zu langweilig ist, allein da zu sitzen, so sage es mir nur, ich gehe gern mit, wir wollen uns zusammen schon amüsiren. Mit Eberhard kann man doch immer seinen Spaß haben. Was meinst Du, wollen wir gleich heute Abend hingehen?

Heute Abend? — Hm! — Geh heute nur allein hin und bahne mir ein wenig bei dem Alten den Weg. Nächstens werde ich ihn dann besuchen.

Aber, Du darfst es nicht zu lange aufschieben, sagte die Mama sehr lebhaft.

Ja, ja, sei nur ruhig, Mama! Ich will hingehen, jedenfalls. Aber, wenn Du glaubst, daß ich bei dieser Gelegenheit an Malwinen hängen bleiben würde, so irrst Du Dich. Ich bleibe ledig, ich bleibe ledig!

„Sei doch kein Narre, sei doch kein Narre!" trällerte Emma lachend; das wäre ja gegen alle Naturgeschichte: eine Pfarre und — keine Frau!

Nun ja, vielleicht werde ich mir mit der Zeit auch eine Frau anschaffen; nur wird es schwerlich Malwine sein

Man muß nichts verschwören, Brüderchen! Die Ansichten ändern sich. Vor einigen Tagen hattest Du noch gar keine Lust, Pastor zu werden, und jetzt ist es Dein sehnlichster Wunsch. Wer weiß, ob Du nicht auch einmal plötzlich Lust bekommst, eine gute, brave, sterblich in Dich verliebte Frau mit einem klingenden Vermögen von wenigstens dreißigtausend Thalern in Dein Häuschen zu führen, trotzdem, daß sie kein Wunder von Schönheit ist. Schönheit vergeht und Reichthum besteht.

Tugend besteht, Emma; Du mußt den Text nicht verfälschen.

Tugend besteht?! wiederholte sie. Ach Julius! wie kannst Du Dir so etwas aufbinden lassen! Aber,

laß uns einmal vernünftig sprechen, fuhr sie mit ernsthaftem Gesichte fort. Ob Du Malwine heirathen kannst und willst, das mußt Du selbst wissen, darüber kann kein Anderer urtheilen. Ich möchte um keinen Preis eine Heirath stiften; wer kann wissen, wie sie ausfällt! Man müßte sich vielleicht Zeitlebens Vorwürfe machen. — Aber das muß ich gestehen, ich finde es sehr thöricht, blos des schönen Gesichtes wegen eine Frau zu nehmen. — Glaube mir, lieber Julius, die Schönheit des Geliebten wird uns mit der Zeit so gleichgültig — —

Sie ließ diesen Satz unvollendet; es war für ihre Zuhörer auch sehr leicht, ihn zu vervollständigen. Norden war im Vergleich zu Wild wirklich häßlich.

Rose schien indeß nicht ganz überzeugt; er sagte: Hm, der Geschmack ist verschieden! Ich habe nun einmal viel Schönheitssinn. Eine häßliche Frau würde mich nicht glücklich machen können.

Ja, liebster Freund, entgegnete Emma, dann darfst Du überhaupt nicht heirathen. Auch die schönste Frau wird nach dreißig Jahren häßlich werden, und dann kannst Du sie doch nicht todtschlagen.

Dies Argument schien überzeugender; Rose sagte nur zögernd und nachdenklich: Hm!

Es ist merkwürdig, fuhr Emma fort, daß die schönen Frauen im Alter gewöhnlich häßlicher werden, als Frauen mit gewöhnlichen Gesichtern.

Es mag sein, sagte Julius, daß das Glück einer Ehe nicht von dem Gesichte der Frau abhängt. Wenn sie nur nicht eigentlich häßlich, nicht zurückstoßend ist,

so gewöhnt man sich wohl daran, wie an das Gesicht eines Freundes, den man liebt, er mag hübsch sein oder nicht. Aber die Frau muß unterhaltend, amüsant sein; sie muß, mit einem Worte, nicht langweilig sein.

Wenn Du eine arme Frau heirathen willst, so stimme ich vollkommen Deiner Ansicht bei. Wenn Deine pekuniären Verhältnisse Dir kein anderes Vergnügen erlauben, als den Umgang mit Deiner Frau, so muß diese Frau interessant genug sein, daß Du die Welt entbehren kannst. Aber, eine Frau zu finden, deren Unterhaltung Dir Dein ganzes Leben hindurch so viel Vergnügen machen würde, wie Du Dir für dreißig bis vierzigtausend Thaler verschaffen könntest — —, lieber Julius, das möchte schwer halten. — Wenn ich Deinen Geschmack recht kenne, so wirst Du in Zukunft gewiß lieber des Abends in Deinem behaglich und hübsch eingerichteten Hause einen fröhlichen kleinen Cirkel von geistreichen, lebhaften Freunden versammeln wollen, als Abend für Abend ein tête à tête mit Deiner Frau halten. Mit einem Vermögen, wie z. B. Malwine es Dir zubringen würde, könntest Du Dir Bücher, Noten und dergleichen nach Herzenslust anschaffen, könntest Reisen machen, würdest nie erfahren, was Sorgen sind. Malwinens einflußreiche Familie würde Dir die Erfüllung jedes Wunsches sichern; Du würdest durchsetzen können was Du irgend wolltest. — Und dann muß ich gestehen, ich glaube schwerlich, daß eine schöne, geistreiche Frau sich so ganz und gar nach Dir richten, Dich so hegen und pflegen, so ganz nur für Deine Bequemlichkeit, Dein Wohlsein, leben

würde, wie Malwine. Ein besseres Herz, als das ihrige, findet man nicht so leicht, und sie hat Dich ganz unbeschreiblich lieb. Seit langen Jahren hat sie mit unveränderter Treue an Dir gehangen. Ich möchte es ihr gönnen, daß sie glücklich würde; sie verdient es wirklich; sie ist herzensgut.

Es entstand eine Pause; Rose war ganz nachdenklich geworden. Die Mama, welche mit athemloser Spannung der eifrigen Rede ihrer Tochter gehorcht hatte, beobachtete ihn mit freudeglänzenden Blicken, wagte aber nicht etwas zu sagen, weil sie den Eindruck, den Emma auf ihn gemacht hatte, zu verderben fürchtete.

Emma war von ihrem Platze aufgestanden, sie suchte Zwirn, Nähnadeln und eine feine Näharbeit zusammen, und legte Alles in das zierliche Kästchen, welches sie von Eberhard Horst zum Weihnachtsgeschenke erhalten hatte.

Kann Gretchen mich um neun Uhr abholen, Mama? fragte sie, nachdem das Stillschweigen einige Minuten gewährt hatte.

Julius blickte auf: Willst Du ausgehen, Emma? Wohin?

Zu Horst's! Wir haben ja vorhin verabredet, daß ich heute Abend hingehen solle.

So, ja! das ist wahr! Bis neun Uhr willst Du dableiben?

Ja!

Dann brauchst Du Gretchen nicht hinzuschicken, Mama! Ich kann Emma abholen. Bis acht Uhr bin ich beschäftigt, aber dann — —

Das ist ein guter Einfall, Julius! fiel Emma lebhaft ein. Wenn Du kommst, um mich abzuholen, so sieht das viel ungezwungener und natürlicher aus, als wenn Du allein hingingest, oder eine förmliche Visite machtest. Komm aber nicht zu spät; sonst trägt mir Herr Eberhard seine Begleitung an.

Nein, ich komme jedenfalls früh genug, verlaß Dich darauf! sagte Rose und stand auf, um wegzugehen. Adieu, Mama! Bis nachher, Emma.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so umarmte die Räthin ihre Tochter mit dem größten Entzücken.

Liebe, beste Emma, rief sie, wie danke ich Dir für Deine Bereitwilligkeit, meinen Lieblingsplan zu unterstützen, für Deine Klugheit, Deine Gewandtheit! Ich bin sehr mit Dir zufrieden! Du machst mich, Du machst Julius glücklich. Ich zweifle gar nicht mehr daran, Malwine wird seine Frau! Und das habe ich Dir allein zu verdanken! — Aber Du wirst auch gewiß dafür belohnt werden, daß Du Deiner Mutter diese große Freude bereitet hast. Du bist schon jetzt mein Stolz, aber Du wirst es noch mehr werden. Alle Deine Wünsche werden in Erfüllung gehen. — Wirklich, einer solchen Frau, wie Du, braucht sich kein Fürst zu schämen.

Mama, Du machst mich ja ganz eitel! entgegnete Emma lächelnd; habe die Güte, und zupfe mir den Kragen des Mantels ein wenig zurück. So, danke! Adieu, meine liebe Mama! Ich werde mein Möglichstes

thun bei Malwine, damit ich Deine Lobsprüche nicht Lügen strafe.

Sie ging mit so leichtem Schritte und so frohem Blicke über die Straße nach Malwinens Hause, als wäre sie sich bewußt, sehr edel und liebenswürdig gehandelt zu haben. War sie doch bemüht, ihre Mutter, ihren Bruder und ihre Freundin glücklich zu machen! Daß sie gegen ihren eigenen Bräutigam intriguirte, war ihrem Gedächtnisse ganz entfallen; wenn sie sich aber auch dessen erinnert hätte, so würde doch dadurch ihre Zufriedenheit mit sich selbst nicht gestört worden sein; sie würde es sich ohne Zweifel als große Uneigennützigkeit angerechnet haben, daß sie für ihren Bruder sorgte, statt an sich selbst zu denken, und daß sie das Opfer nicht annahm, welches Wild ihr bringen wollte.

Sie fand Malwine nicht allein; einige Tanten, — alle alte unverheirathete Damen in der Horstschen Familie wurden Tanten genannt, — saßen in der sogenannten täglichen Stube schwatzend an dem großen viereckigen Tische, der vor dem altfränkischen Sopha stand. Diese tägliche Stube, parterre, ganz vorn an der Hausthüre, war die unfreundlichste und unbehaglichste in Horst's ganzem, großem Hause; die obere Etage enthielt sehr hübsche freundliche Zimmer, die modern und kostbar möblirt waren, aber sie wurden nicht bewohnt, sondern nur benutzt für große Gesellschaften. In die tägliche Stube kam Niemand, als die Verwandten. Sah Malwine eine ihrer Freundinnen ins Haus treten, so war sie schnell wie

der Blitz auf der Hausflur, empfing die Freundin da und öffnete die Thür zu einem elegant eingerichteten Nebenzimmer; hier raffte sie rasch die Staubdecke von dem Sopha, zog die Rouleaux auf (im Sommer mußte sie auch schnell die Jalousien aufstoßen) und sagte: „Bitte, behalte Deinen Mantel noch ein Weilchen um, es ist hier kalt; aber das Mädchen soll gleich einheizen, und es wird hier schnell warm.“ — Nur mit Emma wurde eine Ausnahme gemacht; die Freundschaft zwischen ihr und Malwine war, hauptsächlich durch die Neigung der letzteren zu Julius Rose, so sehr intim, daß sie wie eine Verwandte behandelt, und ohne Bedenken in die tägliche Stube eingelassen wurde. Trotzdem aber, daß sie an dem Anblick desselben gewöhnt war, machte doch das Zimmer mit der uralten Tapete, dunkelblau mit großen gelben Rosetten, den braungefirnißten Wandschränken, den kleinen, nach der Hausflur hinausgehenden Fenstern, die mit bunten Kattunvorhängen versehen waren, mit dem altmodigen Kanape und dem großen, mit Wachstuch überzogenen und mit einer Tyrolerdecke belegten Tische, noch jedesmal, wenn sie es betrat, einen sehr „unnoblen“ Eindruck auf Emma. Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren: „Wie schlecht wissen doch diese reichen Spießbürger mit ihrem Gelde umzugehen, und wie wenig Vergnügen haben sie davon. Wenn mir das Haus gehörte, ich wollte es anders benutzen. Die obere Etage würde ich täglich bewohnen, die ganze Zimmerreihe müßte stets geheizt sein, und Alles offen stehen. Ich möchte

doch nicht zu einer solchen Familie gehören! Und Julius denkt eben so; Malwine kann lange warten, ehe er sie nimmt!"

Heute jedoch war sie nachsichtiger gestimmt; sie entschuldigte Malwinens schlechten Geschmack mit der Erziehung derselben, und dachte: „Julius wird sie schon zustutzen." Sie begrüßte auch heute die Tanten mit außerordentlicher Freundlichkeit, und ließ es sich geduldig gefallen, daß sie von ihnen hin und her gedreht wurde, wie eine Modepuppe.

Die Emma ist doch immer so fein, so fein, wie aus dem Kästchen genommen! rief Tante Grete; wie aus dem Modejournal! Haben Sie einen neuen Mantel, Emma?

Nein, es ist mein alter, vom vorigen Jahr, war die Antwort.

Netter Stoff! sagte Tante Mine, mit der Hand darüber fahrend. Wie heißt der?

Lama! schrie Tante Grete.

Die taube Tante Mine verstand sie aber trotz des Schreiens nicht, und wiederholte verwundert: Lava? das ist ja ein kurioser Name. So hießen ja früher die schwarzen Perlen.

La—ma! schrie Tante Grete noch stärker, nicht La—va!

So, so! Nicht La—va! Emma, setzen Sie sich hier an den Ofen, hier ist der wärmste Platz.

Sagen Sie 'mal, Emma, fragte die dritte Tante, Lisette, wegen der Predigerstelle — — —. Ist das wahr, daß sich Ihr Bruder gemeldet hat und Ihr

Bräutigam auch? Und jetzt mit einem Male, ohne daß Sie uns vorher ein Wort davon gesagt haben. Ist es wirklich wahr?

Ja, das ist wahr, entgegnete Emma mit heiterm Tone.

Aber, sagen Sie 'mal, wie hängt denn das zusammen? rief Tante Grete schnell. Das ist ja kurios, alle Beide?

Gar nicht, sagte Emma, die Sache ist sehr einfach. Julius wußte, daß Mama sehr wünschte, daß er an derselben Kirche Prediger werden möchte, wo mein seliger Papa so lange gestanden hat; um ihr eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, hat er sich gemeldet, ohne uns vorher etwas davon zu sagen. Mit Wild war es eben so; er wußte, daß Mama mich gern hier in der Stadt behalten will, und da ist er auch heimlich hingegangen, sich zu melden, und hat uns mit der Nachricht überrascht.

Lauter Ueberraschungen! sagte Tante Lisette, die eine ziemlich scharfe Zunge hatte. Als Ihr Bruder und Wild nun gewahr wurden, daß sie sich beide gemeldet hatten, da gab es auch wieder eine Ueberraschung, nicht wahr?

Emma lachte: Sie meinen, das könnte einen Zweikampf geben, Fräulein Lisette?

Ihre guten Freunde sind aber doch in der Klemme, entgegnete Tante Lisette; wem sollen sie nun ihre Stimme geben, Ihrem Bruder oder Ihrem Bräutigam?

Meinem Bruder! sagte Emma mit ruhigem Lächeln.

Ist das Dein Ernst? rief Malwine.

Ich will es Ihnen ganz offen gestehen, sagte Emma nach einigem Zögern, Wild hat sich nur aus Gefälligkeit gegen mich und Mama gemeldet; er hat eine sehr gute Stellung in Neuburg, so daß er sich vermuthlich gar nicht verbessern würde, wenn er die Predigerstelle hier in der Stadt bekäme. Es wird ihm eher angenehm als unangenehm sein, wenn Julius gewählt wird. Er würde auch gewiß gleich zurückgetreten sein, wenn wir nicht gedacht hätten, es könnte auffallen; denn wer weiß, ob überhaupt Einer von ihnen gewählt wird. Es haben sich ja noch zehn Andere gemeldet. Vielleicht kommt Julius gar nicht einmal auf die engere Wahl.

Wie geht eigentlich die Predigerwahl vor sich? fragte Tante Mine.

Das weißt Du nicht? antwortete Tante Grete. Die Candidaten, die sich gemeldet haben, halten jeder eine Probepredigt; die Kirchenvorsteher wählen, nachdem alle gepredigt haben, die drei besten Redner aus; diese drei werden nun auf die engere Wahl gesetzt, das heißt, die Gemeinde wählt aus diesen Dreien Einen, und der wird Prediger.

Vetter Horst ist ja auch Kirchenvorsteher, meinte Tante Mine, der kann ja dafür sorgen, daß Emma's Bruder auf die engere Wahl kommt.

Vetter Horst muß denjenigen auf die Wahl setzen, den er nach seinem Gewissen für den Besten

hält, sagte Tante Lisette, bei welcher Emma sichtlich nicht so gut angeschrieben stand, wie bei der Tante Mine.

Wenn Ihr Bruder nun die Pfarre bekommen sollte, liebe Emma, fiel Tante Grete ein, dann muß er doch auch dafür sorgen, daß er eine Frau bekommt.

Emma faßte verstohlen Malwinens Hand und drückte sie, während sie antwortete: Ich glaube, dafür hat er schon gesorgt.

Alle drei Tanten flogen auf: Wie, ist er schon verlobt? Mit wem? Sagen Sie, Emma, mit wem?

Sie drückte noch einmal beruhigend Malwinens zitternde Hand und sagte: Nein, bewahre, verlobt ist Julius noch nicht. Dazu ist er viel zu rechtlich, daß er sich einem Mädchen nähern sollte, so lange seine Stellung noch so unsicher ist. Er ist auch zu stolz; er würde sich nun und nimmer der Gefahr aussetzen, von dem Vater des Mädchens, das er liebt, zurückgewiesen zu werden, aus dem Grunde, weil er einer Frau noch nichts zu bieten habe.

Ihre Miene erläuterte diese Worte so deutlich, daß Malwinens Gesicht in heller Freude brannte, und die Tanten vergnügt lächelten.

Eine solche Gefahr hat Ihr Bruder wohl nicht zu fürchten, sagte Tante Grete, und Tante Lisette nickte dazu; ein so hübscher, kluger und geschickter junger Mann darf dreist überall anfragen. Was meinst Du, Malwine?

Ich wüßte nicht, entgegnete die Gefragte, hastig athmend, als könne sie vor Herzklopfen nicht sprechen,

ich wüßte nicht, aus welchem Grunde irgend ein Vater ihn zurückweisen sollte. Er hat ja die besten Aussichten. Ich glaube ganz gewiß, daß er diesmal gewählt wird, denn alle Menschen interessiren sich für ihn.

Ja, alle Menschen! bekräftigte Tante Lisette, ganz und gar umgestimmt durch die Aussicht, daß ihre Nichte Frau Pastorin werden könne. Er ist ja auch ein Stadtkind; es wäre Sünde und Schande, wenn wir die Stelle einem Fremden geben wollten.

Es würde mich sehr freuen für Julius, wenn man ihn wählte, sagte Emma. Nicht der Stelle wegen; er ist ja noch so jung, und der Graf Hellstern ist so außerordentlich von ihm eingenommen, daß Julius sicher auf die beste Patronatpfarre rechnen kann. Aber Sie wissen, Fräulein Lisette, wenn die jungen Herren ihr Herz verschenkt haben, so darf man ihnen von Geduld und von Warten gar nicht sprechen. Je eher, desto lieber ein Amt, um eine Frau zu bekommen! — Und dann hat er seine Gründe, weswegen er lieber in der Stadt bleiben will.

Ein Lächeln und ein Seitenblick auf Malwine machte den Commentar zu den letzten Worten.

Der Eintritt eines Dienstmädchens unterbrach dies interessante Gespräch. Malwine mußte einige Anordnungen wegen des Abendessens treffen.

Du bleibst doch bei mir, Emma? fragte sie mit bittendem Blicke. Du bist doch heute Abend nicht anderweitig versagt?

Wenn Du mir nicht früher die Thür weisest, entgegnete Emma, so werde ich vor acht Uhr auf keinen Fall weggehen. Ich habe Julius versprechen müssen, so lange hier zu bleiben. Er will mich abholen, und ist bis acht Uhr beschäftigt.

Dein Bruder will kommen? fiel Malwine hastig ein. Anna, heize gleich ein in dem grünen Zimmer. Wir wollen dort Thee trinken.

Mache doch keine Umstände, flüsterte Emma; Julius wird hoffentlich noch öfter in dies Zimmer kommen.

O, es ist hier doch so unbehaglich, sagte Malwine erröthend, und winkte dem Mädchen.

Emma widersprach nicht mehr; sie fürchtete, die „tägliche Stube", obgleich er sie nicht zum ersten Male sah, möchte ihres Bruders Schönheitssinn heute besonders verletzen, und ihm keinen guten Vorgeschmack geben von der häuslichen Glückseligkeit, die ihn im Schooße der Familie Horst und als Ehemann Malwinens erwartete.

Die Tanten gingen, nachdem sie doppelt so freundlich, als gewöhnlich, von Emma Abschied genommen hatten. Tante Lisette schien gleich mit dem „Vetter Horst" über Emma's Andeutungen sprechen zu wollen, denn sie fragte: „Malwine, ist Dein Vater schon vom Kaffeehause zurück?" Da sie aber ein: Nein! zur Antwort erhielt, so war sie genöthigt, bis morgen zu warten. Sie versicherte aber Emma beim Weggehen nochmals, daß Julius

jedenfalls gewählt werden würde, und flüsterte Malwine in's Ohr: „Adieu, Frau Pastorin!“

Emma blieb am Fenster stehen, und sah mit heimlichem Lachen den drei Tanten nach, die in so eifrigem Gespräche die Köpfe zusammen steckten, daß sie weder links noch rechts sahen, und jeden Augenblick im Begriff waren, über die Knaben zu stolpern, die auf dem Trottoir spielten. Jetzt bogen sie um eine Ecke, und waren ihr so aus dem Gesichte verschwunden. Sie trat vom Fenster weg und setzte sich zu Malwinen. Das Gespräch zwischen den beiden, jetzt allein gebliebenen Freundinnen, wollte jedoch gar nicht recht in den Gang kommen; es stockte jeden Augenblick. Malwine war außerordentlich zerstreut, und Emma ebenfalls. Sie konnte gar nicht begreifen, wo Herr Eberhard blieb. Er hatte sie in's Haus kommen sehen, das wußte sie bestimmt; sie hatte gesehen, daß er durch das Fenster guckte, welches aus dem Comptoir auf die Hausflur ging. Sonst kam er immer gleich, wenn sie da war, in das Zimmer seiner Schwester. Sollte heute so viel zu thun sein im Comptoir? — So gleichgültig ihr Horst auch war, wenn andere, elegantere Verehrer da waren, so wenig konnte sie ihn jetzt entbehren. Sie sah alle Augenblicke nach der Thür, ob sie sich nicht öffnen würde, um seine behagliche Gestalt einzulassen, aber die Thür blieb verschlossen. Ja, als Malwine ihn fragen ließ, ob er eine Tasse Thee mit ihnen trinken wolle, ließ er sogar zurück sagen, er hätte jetzt noch keinen Durst; vielleicht später.

Sollte er böse auf mich sein? dachte Emma. Am Ende hat er es doch gehört, daß ich ihn mit dem Sultan von Marokko verglichen habe. —

Sie beobachtete ihn deshalb, als er endlich, nachdem noch eine halbe Stunde verflossen war, sich bewogen fand, hereinzukommen, sehr scharf; es war auch nicht schwer, trotz der gleichgültig sein sollenden Miene, die er zeigte, zu entdecken, daß er im Herzen nicht freundlich gegen sie gestimmt war. Emma beunruhigte sich aber sehr wenig darüber. Sie hatte schon so oft, und jedesmal so leicht, über seine eifersüchtige Laune gesiegt, daß sie kaum ernsthaft bleiben konnte bei seinem kühlen, zurückhaltenden Benehmen.

Ich muß ihm ein wenig die Cour machen, dachte sie, und reichte ihm mit gewinnender Artigkeit Zucker und Milch zu seinem Thee, und bot ihm Kuchen an.

Danke, sagte er kurz, ich mache mir nichts aus dem faden Zeuge. Das ist ein Essen für Lieutenants und adeliche Junker. Gleich und gleich gesellt sich gern. Ich halte es mit einem guten Kartoffelpfannkuchen, oder einem tüchtigen Stück Rauchfleisch.

Wenn Norden neben ihr gesessen hätte, so würde sie schwerlich einen boshaften Witz über: „Gleich und gleich gesellt sich gern!" unterdrückt haben. Jetzt sagte sie jedoch ganz gutmüthig: „Das glaube ich! Sie haben keinen schlechten Geschmack. Ich stimme darin ganz mit Ihnen überein, aber nicht mit Wild. Ist das nicht sonderbar?"

Daß Wild gern Kuchen ißt oder, daß Sie nicht mit ihm übereinstimmen? fragte Horst mit mehr Sarkasmus, als sie ihm zugetraut hätte.

Sie sah lächelnd zu ihm auf. Beides, sagte sie.

Grämen Sie sich nicht darüber, entgegnete er mit immer unartigerem Tone, daß Wild gern Kuchen ißt. Das sollen die besten Ehemänner werden, die gern Kuchen essen, die lassen sich am leichtesten wieder versöhnen. Sie heirathen ja nun wohl schon bald, nicht wahr? Wild wird, wie ich höre, hier zum Pastor gewählt werden. Gleich nach Ostern wird man ja wohl zur Hochzeit geladen, nicht wahr?

Aha! dachte Emma, das also ist die Ursache seiner schlechten Laune. Und laut sagte sie: Zu meiner Hochzeit? Ach, nein! das hoffe ich nicht! Ich habe noch gar keine Lust, „mich zu verändern," wie die Bauern sagen.

Ach, das ist Spaß von Ihnen! erwiederte Horst, ohne eine Miene zu verziehen. Ich will mit Ihnen wetten, daß Wild, sobald er Pastor ist, keine drei Wochen mehr unverheirathet bleibt.

Malwine hatte kurz nach Eberhards Eintritt das Zimmer verlassen; sie wäre schon längst gern hingegangen, sich ein wenig zu putzen für den erwarteten Besuch ihres Geliebten; aber sie konnte Emma nicht allein lassen. Es war dieser für den Augenblick ganz angenehm, daß Malwine nicht da war; sie fragte, indem sie Eberhard ernsthaft und ängstlich ansah: Glauben Sie wirklich, daß Ernst gewählt wird?

Sie fragen ja, als würde es Ihnen nicht lieb sein, entgegnete er.

Sie wandte den Kopf weg, schlug die Augen nieder, und sagte mit einem unterdrückten Seufzer: Ich muß offen gestehen, es wäre mir lieber, wenn Julius gewählt würde.

Sie warf ihm einen Seitenblick zu, senkte aber schnell die Augen wieder.

Es war ihre Absicht, daß er sich mit dem Glauben schmeicheln solle, sie wünsche ihre Heirath hinausgeschoben zu sehen, weil sie größere Neigung zu ihm als zu Ernst empfinde. Aber Herr Eberhard ließ sich nichts mehr „weiß machen." Das Gespräch mit Norden klang ihm noch immer in den Ohren, und er deutete ihre Worte ganz anders, als sie wollte, daß sie gedeutet werden sollten.

Das ist ja sehr viel Großmuth von Ihnen, sagte er kalt.

Sie sah ihn wieder von der Seite an; es war ihr unbegreiflich, daß er so entsetzlich hartnäckig war in seinem Schmollen.

Großmuth?! wiederholte sie. Ich fürchte, es ist mehr Eigennutz, als Großmuth. Wenn Ernst hier gewählt wird, so — so — hab' ich keinen Grund mehr, die Hochzeit hinauszuschieben.

Sie sind mir eine wunderliche Braut, Fräulein Emma, antwortete er, noch immer ernsthaft.

Sie schwieg einige Augenblicke und dann sagte sie, indem sie ihre Augen voll zu ihm aufschlug: Finden Sie das wirklich, Herr Horst? Ihnen sind

meine Verhältnisse ganz bekannt; finden Sie das wirklich?

Horst konnte auch Komödie spielen, wenn er wollte; er entgegnete: „Nein, ich begreife Sie sehr gut; ich finde Ihre Angst vor der Heirath mit Wild sehr natürlich.“ Und heimlich dachte er: Die Katze! Sie glaubt mir 'was weiß machen zu können! Aber, da irrt sie sich!

Sie sind ja oft genug Zeuge gewesen, fuhr Emma fort, wie sonderbar er ist, wie rücksichtslos gegen Mama, gegen mich, wie eifersüchtig, wie mißtrauisch — —

Er hat seine guten Gründe, dachte Horst.

Wie eigensinnig in Kleinigkeiten, fuhr sie fort. Er hat entsetzliche Launen. Ach, ich wußte das damals nicht, als ich mich mit ihm verlobte. Er war der Jugendfreund meines Bruders, — wenn man überredet wird — —

Er hatte auf der Zunge zu sagen: „Ich weiß das schon; das haben Sie Norden auch gesagt,“ aber er schluckte es hinunter, und hörte stillschweigend zu.

Sie waren ja am Weihnachtsabend bei uns, fuhr Emma fort, Sie haben es ja gesehen, wie er mich behandelte, wie er mir kaum antwortete, mir immer Unrecht gab, wenn ich eine Meinung äußerte, wie bitter er mich tadelte, — — ach, Sie haben nicht Alles gehört — —

Horst war ganz nachdenklich geworden; ihm fiel bei dieser Erinnerung an den Weihnachtsabend Marie ein, und die Scene, wo sie Wild ihre Brillanten gab.

Ich glaube beinahe, dachte er, daß Marie Blum ein bischen in ihren Vetter verliebt ist. — —

Er konnte jedoch diesen Gedanken nicht lange verfolgen, denn Emma schwieg, als erwarte sie eine Antwort, und betrachtete ihn neugierig; er bemerkte es und dachte: Ich will ihr 'mal ordentlich auf den Zahn fühlen. — Fräulein Emma, sagte er laut, wenn ich in Ihrer Stelle wäre, so würde ich mir gar nichts gefallen lassen. Ich würde sagen: „Wenn Du so viel an mir auszusetzen hast, oder wenn Dir eine Andere besser gefällt, so kannst Du ja gehen; es giebt Männer genug in der Welt; Ersatz kann ich allenfalls finden."

Seine Stimme war nicht ganz fest, als er ihr diesen Vorschlag machte: er war kein Meister in der Verstellungskunst. Emma war jedoch so fest überzeugt von ihrer Herrschaft über ihn, daß sie Alles zu ihren Gunsten auslegte. Sie sagte mit einem Seufzer: Und was würde man von mir denken, wenn ich so handeln wollte? Ein Mädchen wird in solchen Fällen immer auf das Bitterste getadelt. Ich kann ihm ja nichts Bedeutendes, nichts Thatsächliches vorwerfen; er ist ja auch sonst ganz rechtlich, ganz ehrenwerth; er will ja sogar, aus Gefälligkeit gegen mich, wie er sagt, seine Stelle in Neuburg aufgeben. — — Ach! ich sehe voraus, wenn Wild zum Prediger gewählt wird, so muß ich ihn heirathen, ich kann, ich darf mich nicht länger weigern.

Sie blickte traurig vor sich nieder. Horst betrachtete sie schweigend mit einem boshaften Lächeln. Du

kannst Dich darauf verlassen, dachte er, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten werde, damit Wild gewählt wird.

Die Zurückkunft Malwinens endete das tête á tête und das Gespräch. Eberhards vorhin so mürrische Stimmung war ganz heiter geworden durch dasselbe; sein breiter Mund war von einem Lächeln der Befriedigung noch mehr in die Breite gezogen. Emma fand darin den Beweis, daß er ihre Andeutung richtig oder vielmehr falsch aufgefaßt habe, und sie war der sichern Ueberzeugung, daß er Alles aufbieten werde, die Wahl ihres Verlobten zu verhindern. Sie ahnete nicht, daß diese Heiterkeit gerade das Gegentheil bewies, daß dieselbe blos Vorfreude auf die Rache war, die er an ihr und an Norden nehmen wollte.

Wie wird die falsche Person, wie wird der hochmüthige Bengel mit den Schellfischaugen sich ärgern, dachte er, wenn Wild Prediger wird, und sie ihn heirathen muß, ohne Gnade, par ordre du mufti. Und wenn sie erst seine Frau ist, dann ist das Koketтiren mit den adelichen Gecken zu Ende, dafür stehe ich ihr. Wild läßt sich nicht auf der Nase tanzen. Der wird schon das Hausregiment führen. Und für Marie Blum ist es auch gut, wenn Wild ein Pfarre bekommt und bald heirathet, was nützt ihr ein solche Courmacherei, von dem Bräutigam einer Andern! Sie ist ein prächtiges Mädchen, dem wohl ein guter Mann zu wünschen wäre. Es sollte mir leid sein, wenn sie sich etwas in den Kopf setzte.

9.

Es war einige Wochen später in der Mitte des Februar, als Ernst Wild am Abend in seinem einsamen Zimmer zu Neuburg saß, in Nachdenken versunken über den Text zu seiner Probepredigt, welcher ihm von dem ersten Geistlichen an Sankt Stephani zugeschickt war.

„Da ward Christus vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht werde," sagte der junge Theologe sinnend. Der Text ist gut; er giebt mir Gelegenheit, den Sinn der Bibel gegen den Unsinn zu vertheidigen, den die Orthodoxen in diese Stelle hinein erklärt haben. Was ist wohl einfacher, natürlicher, als die Erzählung des Evangelisten! Jesus kommt vom Jordan zurück, von Johannes, der ihn getauft hat, geweiht zu seinem erwählten Berufe, zum Lehrer des Volkes; begeistert von der Lehre und dem Leben des Johannes, folgt er dem Beispiele desselben, fühlt sich getrieben von seinem Geiste, von der reinen, uneigennützigen, muthigen Menschenliebe, die ihn bewogen hat, den dornenvollen Beruf zu wählen, sich aus dem Getümmel der Welt zurückzuziehen in die Einsamkeit, um sich zu sammeln und sich vorzubereiten zu diesem Berufe. Hier in der Wüste, den größten Entbehrungen und Mühseligkeiten ausgesetzt, geräth er in die Versuchung, seinen erhabenen Vorsätzen ungetreu zu werden. — Und was machen die Orthodoxen

aus dieser Stelle?! Gott Sohn, die zweite Person in der Dreieinigkeit, wird von Gott Geist, der dritten Person in der Dreieinigkeit, in die Wüste, geführt; und wozu? — — Damit Gott Sohn vom Teufel, von dem wirklichen, sichtbaren, persönlichen Teufel zur Sünde, zum Abfall von Gott, zur Anbetung des Teufels versucht werde. Gott soll zum Abfall von Gott versucht werden; Gott, der Allgerechte, soll zur Sünde versucht werden. Gott, der Allmächtige, der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Schöpfer Alles dessen was da ist, also doch jedenfalls auch des Teufels, soll versucht werden, den Teufel, sein eigenes Geschöpf, anzubeten!! — Das ist nicht allein Unsinn, das ist Gotteslästerung. Nach dieser Auslegung ist nicht Gott der Allerhöchste, sondern der Teufel! — Es ist mir unbegreiflich, daß sonst vernünftige und wahrhaft religiöse Menschen so unwürdige Begriffe von der Gottheit haben können, wie sie in der orthodoxen Auffassung dieser und ähnlicher Bibelstellen sich kund geben! Der erste Geistliche an Sankt Stephani, zum Beispiel, ist gewiß kein einfältiger und kein ungebildeter Mann, und mit welcher Starrheit sprach er sich vor einigen Tagen gegen mich über den Glauben an einen persönlichen Teufel aus! Ich sehe noch das Gesicht vor mir, das er machte, als ich verwundert ausrief: „Aber Herr Pastor, wie ist es möglich! Das glauben Sie wirklich?“ Es wurde mir ganz sonderbar zu Muthe, als er mir die Hand auf die Schulter legte und dumpf entgegnete: Ich zwinge mich, es zu glauben.

Der junge Theologe stutzte in diesem Augenblicke, wie von einem auffallenden Gedanken überrascht.

Sonderbar! sagte er nach einer Pause. Vor einigen Tagen habe ich meine Ansicht über den Teufelsglauben gegen ihn ausgesprochen, und heute giebt er mir diesen Text! Ist das Zufall oder Absicht? — Es kann Zufall sein, denn es ist der erste Vers des Evangeliums von Sonntag Invocavit, an welchem ich predigen soll. — Aber warum gerade diesen ersten Vers; warum nicht einen andern, wenn es nicht seine Absicht ist, daß ich mich über den Teufel offen aussprechen soll? — Er ist kein Freund meiner Ansichten, er wünscht nicht, daß ich gewählt werde, ich weiß es. Hofft er vielleicht, daß mir das offene Aussprechen meiner Ueberzeugung schaden werde bei einem großen Theile der Gemeinde? Unter den Bürgern, namentlich den ältern, mag es noch Viele geben, die ein Vorurtheil gegen einen Prediger haben, der nicht „Alles glaubt.“ Die Pietisten werden mir natürlich ihre Stimmen nicht geben; so könnte der Pastor meine Wahl verhindern wollen. — — Ja, ich bin überzeugt, daß er mir den Text absichtlich gegeben hat.

Er warf das Blatt hin, stand auf und ging unruhig im Zimmer umher.

Ach! sagte er mit einem Seufzer des Unmuthes, das giebt neue Verdrießlichkeiten, neue Unruhe, neue Kämpfe! Und wenn nun vollends Alles umsonst sein sollte, wenn ich nicht gewählt würde — —? Ich mag gar nicht daran denken! — Ich wollte, daß ich endlich, endlich zur Ruhe käme, daß die Sache endlich

entschieden würde! Wenn ich verheirathet bin, wenn die Möglichkeit, treulos zu werden, aufhört, so wird auch der Kampf und die Versuchung aufhören. Was man nicht erreichen kann, das begehrt man nicht mehr.

Mit immer rascheren Schritten ging er im Zimmer auf und ab; die Unruhe seiner Seele malte sich auf seinem Gesichte, das viel bleicher und magerer war, als vor zwei Monaten. Seine dunkelen Augen lagen tiefer, als früher, und um seinen Mund hatten sich ein paar tiefe, scharfe Züge gebildet; sein ganzes Aeußeres trug das Gepräge geistiger Abspannung und Erschöpfung, sprach von einem tiefen, nagenden Schmerze. Wohl hatte er, wie Jakob mit dem Herrn, siegreich mit seiner Leidenschaft gerungen, aber auch er war gelähmt aus diesem Kampfe hervorgegangen. Sein Muth, seine Kraft war wie gebrochen, seine Heiterkeit, seine Freude am Leben war dahin. Er hoffte kein Glück mehr, erwartete nichts mehr von der Zukunft; er empfand die ganze bleierne Schwere des Daseins. Es war ihm erklärlich geworden, wie man dazu kommen könne, die Erde ein Jammerthal zu nennen, und den Himmel zu preisen als den Ort, „wo man eingeht zur Ruhe.“ — Aufhören seiner Pein, Ruhe nach dem Kampfe, das war fast der einzige lebhafte Wunsch, der sich in seiner müden, verwundeten Seele regte. Es war ihm heiliger Ernst, seine Pflicht zu erfüllen, nach Recht und Gewissen gegen Emma zu handeln; er mied Alles, was ihn an Marie erinnern konnte, er ging nicht nach Haselbusch, vergrub sich in Arbeiten und Studien, die seinen

Gedanken kein Umherschweifen erlaubten, kurz, er that was in seinen Kräften stand, um die zu Boden geworfene Leidenschaft in seiner Seele nieder zu halten. Aber gerade dies machte ihn so unsäglich müde; steigerte zur fieberhaften Sehnsucht den Wunsch: „Wenn doch erst Alles entschieden wäre, damit dieser Kampf aufhörte!“ Niemals im Leben hatte er Etwas so leidenschaftlich gewünscht, wie jetzt seine Erwählung zu der erledigten Predigerstelle, die es ihm möglich machen würde, rasch zwischen sich und Marie eine undurchdringliche Scheidewand aufzubauen, durch seine unauflösliche Verbindung mit Emma.

Es war sehr natürlich, daß es ihn in dieser Stimmung doppelt peinlich berührte, als ihm der Text zu seiner Probepredigt die Aussicht auf neue Kämpfe, wenn auch auf anderm Gebiete, und nur gegen äußere Feinde, eröffnete, und ihn zugleich in Gefahr brachte, das erwünschte Ziel nicht zu erreichen.

Jeder andere Text wäre mir lieber gewesen, rief er aus. Ich steche damit in ein Wespennest, nicht nur gegen die Pietisten, die Orthodoxen, die Aengstlichen und Halben werde ich mich vertheidigen müssen, auch gegen Emma und ihre Mutter — —; ich kenne das, ich habe es ja oft genug erfahren. Und ich bin nicht in der Stimmung, es mit Ruhe und kaltem Blute zu ertragen, wenn man mich verketzert, mißversteht, verläumdet — —. Ach, ich wollte — —wenn Marie — — wenn Emma wäre, wie Marie, so könnte ich ruhig in Neuburg bleiben, brauchte mich nicht um eine Pfarre zu bewerben.

Er warf sich in's Sopha, und griff um seinen Gedanken zu entfliehen, nach einem Journal, das auf dem Tische lag. Es war das neueste Heft der „Grenzboten." Er blätterte eine Zeitlang darin, las hie und da einige Sätze, aber er wußte kaum, was er las, immer wieder drängten sich seine eigenen Gedanken zwischen die Gedanken des Autors. Er wollte schon das Journal zuschlagen und weglegen, als ihm eine Stelle in die Augen fiel, die sofort seine Aufmerksamkeit fesselte. Er las: „Sie wissen wohl bereits, welches Aufsehen hier die Rede gemacht hat, die Friedrich von Raumer in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zur Feier des Geburtstags Friedrich's des Großen gehalten. Unser König, der Prinz von Preußen, Herr Eichhorn und mehrere andere Minister waren anwesend. Unter Anderm sagte er: Die auch in unsern Tagen erneute und vertheidigte Lehre von einer Landeskirche erfordert eine sehr ernste Prüfung, bevor man sie annehmen und begünstigen darf. Wenn nämlich in einem Staate alle Einwohner einem und demselben Bekenntnisse zugethan sind, so ergiebt sich von selbst, was man Landeskirche nennen kann. Spanien und Portugal sind durch Gewaltmittel aller Art in diesen Zustand gebracht und müßten von einer gewissen Schule als kirchliche Musterstaaten empfohlen werden. Sobald sich aber ein Volk aus dumpfem Hinleben, aus kirchlicher Unterwürfigkeit zu persönlicher Selbstständigkeit erhebt, sobald es denkt, fühlt und handelt, müssen nothwendig verschiedene Ergebnisse des Denkens, Fühlens und Handelns auch auf religiösem und kirch-

lichem Boden entstehen, und es wird zur Thorheit, Alle für alle Zeiten an dasselbe Latten- und Gitterwerk unbedingter menschlicher Vorschriften festbinden zu wollen. Ja! die Freiheit erzeugt Verschiedenheiten und Gegensätze; aber es ist einer der größten Irrthümer, daß Freiheit blos trenne, auflöse, zerstreue, und nicht mit doppelter Kraft auch einige und verbinde. Uebereinstimmung aus Zwang ist keine wahre Uebereinstimmung, sondern Frucht und Zeichen der Knechtschaft, Gleichgültigkeit, Heuchelei und Schmeichelei .... Wo nun die Menschen eben dadurch, daß sie sich zu einer echten Persönlichkeit erheben, zu verschiedenen Ansichten und Ueberzeugungen kommen, wird eine Duldung oder vielmehr die Freiheit derselben schlechterdings nothwendig, und eine Landeskirche, welche, was unausbleiblich erscheint, die eine oder die andere Partei, das eine oder das andere Bekenntniß begünstigt und hervorhebt, ist alle Mal vom Uebel. Freilich zeigt sich dies keineswegs gleich in vollem Maaße; aber von höflichen Weisungen, kleinen Weigerungen, Weitläufigkeiten, Beschwerlichkeiten, und Zurücksetzungen, vom Vorziehen beim Anstellen, Befördern und Belohnen, zeigt die Kirchengeschichte in gerader Linie und folgerechtem Fortschritte die Möglichkeit, bei den Tyranneien und Freveln des dreißigjährigen Krieges und der Dragonaden anzulangen. Principiis obsta! ... Gutmüthige, oder eigensinnige und halsstarrige Fürsten haben sich den schweren Irrthum eingeredet oder einreden lassen, ihre Regierungsweise müsse sich auf Alles erstrecken, und lediglich auf

ihrer persönlichen Ueberzeugung beruhen. Größere Geister erkennen den Werth der Persönlichkeit, und halten deren Unterjochung für Tyrannei. Eben weil Friedrich II. nicht gleichgültig war gegen das eigene Wohl seiner Unterthanen, weil er religiöse Ueberzeugungen für unendlich wichtig, für geheiligt hielt, wollte er nicht mit den eisernen Händen eines weltlichen Herrschers hineingreifen, oder sich weiche Handschuhe überziehen, und als Kirchenfürst dasselbe versuchen." . . .

Vortrefflich! Herrlich! Mir aus der Seele gesprochen! rief Wild unwillkürlich aus. Es war ihm nichts Neues, daß Herr von Raumer in der Gegenwart des Königs über Gewissensfreiheit geredet hatte, — das Ereigniß war in allen Zeitungen besprochen, — aber die Rede selbst hatte er noch nicht gelesen. Er blätterte eifrig weiter, um zu sehen, ob das Heft noch mehr über denselben Gegenstand enthalte und fand wirklich noch einen Artikel, überschrieben: „Die Akademie und Raumer."

„Es ist Sitte," hieß es in diesem Artikel, „daß die Akademiker den König beim Fortgehen begleiten, der dann gewöhnlich mit Einem oder dem Andern zu plaudern pflegte. Diesmal wurde bemerkt, daß er mit einer Handbewegung ihre Begleitung ablehnte, und das Institut ohne ihr Gefolge verließ. Herr Minister Eichhorn entbot später eilf Akademiker zu sich, theilte ihnen das Mißfallen des Königs mit, und rieth ihnen, geeignete Schritte zur Versöhnung zu thun. In Folge dieser Ermahnung schrieb Professor Enke, als

Präses der Akademie, eine Versammlung aus, und tadelte in dieser Aufforderung das Benehmen Raumers entschieden und sogar mit Härte."

Wild schlug das Heft mit einem Ausrufe der Entrüstung zu; er kannte den Verlauf der Sache, er wußte, daß der Antrag des Professors Encke, Herrn von Raumer, weil er den Muth gehabt hatte, die Wahrheit zu sagen, aus der Akademie auszuschließen, zwar nicht die Majorität erhalten hatte, daß dagegen von den Akademikern eine Adresse an den König erlassen war, worin Herr von Raumer desavouirt und der König unterthänigst um Verzeihung gebeten wurde. Wild hatte dies Alles schon in der Zeitung gelesen, aber in diesem Augenblicke machte die Erinnerung daran einen doppelt unangenehmen Eindruck auf ihn.

Eine schöne Welt, in der wir leben! rief er. Wenn das am grünen Holze geschieht, was wird dann am dürren geschehen! Wenn Herr von Raumer das erfahren muß, und von Männern, wie die Mitglieder der Akademie in Berlin, erfahren muß, was darf ich dann erwarten, wenn ich offen und ehrlich meine Meinung ausspreche in meiner Predigt? Ich zweifle freilich keinen Augenblick, daß die Mehrzahl meiner Wähler *denkt* wie ich, aber wie Viele giebt es unter ihnen die den Muth haben, einzugestehen, daß sie so denken?! Wer irgend von der Regierung abhängig ist, — *und wer ist es nicht?* — der wird nicht wagen, sich zu Prinzipien zu bekennen, welche „mißliebig" sind! — Und wenn ich auch gewählt werde, so habe ich zu erwarten, daß mir das Ministerium die Bestätigung

verweigert. Ich glaube, fuhr er mit steigendem Unmuthe fort, wenn ich meine Meinung über den mir gegebenen Text offen herausſagen will, ſo kann ich eben ſo gut das Predigen ganz unterlaſſen; es wird dieſelbe Wirkung haben: in beiden Fällen werde ich die Stelle nicht bekommen.

Er war wieder aufgeſtanden vom Sopha, und lehnte jetzt, die Stirn an die kalten Scheiben gedrückt, am Fenſter. Die Unruhe ſeiner Seele malte ſich ſichtlich in ſeinen bleichen, zuckenden Zügen. „Ich handle nicht recht gegen Emma," ſagte er vor ſich hin, „wenn ich es mir ſelbſt durch eigene Schuld unmöglich mache, gewählt zu werden. Sie hätte Urſache, mir vorzuwerfen: „Warum giebſt Du Dir den Anſchein, als wollteſt Du Dich meinen Wünſchen fügen, als wollteſt Du die Hinderniſſe gegen unſere Vereinigung beſeitigen, wenn Du doch ſelbſt Alles thuſt, wodurch Du dieſen Zweck nothwendig verfehlen mußt?" — — Ich glaube, es wird das Beſte ſein, daß ich das Dogmatiſche meines Textes gar nicht berühre, ſondern blos vom Standpunkte der Moral über das Evangelium ſpreche. Ueber die Moral dieſes Evangeliums ſind ja alle Parteien einig.

Er nahm die Bibel wieder zur Hand und ſann nach; Gedanken genug regte das Evangelium in ihm auf, aber ſie trugen alle das nicht zu verbergende Kennzeichen ſeiner Anſchauungsweiſe. Er entſchloß ſich endlich, nicht über den ihm gegebenen Text zu ſprechen, ſondern von demſelben überzuleiten auf den Vers: „Der Menſch lebt nicht vom Brode allein,

sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gehet." Dies Thema, — das richtige, der Sittlichkeit, der Würde des Menschen angemessene Verhältniß zwischen den geistigen und materiellen Interessen, — den irdischen und himmlischen Gütern, wie die Theologen sagen, — war reichhaltig genug. Lag nicht in diesen wenigen Worten das ganze Reich Christi?

Christi ganzes Streben, Handeln und Denken war den geistigen Interessen geweiht, dachte Wild, aber deshalb war er doch kein finsterer Asket, verachtete die irdischen Güter nicht. Er war fröhlich mit den Fröhlichen, er bezog die Worte des Jesaias auf sich: „Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbt hat und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn." Wie ist es nur möglich, daß man die traurige Lehre, durch Selbstquälerei könne man den Himmel verdienen, eine christliche hat nennen können? Nein, es ist nicht christlich, die Armen und Leidenden auf den Himmel zu vertrösten, und ihnen zu sagen: „Euer trauriges Loos auf Erden ist eine Bedingung Eurer Seligkeit im Himmel. „Christus war ein Arzt der Seele und des Leibes. Christi Streben war dahin gerichtet, das traurige Loos der Armen auf Erden zu erleichtern. Christus war unablässig bemüht, Lei-

den zu lindern und Thränen zu trocknen. Orthodox mag die harte Lehre sein, welche die Erde für ein Jammerthal erklärt, christlich ist sie nicht."

Der junge Theologe stutzte wieder; seine Gedanken hatten ihn wieder auf den gefährlichen Weg geführt, den er vermeiden mußte. Wenn er auf diese Weise fortfahren wollte, so hätte er auch bei dem ersten Texte bleiben können. Er mußte umkehren, mußte sich wirklich entschließen, sich ganz auf der Oberfläche zu halten, ganz im Allgemeinen zu sprechen, vom übergroßen Streben nach Reichthum und dergleichen.

Ach, sagte er unmuthig, nie im Leben ist mir eine Arbeit so schwer geworden, wie diese! Ich mache diese Predigt wirklich mit Widerwillen.

Er schlug die Bibel wieder auf, und las jetzt das ganze Evangelium. Schon bei den ersten Worten veränderten sich seine Züge und die Bewegung in denselben nahm zu, je weiter er las:

„Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde.

„Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist Du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Und er antwortete und sprach: Es stehet geschrieben, der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gehet.

„Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellete ihn auf die Zinne des Tempels. Und sprach zu ihm: Bist Du Gottes Sohn, so laß Dich hinab; denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über Dir Befehl thun, und sie werden Dich auf den Händen tragen, auf daß Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum stehet geschrieben: Du sollst Gott Deinen Herrn nicht versuchen.

„Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen hohen Berg, und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Und sprach zu ihm: Dies Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe Dich weg von mir, Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst anbeten Gott Deinen Herrn und ihm allein dienen.

„Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm und dienten ihm."

Als der junge Theologe zu Ende gelesen hatte, lag eine tiefe Glut der Schaam auf seinem Gesichte. — Wie war es möglich gewesen, daß er bei diesem, gerade bei diesem Evangelium nur einen Augenblick zweifelhaft hatte sein können, was ihm seine Pflicht als Mensch, als Volkslehrer, als Christ gebot! Wie hatte er nur den Gedanken fassen können, jetzt, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, sich durch die That als den Jünger dessen zu beweisen, der für die Wahrheit lebte und starb, — bei dieser Gelegen-

heit zu heucheln, zu lügen, die Gemeinde zu täuschen, um seines Vortheils willen, um eine Stelle zu bekommen.

Mit einer heftigen Geberde warf er die Bibel zu und schob sie rasch von sich; sie schlug aber wieder auf durch diesen Stoß, und sein flüchtiger Blick erfaßte die Stelle: „In dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst Du mich dreimal verleugnen."

Er stieß seinen Stuhl zurück und sprang auf, wahrhaftig erschrocken über sich selbst, und auf das Tiefste gedemüthigt. Nie im Leben hatte er die Herrlichkeit, die sittliche Größe seines Vorbildes, seines „Herrn und Meisters" so empfunden, wie in dieser Stunde der Versuchung. So lebhaft, als sähe er ihn mit leiblichen Augen, stand Jesus vor seiner Seele, Jesus, den keine Lockung, keine Drohung, nicht Spott, nicht Folter noch Tod verleiten konnte, die Wahrheit zu verleugnen. Es war ihm, als hörte er ihn strafend sagen: „Was heißt Ihr mich aber Herr, Herr, und thut nicht, was ich Euch sage?"

Ich müßte mich schämen, bis in die tiefste Seele schämen, flüsterte er, wenn ich der Gemeinde dies Evangelium vorlesen, und danach eine lügenhafte, heuchlerische Predigt halten wollte! Ich dürfte nie wieder den Namen Jesus Christus nennen, ohne mich selbst auf das Tiefste zu verachten. Wie dürfte ich es wagen, mich Christi Jünger zu nennen, wenn ich schon beim ersten Male, da der Versucher, der Vater der Lügen an mich tritt, niederfallen und ihn anbeten wollte. Nein, rief er ganz laut, ich will nicht

lügen, ich kann nicht lügen! Mag kommen, was da will, — und wenn ich nie gewählt werde und wenn ich nie glücklich werde, nie zur Ruhe gelange, ich will mir und Christus getreu bleiben, ich will die Wahrheit sagen!

Es war, als hätte er mit diesem Entschlusse eine schwere Last von sich geworfen; seine Gestalt hob sich, sein Auge blitzte auf, der traurige, müde Ausdruck seines Gesichtes war ganz verschwunden. Mit Begeisterung, mit freudigem Muthe begann er jetzt die Gedanken zu seiner Predigt zu ordnen; jeden Zweifel, jedes Bedenken warf er bei Seite; er fühlte das Bedürfniß, sich durch die vollste, kühnste Offenheit, in seiner eigenen Achtung wiederherzustellen, und die erniedrigende Erinnerung an die letzte Stunde aus seinem Bewußtsein zu vertilgen. Er entschloß sich, nicht über den ersten Vers, sondern über das ganze Evangelium zu predigen, denn es gab ihm Gelegenheit, gerade über das Eine, das noth that, zu sprechen, über die Lüge, über den fressenden Krebs in der menschlichen Gesellschaft, der alle Gesundheit untergräbt, und die Quellen des Lebens vergiftet. Er hatte das Herz voll von seinem Gegenstande; ihn begeisterte in diesem Augenblicke selbst das für ihn Gefährliche dessen, was er niederschrieb. Jetzt sagte er nicht mehr, wie vorhin: „Nie ist mir eine Arbeit schwerer geworden; ich arbeite mit Widerwillen.“ Seine Feder flog über das Papier, nie war ihm eine Arbeit leichter geworden.

Er begann zuerst mit einer Erklärung des Evangeliums, schilderte die Zeit, in welcher Christus lebte.

Die Juden standen unter der Herrschaft des römischen Kaisers; freilich wurden sie nicht Unterthanen desselben, sondern Bundesgenossen genannt, aber die Freiheit, die man ihnen gelassen hatte, war nur Schein, ihr Vierfürst Herodes nur zum Schein Fürst; die Juden mußten dem römischen Kaiser Steuern zahlen, und waren der römischen Gerichtsbarkeit unterworfen. Die Hierarchie hielt es, damals wie jetzt, und wie zu allen Zeiten mit der Partei, von welcher sie in ihrem Ansehen, ihren Rechten und ihrem Besitze geschützt wurde, mit der römischen Regierung. Der Hohepriester sagte dem Pilatus: „Wir kennen keinen König als den Kaiser.“ Und in dem hohen Rathe der Priester und Pharisäer, den man, erschreckt durch den gewaltigen Erfolg der Beredsamkeit Jesu, hielt, wurde die Befürchtung ausgesprochen: „Lassen wir ihn also, so werden sie Alle an ihn glauben. So kommen dann die Römer, und nehmen uns Land und Leute“ — —. Das arme Volk, das von der Regierung und von der Geistlichkeit ausgesogen wurde, war sehr gedrückt, und deshalb sehr zum Aufruhr geneigt, der ja auch nach einiger Zeit ausbrach, und mit der Zerstörung Jerusalems endete. Unter diesen Verhältnissen, unter einer Gewalt- und Pfaffenherrschaft, in einer Welt der Lüge und des Egoismus, in einer Welt wie die unsrige, trat nun Jesus auf, der arme Zimmermannssohn aus Galiläa, aus der verachtetsten Provinz Palästina's. Er hatte keine Verbindungen, gehörte keiner Schule an; die Schriftgelehrten sagten von ihm: „Wie kann dieser die Schrift, da er sie doch nicht gelernt hat?“

er hatte keine Hülfsmittel, als die sein eminenter Geist, sein edles, reines, menschenfreundliches Herz und sein unerschütterlicher Muth ihm gaben, aber dennoch wagte er es, sich der Unterdrückten anzunehmen, wagte es, den Priestern und Pharisäern zu sagen: „Ihr seid Heuchler!“ und den Reichen und Gewaltigen: „Die Armen sind Eure Brüder!“ — Und die Kraft seines Geistes, die Macht der Wahrheit war so groß, daß die herrschende Partei bald vor ihm zitterte, ihren gefährlichsten Feind in ihm erkannte, ihn auf jede Weise unschädlich zu machen suchte. Lange Zeit war ihm mit Gewalt nicht beizukommen, die Liebe des armen Volkes schützte ihn. Aber es gab ja noch andere Mittel, Mittel, die auch heut zu Tage noch angewendet werden, und, leider, nur zu oft, den Zweck erreichen. Jesus war arm: „Die Füchse haben Gruben, die Vögel des Himmels haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege,“ sagt er selbst. „Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm — —“. Da hätte es ihm nur ein Wort gekostet, nur die Verleugnung seiner Ueberzeugung, nur den Uebergang zu jener Partei, deren Bekämpfung er sein Leben gewidmet hatte, nur den Abfall von der Wahrheit und vom Recht, und die Steine hätten sich für ihn in Brod verwandelt, vom äußersten Mangel wäre er in den äußersten Ueberfluß versetzt worden. Denn welcher Preis wäre der herrschenden Partei zu groß gewesen, um den gefährlichsten ihrer Feinde zu kaufen?

Aber Jesus wankte nicht in einer Versuchung, in der schon Millionen gefallen sind und noch täglich fallen; er entgegnete das herrliche Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brode allein" — —

Aber dies war nicht die einzige, nicht die größte Versuchung, die Jesus muthig von sich wies, um seinem Berufe, das Recht und die Wahrheit zu verkündigen, getreu zu bleiben. Der Versucher zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und sagte: „Dies Alles will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest." Macht! Herrschaft! welche Lockung für überlegene Geister! Wie manche große Seele ist verloren gegangen, ist gefangen worden durch diesen glänzenden Köder! Wie Manchen, auf den ein ganzes Land mit Hoffnung und Vertrauen sah, hat der Ehrgeiz, die Herrschsucht, zum Verräther seiner Ueberzeugung, seines Volkes gemacht! — Aber Jesus wankte nicht! Wer zweifelt daran, daß Jesus, wenn er gewollt hätte, wenn er sich mit den Mächtigen verbunden hätte, statt mit den Unterdrückten, eine größere weltliche Macht sich hätte erringen können, als z. B. Mohamed errang? Aber sein Reich war nicht von dieser Welt; er sagte seinen Jüngern: „Wer unter Euch der Größte sein will, der sei der Diener Aller!" Er wies den Versucher von sich, er wollte Gott anbeten, und ihm allein dienen.

Christus war taub gegen alle Lockung der Welt, nichts, was von außen kam, konnte ihn irre machen auf seinem Wege. Aber selbst auch gegen die größte

Versuchung, die es gibt für einen außerordentlichen Geist, die Versuchung, welcher die größten Helden der alten Sagen, welcher Lucifer in der Apokalypse, welcher die Gewaltigsten und Größten der Erde zum Opfer gefallen sind, fand ihn unbezwinglich. Der stolze Uebermuth, das vermessene Selbstvertrauen, das sich tollkühn auf sein Glück, seinen Stern verläßt, sich für bevorzugt hält vom Schicksal, drang nicht in die reine, einfache Seele Jesu; er wollte „Gott nicht versuchen", er blieb sanftmüthig und von Herzen demüthig; bei dem Hosiannarufen, bei der Vergötterung des Volkes, wie bei dem Kreuzige, kreuzige! der Fanatiker, und dem Hohne der Hofschranzen.

O, welch ein Mensch! rief der junge Theologe enthusiastisch aus, sich selbst im Schreiben unterbrechend. Die Welt hat seines Gleichen nicht gesehen, so lange sie steht. Welche Kraft und welche Reinheit der Seele! Welcher Friede muß in ihr geherrscht haben nach überwundener Versuchung! „Da traten die Engel zu ihm, und dienten ihm," sagt der Evangelist. — — Er nahm die Feder wieder auf und schrieb: „O, meine Freunde, wer darf es wagen, sich den Nachfolger dieses Göttlichen zu nennen, wenn die feige Selbstsucht seine Schritte leitet! Schmach und Schande über den, der es wagt, sich einen Christen zu nennen, indem er Christus in's Angesicht schlägt durch die Lüge, durch Verleugnung der Wahrheit. Nicht Jeder unter uns ist ein bedeutender Mensch, dem geradezu etwas geboten wird, um seine

Meinung zu erkaufen, aber dennoch tritt zu Jedem unter uns der Versucher, wie er zu Christus trat. Bei jedem Schritte tritt uns die Lockung zur Lüge, zur Heuchelei entgegen. Denkt nach, wie oft schon habt Ihr Euch verleiten lassen, Eure Ueberzeugung zu verleugnen, um Eures Vortheils willen! Oft für die unbedeutendste Kleinigkeit, für das herablassende Nicken eines Vornehmen, für eine Schmeichelei, für eine gute Mahlzeit, aus Trägheit, aus Eitelkeit, aus kleinlichem Neid, aus feiger Furcht. — Glaubt nicht, daß es verzeihlich sei, wenn Ihr Eure Ueberzeugung verheimlicht, glaubt nicht, daß nichts auf Eure Meinung ankomme, daß Ihr nicht damit schadet, wenn Ihr heuchelt und anders sprecht, als Ihr denkt. Die Lüge ist die Wurzel alles Uebels in der Welt, aller Tyrannei, die Euch drückt, und die Feigheit, aus welcher diese Heuchelei entsteht, diese Feigheit hat Christus ans Kreuz geschlagen. Pilatus wußte, daß Christus unschuldig war, aber er sprach aus Feigheit das Todesurtheil über ihn aus, weil ihm die Priester zuriefen: „Läßt Du diesen los, so bist Du kein Freund des Kaisers!" — Jesu Jünger hätten ihn vertheidigen können, aber sie hatten nicht den Muth, sich zu ihm zu bekennen; sie flohen auseinander; Petrus schwur sogar: Ich kenne ihn nicht! Das Volk hätte ihn retten können, denn so lange es sich laut für ihn erklärte, wagten die Priester sich nicht an ihn. Aber weil es ihn feige verließ, weil jeder Einzelne dachte, wie so Mancher unter uns oft genug gedacht haben mag: „Es kann mir Schaden bringen, wenn ich meine

Meinung sage!" Deshalb wurde der größte Wohlthäter des Volkes dem Henker überliefert!

So fuhr er fort, gegen die Lüge und Heuchelei zu sprechen; er schilderte ferner das Verderbliche derselben in den Verhältnissen des bürgerlichen und Familien-Lebens; er zeigte, wie alle Bande des Verkehrs, der Geselligkeit, der Freundschaft und Liebe desto mehr zerrüttet werden müssen in dem Maaße, wie das Vertrauen entwiche und damit alles Glück, alle Ruhe und aller Friede.

Es giebt keinen bitterern Schmerz, sagte er, als sich getäuscht zu sehen in seinem Vertrauen; nichts lernt ein junges Menschenherz schwerer und mit mehr Widerstreben, als, daß es nothwendig sei, Mißtrauen gegen Andere zu hegen; es ist das tiefste Bedürfniß für uns, zu vertrauen, die menschliche Gesellschaft kann nicht bestehen ohne Vertrauen.

Er ging zuletzt über zu seinem eigenen Verhältnisse der Gemeinde gegenüber, die im Begriff stand, einen Seelsorger für sich, einen Lehrer für ihre Kinder zu wählen.

Den Meisten von Euch, wandte er sich an seine Zuhörer, bin ich fremd, sind meine Gesinnungen, meine Ansichten unbekannt; aber Ihr seid hierher gekommen mit dem Vertrauen, daß ich Euch in dieser Stunde Gelegenheit geben werde, sie kennen zu lernen. Ich würde Euer Vertrauen täuschen, wenn ich Euch in Ungewißheit lassen, wenn ich mich anders zeigen wollte, als ich wirklich bin, wenn ich Euch in Gefahr setzen wollte, einen Lehrer zu wählen, dessen Ueber-

zeugung nicht diejenige ist, die Ihr Euern Kindern wünscht, und von der Ihr selbst Trost und Beruhigung im Leben und im Sterben erwartet. Vollkommene Offenheit bin ich Euch schuldig. Deshalb lege ich mein Glaubensbekenntniß vor Euch ab. Ich nenne mich mit vollem, aufrichtigen Herzen Christ; ich kenne nichts Höheres, als das Christenthum, als die Lehre Jesu, wie die Bibel sie enthält. Aber nicht deshalb bekenne ich mich zu Jesu Lehre, weil die Bibel sie enthält und weil Jesus sie lehrt, sondern weil Jesu Lehre die reinste, edelste, beglückendste Lehre ist, die es giebt, weil meine Vernunft mir sagt, daß sie es ist. Paulus sagt: „Prüfet Alles und behaltet das Beste!" Es giebt keinen andern Prüfstein für eine Lehre, als die Vernunft, und darin gerade bewährt sich das Erhabene, das Göttliche der Lehre Jesu, daß sie in keinem Punkt die Prüfung der Vernunft zu scheuen hat. Sie bedarf nicht der Wunder, der Weissagungen, der Urkunden und Beweise; in sich selber trägt sie das Siegel der Aechtheit; es braucht kein Gott vom Himmel zu steigen, um sie glaublich und annehmbar zu machen, es ist unmöglich, sie nicht für wahr zu halten. — Aber aus demselben Grunde, der mich bestimmt, zu Christi Lehre mich zu bekennen, kann ich mich nicht vollständig zu dem Inhalte der symbolischen Bücher bekennen. Unter den Dogmen derselben sind einige, welche eine vernünftige Prüfung nicht aushalten, welche des blinden Glaubens bedürfen. Und deshalb würde ich sie nicht für wahr halten, selbst wenn sie durch Wunder bekräftigt, durch

Urkunden belegt würden, ja, selbst wenn ein Engel vom Himmel käme und sie lehrte, wie der Apostel sagt; denn sie sind nicht allein über meine Vernunft, sie sind wider alle Vernunft.

Einfach, aber unumwunden und rückhaltlos führte er die Hauptdogmen der symbolischen Bücher an, welche die orthodoxe Partei die Grundlehren des Christenthums nennt, das Dogma von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde und von der Versöhnung durch Christi Opfertod. Er wies den innern Widerspruch dieser Lehren, so wie den Widerspruch mit Christi eigenen Worten nach, woran diese Lehren, wie die orthodoxe Kirche sie auffaßt, leiden, und nannte es widersinnig, solche Dogmen, welche die Veredlung und Vervollkommnung des Menschen, des Christen, nicht im Geringsten fördern können, für die Hauptlehren des Christenthums zu halten.

O, Du Licht der Welt, reine, göttliche Lehre Jesu, wirst Du denn nie die Nebel durchbrechen, die Deinen klaren Schein trüben? Wird es stets von Dir heißen: „Das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß haben es nicht begriffen?!“ Wie lange wird man noch sagen müssen: „Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, verblendete Leiter, die Ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket; — — Ihr verschließet das Himmelreich vor den Menschen: Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, lasset Ihr nicht hinein gehen?“ — Wird nimmer die Zeit kommen, wo wir den Vater anbeten werden im Geist und in der

Wahrheit, wo wir nicht Anhänger sind der Kirche, sondern Anhänger Christi und seines Wortes. — Ein Paradies, ein Wohnsitz des Friedens und des Glückes würde die Erde sein, wenn das Christenthum, die Lehre von der Wahrheit und der Liebe, zur Geltung gelangte. — Und was ist sie jetzt?! — „Meines Vaters Haus ist ein Bethaus, Ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht!“ — —

10.

Es traf sich zufällig, daß Rose und Wild zwei auf einander folgende Loose zur Wahlpredigt gezogen hatten, und so beide an demselben Tage predigen mußten; Rose am Morgen, und Wild am Nachmittage des ersten Sonntages nach Fastnacht. Rose hatte getreulich alle Anweisungen und Rathschläge seiner Mutter und seiner Schwester befolgt, hatte Malwinen eifrig den Hof gemacht, war unermüdlich im Abstatten von Visiten gewesen, kurz, hatte nichts unterlassen, was nach der Ansicht der Damen, ihn zum gewünschten Ziele führen konnte. Emma und die Mama hatten ihn aber ebenfalls nach Kräften unterstützt; Emma war sogar mit zu der Frau von Haidenroth gegangen, um mit dem Hofrath Benthal bekannt zu werden. Es war ihr auch vollkommen gelungen, den frommen Herrn für sich einzunehmen; das bescheidene, schüchtern freundliche Wesen, welches sie gegen ältere Herren und Damen noch immer zeigte, ihr kluges Schweigen und

Zuhören, und ihre Kunst, durch Blick und Miene zuzustimmen, verfehlte die gewohnte Wirkung nicht. Und als sie vollends ein geistliches Lied mit rührender Einfachheit vorgetragen hatte, da war der Hofrath sehr geneigt zu glauben, daß ein junger Mann, der eine so fromme Mutter, eine so sanfte, einfache, kindlich unverdorbene Schwester habe, unmöglich ein Weltkind sein, oder wenigstens nicht lange bleiben könne.

Eine natürliche Folge aller dieser Besuche bei sehr frommen, sehr kirchlich gesinnten und auch bei sehr beschränkten Leuten war, daß Rose immer vorsichtiger und behutsamer in seinen Aeußerungen wurde, und daß er glaubte, er dürfe keinesfalls seine eigentliche Ansicht auf der Kanzel laut werden lassen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man sich mit dem, was man für nothwendig, für unvermeidlich hält, zu versöhnen, zu befreunden sucht, daß man alle Gründe dafür ans Licht, und alle Gründe dagegen in den Schatten zu stellen sucht. Julius Rose machte es auch so, und bei der Biegsamkeit seines Charakters, bei der Oberflächlichkeit seiner theologischen und philosophischen Bildung, wurde es ihm gar nicht besonders schwer, nach und nach sogar ein wenig Geschmack an der Orthodoxie und der Mystik zu finden, und ihnen „die poetische Seite abzugewinnen", wie er es nannte.

Der Rationalismus ist doch äußerst nüchtern, sagte er zu Emma; bei den Mystikern ist doch viel mehr Tiefe, Phantasie, Begeisterung, kurz, Poesie!

So Manches, was ich früher für Unsinn erklärt habe, hat doch seinen tiefen Sinn! Man muß nur nicht Alles wörtlich nehmen, sondern bildlich, dann kann man sich recht gut zu den symbolischen Büchern bekennen.

Er studirte eifrig, um sich in dieser Ansicht zu befestigen, alle möglichen frommen — Romane und Gedichte, denn die Kirchenväter und sonstigen „gelehrten Wust" scheute er jetzt noch eben so sehr, wie auf der Universität. Er las sich halb in eine schwärmerische Stimmung hinein, halb versetzte er sich als Dichter in die Seele eines begeisterten Frommen, und so schrieb er seine Predigt, so voll Redeblumen und klingenden Phrasen, so voll Schwung der Andacht und der Begeisterung, daß die Mama und Emma ganz entzückt davon waren, und ihm den größten, sichersten Erfolg prophezeihten.

Die Kirche war außergewöhnlich gefüllt an dem Morgen, wo er seine Rede hielt, denn diejenigen, um deren Gunst er sich so sehr bemüht hatte, gehörten alle zu den eifrigen Kirchengängern. Die Familie Wild war auch da, die Eltern, Marie und Ernst; dagegen waren die Räthin und Emma zu Hause geblieben, weil sie fürchteten, ihre Unruhe nicht ganz verbergen zu können. Rose selbst war nicht im Geringsten unruhig; er fand seine Rede viel zu vortrefflich, und war zu sehr gewohnt, seine Leistungen als Sänger, Vorleser oder Deklamator in den Gesellschaften mit Beifall belohnt zu sehen, als daß er einen Augenblick gezweifelt hätte, auch als Prediger

Beifall zu finden. In der That hörte ihm auch der größte Theil seiner Zuhörer, die Frauenzimmer nämlich, mit großer Aufmerksamkeit zu, und es währte nicht lange, so sah man eine Menge von weißen Taschentüchern schimmern, die an weinende Augen gedrückt wurden.

Gespannter, als alle andern Zuhörer, — Malwine Horst, die, in eine Ecke gedrückt, mit angehaltenem Athem und hochrothen Wangen lauschte, ausgenommen — horchte die Familie Wild den Worten des Redners, aber sichtlich nicht mit Wohlgefallen. Die Majorin, die noch immer große Vorliebe für Rose hegte, sah fast bekümmert aus, ihr Mann dagegen moquirte sich offenbar im Stillen, denn seine Nasenflügel vibrirten fortwährend. In Mariens großen, treuen Kinderaugen, die unverwandt an Rose hingen, malte sich das größte Erstaunen, und Ernst endlich sah mit finsterm Blick vor sich nieder; seine Augenbrauen zogen sich immer dichter zusammer, und die Falte zwischen ihnen wurde von Augenblick zu Augenblick tiefer.

Kaum hatte der Prediger das, mit poetischen Floskeln verbrämte Vaterunser beendet, so gab der Major das Zeichen zum Aufbruch, und die Andern folgten ihm so hastig, als hätten sie dies Zeichen schon lange mit Ungeduld erwartet. Als sie aus der Kirche waren, fragte Marie augenblicklich: Onkel, was sagst Du zu der Rede? Hast Du das von Julius Rose erwartet?!

Hm! entgegnete der Major. Er hat große Anlagen zum Schauspieler. Meinst Du nicht, Ernst?

O, es ist abscheulich! brach dieser heftig aus. Es hat mich entsetzlich geärgert. Ich habe mich geschämt in seiner Seele!

Ich würde ihn entschuldigen können, sagte die Majorin, wenn er sich nicht ganz offen ausgesprochen hätte, wenn er es zweifelhaft gelassen hätte, zu welcher Richtung er sich eigentlich bekennt, denn es ist wirklich bei der jetzigen Lage der Dinge gefährlich, die Wahrheit zu sagen, aber — —

O, Tante! fiel Marie eifrig ein, auch das wäre bei Julius nicht zu entschuldigen! Ja, wenn ein Familienvater, der für Frau und Kinder zu sorgen hat, und der befürchten muß, sie ins Elend zu stürzen, wenn ein armer Mensch, der Hunger und Kummer leidet und gar keine andere Aussicht hat, der Versuchung nicht widerstehen kann, und schweigt, wo er reden sollte, so wird gewiß Keiner den ersten Stein auf ihn werfen wollen. Aber welche Entschuldigung kann Julius für sich anführen, welchen Grund hat er, so zu heucheln und zu lügen?

Ich begreife ihn nicht! sagte die Majorin mit einem Seufzer. Habsüchtig ist er nicht, die einträgliche Pfarre kann es auch nicht sein, die ihn verleitet hat.

Gieb Dir keine Mühe, Frau, bei Julius Rose nach Gründen zu forschen, sagte der Major. Er ist ein Windbeutel, das ist der einzige Grund, und ein Grund, der für Alles, was er thut, genügt.

Ja, man sollte sich eigentlich bei ihm über nichts mehr wundern, rief Marie. Eine feste Meinung hat er gar nicht. Heute vertheidigt er dies, und morgen gerade das Gegentheil. Erinnerst Du Dich noch des Gespräches, Ernst, das Ihr vor ungefähr zwei Jahren am Frohnleichnamsfeste führtet? Wir waren in Rosens Hause, und sahen der Prozession zu.

Ein schnelles Zucken flog über das Gesicht des Angeredeten. Gewiß, sagte er hastig; an diesen Frohnleichnamstag — — werde ich ewig denken, war er im Begriff zu sagen, aber er unterdrückte es und vollendete den Satz: und an Rose's sonderbare Aeußerungen werde ich mich noch lange erinnern.

Mir ist das Gespräch noch so lebhaft im Gedächtniß, als wäre es gestern gewesen, fuhr Marie fort. Du tadeltest den jungen Weber, weil er die Prozession mitmachte, trotzdem, daß er im Herzen gar nicht katholisch war, und gegen seine Freunde sich stets ganz freigeisterisch äußerte.

Jetzt erinnere ich mich dessen auch, sagte die Majorin. Rose vertheidigte Weber und meinte, man dürfe ihn deshalb noch keinen Heuchler schelten, weil er einmal einen nicht ganz redlichen Schritt gethan habe.

Und da entgegnete Ernst, fiel Marie rasch wieder ein: „Einmal? Man kann den entscheidenden Schritt nur einmal im Leben thun!“ Und dann bewies er Julius, daß Weber dadurch, daß er einmal geheuchelt habe, gezwungen werden würde, immerfort gegen seine Ueberzeugung zu handeln und zu sprechen. Und Du

hast Recht gehabt mit Deiner Prophezeihung, Ernst; Weber gehört jetzt schon ganz zu den Ultramontanen. Und so wird es mit Julius Rose auch gehen; er kann schon jetzt gar nicht mehr zurück. Nachdem er eine solche Predigt gehalten hat, vom „Lamme Gottes," von der „Wiedergeburt," vom „Heiland" und von der „Gnade," darf er es ja niemals wieder wagen, seine freien Ansichten öffentlich zu bekennen, denn damit würde er zugleich bekennen, daß er heute die Unwahrheit gesagt habe.

Es ist unbegreiflich, wie ein Mensch so leichtsinnig sein kann, rief Ernst mit einer Bitterkeit, die ihre Quelle, — vielleicht ihm selbst unbewußt, — zum größten Theil in der Erinnerung an jenen unheilvollen Frohnleichnamstag hatte, wo Rose's gedankenlose Koketterie das Mißverständniß herbeiführte, das Ernst und Marie trennte.

Gerade aber, weil es bei Julius Rose nur Leichtsinn, Unbesonnenheit ist, nicht schlechte, niedrige Gesinnung, was ihn zu falschen Schritten verleitet, deshalb gebe ich ihn noch nicht auf, sagte die Majorin milde. Es wäre gewiß sehr gut, Ernst, wenn Du einmal recht offen und eindringlich mit ihm sprächest, es ihm recht klar vor die Augen stelltest, wie sehr er sich selbst schadet durch eine Inconsequenz, wie er sie heute gezeigt hat.

Gewiß werde ich mit ihm sprechen, Mutter, und ohne allen Rückhalt. Es ist möglich, daß er sich besinnt und ernster wird, wenn man ihm ein klares Bild seiner Handlungsweise vor die Augen stellt.

Macht Euch doch keine Illusionen, Kinder, sagte der Major. So lange die außerordentlich zweckmäßige und vernünftige Einrichtung besteht, daß der jedesmalige Landesherr das Recht hat, Millionen Menschen zu zwingen, ihre Ueberzeugung seiner individuellen Ansicht aufzuopfern, so lange wird die Ueberzeugung solcher jungen Herren, wie unser lieber Julius Rose, nicht viel fester stehn, als eine Windfahne. Ihr thut ihm Unrecht, wenn Ihr glaubt, daß er heute mit Bewußtsein gelogen habe. Nein, er war heute wirklich ein Frommer, ein Strenggläubiger, und wenn er gewählt wird mit Hülfe der Pietisten, die ihm mit Gesichtern zuhörten, als wäre er schon der Ihrige, so wird er auch orthodox bleiben, darauf könnt Ihr Euch verlassen.

Aber das ist doch unmöglich, Onkel, rief Marie. Er sagte ja noch vor Kurzem, Uhlich und Wislicenus gingen noch lange nicht weit genug; er nannte Feuerbachs „Wesen des Christenthums" sein Evangelium, er ist Socialist — —

Ach was, Socialist! fiel der alte Offizier ein. Ein eitler Junge ist er, ein Modegeck. Er macht jedesmal mit, was in dem Cirkel, worin er gerade lebt, Mode ist, in der Kleidung, in den Manieren und im Denken. In Göttingen wird er sich durch Biertrinken ausgezeichnet haben, unter den jungen Leuten „steht er auf der Höhe der Zeit," ist er wüthender Demokrat, bei der Gräfin Hellstern ist er ein geistreicher, eleganter Salonmensch, und unter Pietisten wird er mystisch und gläubig werden, das ist ganz

natürlich. Seine Seele ist wie das Gesicht eines guten Schauspielers, das eigentlich gar keinen bestimmten Ausdruck hat, aber gerade deswegen alle möglichen Formen annehmen kann.

Der alte Herr hatte während dieser Rede seine Schritte immer mehr beschleunigt, ein Zeichen, daß er verdrießlich war. Sein hartes Urtheil über Rose bewies, daß er ihn lieb hatte und ihn ungern aufgab. Ernst mußte seinem Vater beistimmen, aber er wurde dadurch nur in seinem Entschlusse bestärkt, ernstlich mit seinem Schwager zu sprechen. Er war noch nicht in dem Alter, wo man es unnütz findet, den Leuten Vernunft zu predigen, und hoffte deshalb auf eine gute Wirkung dessen, was er Rose sagen wollte. Der Major unterbrach das Schweigen, indem er still stand.

So, Kinder, sagte er, hier müssen wir uns trennen. Adieu, bis nachher.

Sie standen vor dem Hause des Kirchenvorstehers Brauß, eines langjährigen Freundes des Majors, bei welchem Ernst an dem Tage, wo er sich zur Wahl gemeldet, gespeist hatte, und von dem auch heute Vater und Sohn eingeladen waren, den Tag bei ihm zuzubringen. Die beiden Damen wollten nicht in der Stadt bleiben, sondern jetzt gleich wieder nach Haselbusch.

Es thut mir doch leid, sagte Marie beim Abschied, daß ich Deine Predigt nicht anhören kann.

Bleibe hier! sagte er rasch, fügte aber, sich besinnend, hinzu: Nein, es ist doch besser, wenn Du nicht bleibst.

Warum er das für besser hielt, sagte er nicht, aber sein Ton rief ein Erröthen auf Mariens Wange.

Adieu, Mutter! sagte er gepreßt, indem er, sich hastig umwendend, ins Haus trat. Ich will Euch die Predigt morgen zuschicken.

Thue das, mein Junge! entgegnete die Majorin, und sprich jedenfalls mit Julius; aber schone seine Eigenliebe, setzte sie halblächelnd hinzu.

Während des Mittagessens war der junge Wild ungewöhnlich still und nahm nur wenig Antheil an der Unterredung der beiden alten Herren. Er war in trübes Nachdenken versunken über Rose und die unangenehme Lage, in welche derselbe sich durch seine mystische Predigt versetzt hatte.

Alle aufgeklärte freidenkende Menschen, alle seine ehemaligen Freunde, dachte er, werden sich von ihm zurückziehen, jetzt, da er öffentlich seine frühern Grundsätze verleugnet hat; ihm wird nichts Anderes übrig bleiben, als sich den Pietisten in die Arme zu werfen. Er muß unglücklich werden auf diese Weise, er muß in Zwiespalt mit sich selbst gerathen! Wenn ich nur gewiß sein könnte, daß es etwas nützte, wenn ich mit ihm spräche! — Er ist zu sehr von sich eingenommen, als daß er guten Rath annähme, und wenn er glaubt, man wollte sich über ihn stellen, so ist gar nichts mit ihm anzufangen. — Ich wollte, daß er heute Nachmittag in die Kirche käme, das Evangelium des heutigen Tages ist ganz geeignet, ihn zur Besinnung zu bringen; aber das darf ich

nicht erwarten, meine Predigt anzuhören, das hält er gewiß unter seiner Würde.

Zur freudigen Ueberraschung Wilds war Rose aber doch in der Kirche, und dieser Umstand, die Hoffnung, auf ihn wirken, ihn vielleicht vor großem Unglück bewahren zu können, regte den Redner zu lebhafter Begeisterung an. Und diese Begeisterung, die sich an dem Thema, das er behandelte, immer glühender entzündete, gab seinen einfachen schmucklosen aber tief aus einer wahren, reinen und enthusiastischen Seele geschöpften Worten eine außerordentliche Kraft; seine hohe, stolze Gestalt, sein edles Gesicht, sein Auge, strahlend von Geist und Muth und von Güte, vervollständigte den Eindruck seiner Rede. Die lautloseste Stille herrschte in der großen Versammlung, und die Bläße einer tiefen Bewegung lag auf den meisten Gesichtern.

Als er die Kanzel verließ und in die Sakristei trat, fand er die Kirchenvorsteher und mehre angesehene Bürger, die ihn mit Enthusiasmus bewillkommneten, und ihm mit Mienen und Worten, in denen sich die größte Hochachtung aussprach, die Versicherung gaben, ihr sehnlichster Wunsch würde erfüllt werden, wenn er gewählt würde, woran sie nicht im Geringsten zweifelten.

Ein Mann, wie Sie, thut uns Noth in dieser schweren Zeit, sagte Einer, den er heute zum ersten Male sah, ihm herzlich die Hand schüttelnd.

Herr, rief ein Anderer, Sie sind der einzige von Allen, die zur Wahl gepredigt haben, der die Courage

gehabt hat, zu sagen: „Das und das glaube ich, nun wißt Ihr's!" Sie müssen unser Pastor werden, Sie und kein Anderer, kein Achselträger. Daß Ihr uns diesen auf die enge Wahl setzt, Ihr Herren Kirchenvorsteher, sonst geht's Euch schlecht!

Der junge Theologe hatte allen Grund, sich über diese Anerkennung zu freuen, denn sie machte ja die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches beinahe zur Gewißheit. Herzlich und dankbar antwortete er auf alle Beifallsbezeugungen, machte sich aber, sobald es anging, los von Allen, — selbst von Brauß und seinem Vater, der, mit vergnügtem Stolze in seinem Gesichte, an der Kirchenthür auf ihn gewartet hatte, — und eilte nach Rosens Hause, um Emma seine guten Aussichten zu verkündigen.

In dem Augenblicke, wo er an die Thür zum Wohnzimmer klopfte, wurde dieselbe von innen geöffnet und Julius Rose, mit dem Hut in der Hand, rief ihm entgegen: Du kommst vergebens, ebenso wie ich. Gretchen sagt mir, Mama und Emma sind bei Frau von Haidenroth zum Kaffee. Aber komm herein, ich weiß, wo Mama den Schlüssel hinzulegen pflegt; Gretchen soll uns Kaffee machen, wir wollen uns hier gemüthlich an den Ofen setzen. Ich habe keine Lust, wieder nach meiner Wohnung zu gehen, und den ganzen Nachmittag mich auf meiner Stube allein zu langweilen. Komm herein!

Obgleich Wild sich unangenehm überrascht fühlte dadurch, daß Emma ausgegangen war, und er ihr deshalb nicht sofort den Erfolg seiner Predigt mit-

theilen konnte, so freute er sich doch auf der andern Seite, daß er die gewünschte Gelegenheit fand, mit seinem Schwager zu sprechen. Er hatte das Herz voll von herzlichen Mahnungen und Warnungen; die Scene in der Sakristei hatte ihm Zuversicht gegeben, und so hoffte er das Beste. Gerade aber, als er beginnen wollte, kam ihm Julius mit der Frage zuvor: Aber sage mir, Ernst, was für dumme Streiche machst Du?! Ich bin wahrhaft erschrocken über Deine Predigt. Wie kannst Du nur so entsetzlich unvorsichtig sein?

Der Contrast zwischen dem Eindrucke, den er durch seine Predigt auf Rose zu machen geglaubt hatte, und demjenigen, den sie wirklich hervorgebracht hatte, war so groß, daß die erste Empfindung Wilds bei dieser unerwarteten Anrede eine Anwandlung von Lachen war. Im nächsten Augenblicke wurde sie aber durch ein Gefühl von Entrüstung verdrängt und er entgegnete sehr ernst: Erschrocken?! Doch wohl über Dich selbst, doch wohl darüber, daß Du heute gegen Deine Ueberzeugung gesprochen hast?

Rose stutzte und erröthete tief. Er hatte seines Schwagers Predigt durchaus als Kritiker angehört und es war ihm nicht einen Augenblick eingefallen, auch nur ein Wort davon auf sich selbst zu beziehen. Jetzt aber fühlte er plötzlich bei der ernsten Frage Wild's, daß jeder Satz der Predigt einen Vorwurf gegen ihn enthielt. Er fühlte sich getroffen und beschämt. Aber seine Eitelkeit erlaubte ihm nicht, einzugestehen, daß er im Unrecht sei, und er sagte des-

halb nach einer kleinen Pause, obwohl ein wenig stockend: Ich hätte gegen meine Ueberzeugung gesprochen? Das ist eine Behauptung — —

Die Du nicht widerlegen kannst, fiel Wild ein. Wenn ich Dir in's Gedächtniß rufe, daß Du vom Lamm Gottes, vom Versenken in die Wunden des Heilandes, von der Gnade des heiligen Geistes gesprochen hast, so wirst Du mir doch nicht zumuthen, zu glauben, daß Du gesagt hast, was Du denkst!

Gewiß habe ich das gethan, rief Rose mit dem Eifer eines unruhigen Gewissens, ich kann jedes Wort verantworten, was ich gesprochen habe. Wenn ich vom Lamm Gottes sprach, so war das eine poetische Figur, ein Bild, und Du mußt gestehen, daß es ein glücklich gewähltes Bild für das sanfte, ruhige, geduldige Wesen Christi ist.

Wild machte eine ungeduldige Bewegung, aber Rose fuhr noch eifriger fort: Mit den andern Ausdrücken, welche Dir vielleicht aufgefallen sind, weil Du sie wörtlich nahmst, ist es eben so. Ich hätte von Dir erwartet, daß Du mich nicht falsch verstehen würdest. Ich weiß wohl, was Du noch sagen willst; ja, ich habe Jesus Gottes Sohn genannt; aber ist er denn nicht Gottes Sohn? Sind wir nicht Alle Gottes Kinder — —

Gieb Dir keine Mühe, fiel Ernst wieder ein, beinahe verächtlich. Wir wissen beide recht gut, daß Deine Zuhörer das, was Du gepredigt hast, nicht bildlich, sondern wörtlich genommen haben.

Ich bin nur verantwortlich für das, was ich sage, nicht für das, was Andere unter meinen Worten verstehen, rief Rose hastig.

Wild sah ihn einen Augenblick scharf und schweigend an. So?! sagte er dann. Du äußerst da Grundsätze, die einem Jesuiten Ehre machen würden.

Rose verstummte und wandte sich ab.

Bei dem Ausdrucke auf seines Schwagers Gesichte, fühlte Ernst, daß er nicht den richtigen Ton angeschlagen habe, und dachte an die Worte seiner Mutter: „Schone seine Eigenliebe!" Er sagte deshalb nach einer kleinen Pause bedeutend milder: Ich wollte, Du hättest solche Ausdrücke nicht gebraucht. Ich fürchte, man wird es Dir sehr verdenken.

Kein vernünftiger Mensch wird mir das verdenken, rief Rose, dessen Muth bei dem sanften Ton seines Gegners sofort um einige Zoll stieg. Wenn man den Zweck will, muß man auch die Mittel zum Zweck wollen, sonst handelt man, wie ein Narr. Eben so wenig, wie ein vernünftiger Mensch von mir verlangen wird, daß ich auf offenem Markte meine demokratischen Gesinnungen, meine Ansichten über König und Regierung ausrufe, und mich dann ins Gefängniß sperren lasse, eben so wenig kann man erwarten, daß ich als Theologe in jetziger Zeit öffentlich mich zu Ansichten bekenne, die mir jedenfalls alle Aussichten verschließen würden.

Betrachte Dein Gleichniß von der andern Seite, entgegnete Wild, der sich vorgenommen hatte, ruhig zu bleiben. Wird Jemand, der irgend Achtung für

Deinen Charakter hegt, von Dir erwarten, daß Du auf offenem Markte aristokratische Gesinnungen aussprichst, und Dich für einen Anhänger der Regierung erklärst? — Wenn Du glaubtest, daß man Dich, wenn man Deine wahren Ansichten kennte, nicht wählen würde, so hättest Du gar nicht predigen, Dich gar nicht melden müssen. Dich zwang ja nichts, als Dein eigener Wille.

So? fiel der Andere hitzig ein, ich soll also mein Pfund vergraben, mir jeden Wirkungskreis selbst verschließen, meine Fähigkeiten brach liegen lassen?! Denn, was nützen mir alle Fähigkeiten, wenn ich nicht angestellt werde? Ich soll fortfahren, der Gräfin Hellstern Singstunden zu geben, da ich als Prediger unendlich viel Gutes wirken kann? Es wäre ja Verrath an unserer guten Sache, Verrath an der Aufklärung, wenn ich durch mein Zurücktreten, oder durch unvorsichtiges Auskramen meiner Ansichten veranlaßte, daß ein Pietist, ein Zelot, ein beschränkter Dunkelmann gewählt würde. Wenn ich erst im Amte bin, so werde ich gewiß kein Hehl mehr aus meiner Ueberzeugung machen.

Der Zweck heiligt also bei Dir die Mittel, rief Ernst, wider seinen Willen von seiner Entrüstung hingerissen.

Darauf antworte ich Dir gar nicht, versetzte Rose heftig; wenn Du mich absichtlich mißverstehen, mir durchaus die schlechtesten Motive unterschieben willst, so muß ich mir das gefallen lassen. Mit Dir läßt sich überhaupt nicht streiten; Du bist ein Idealist, Du

machst Dir Hirngespinste und nennst sie Menschen, Du nimmst die Verhältnisse nicht, wie sie sind, sondern wie Du sie Dir denkst. Es ist nun einmal unmöglich, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Es wäre nicht allein unvernünftig, es wäre Unrecht, wenn ich mein Glück und das Glück der Meinigen aufs Spiel setzen wollte, um mir das Vergnügen zu machen, einige klingende Phrasen von Wahrheit und Muth und dergleichen anzubringen. Wenn ich es gemacht hätte, wie Du, so würde ich nicht allein diese Predigerstelle verscherzt haben, sondern auch meine Hauslehrerstelle, die Protektion des Grafen, meine ganze Zukunft. Wenn ich nicht durch die Hülfe des Grafen eine Patronatspfarre bekomme, so muß ich natürlich warten, bis beim Consistorium die Reihe an mich kommt, und das dauert eine ziemlich lange Zeit, wie Du weißt, vielleicht noch einige Jahre länger, als mein Leben.

Bedenke, was Du sagst, Julius! Mache Dich nicht selbst schlechter, als Du wirklich bist. Du wirst Doch Deines Vortheils wegen nicht heucheln und lügen wollen?

Meines Vortheils wegen nicht, von Habsucht weiß ich mich Gottlob frei! Ich würde mich im Fall der Noth auch auf andere Weise durchhelfen, die Theologie ist nicht meine einzige Ressource. Aber ich habe nicht allein Pflichten gegen mich selbst, ich habe auch Pflichten gegen Andere. Meine Mutter und meine Schwester darf ich nicht darben lassen — — —

Ich bitte Dich, höre auf, unterbrach Wild ihn ärgerlich. Mir gegenüber ist ein solcher Vorwand

nicht angebracht. Ich kenne ja Eure Verhältnisse. Deine Mutter hat ihre gute Pension, mit der sie bequem auskommt.

Nein, entgegnete Rose eifrig, sie kommt nicht aus, sie hat Sorgen, sie hat Schulden machen müssen in der letzten Zeit, weil ihre Einnahme, seit Emma erwachsen ist, nicht hinreicht, sie anständig zu ernähren.

Wild stutzte. So?! sagte er nach einer Pause. Nun, dem wird sich hoffentlich abhelfen lassen; sehr bedeutend können ihre Schulden nicht sein. Ich werde mit Emma sprechen; wir müssen sehen, wie sich die Sache am Besten in Ordnung bringen läßt. Mein Vater hat mir noch vor Kurzem ein Kapital zu unserer Einrichtung angeboten, mit seiner Hülfe werden wir Mama aus ihrer Verlegenheit helfen können. Und wenn Emma verheirathet ist, so wird Mama sehr gut auskommen können; sie wird dann nur die Hälfte ihrer jetzigen Ausgaben zu bestreiten haben, und Emma und ich können ihr, wenn es nöthig ist, einigen Zuschuß geben.

Der Verdruß darüber, daß auch dieser Vorwand ihm genommen wurde, malte sich auf Rosens Gesichte. Emma und Du? sagte er mit bitterm Lachen. Nun, wenn Mama auf Emma's Heirath und auf Zuschuß von Euch sich vertrösten muß, so bedaure ich sie. Wenn Du an Emma und Mama gedacht hättest, so würdest Du nicht eine Predigt gehalten haben, nach welcher es ganz unmöglich ist, daß Du hier angestellt wirst. Aber Du hast nur an Dich selbst gedacht, an das Aufsehen, das Deine Predigt machen würde, hast

nur daran gedacht, Dich als consequenten, rücksichtslosen Menschen zu zeigen. Deine starre Tugend, Deine übertriebene Geradheit ist Egoismus, ist Stolz und Eitelkeit. Du hast immer Bibelsprüche im Munde, aber an den Spruch, daß die Liebe das Höchste ist, daß die Liebe höher ist, als alle Vernunft, an diese Sprüche denkst Du nicht. Ja, sieh nur nicht so mitleidig auf mich herab, denke lieber an das Evangelium vom Pharisäer und vom Zöllner, die im Tempel beten. Ich versichere Dich, es gehört mehr Tugend, mehr Liebe, mehr Selbstverleugnung dazu, meine Predigt zu halten, als die Deinige.

Mit diesen Worten schob er geräuschvoll und heftig seinen Stuhl zurück, griff nach seinem Hute und verließ mit einem kurzen: Adieu das Zimmer.

Es währte geraume Zeit, ehe Wild die Stellung veränderte, in welcher er seinem Schwager schweigend nachgesehen hatte.

Mein Vater hat Recht, sagte er endlich vor sich hin, es wird nicht lange währen, so ist Rose Pietist. Fluch über dies unselige System, das die Lüge sanktionirt und die Wahrheit brandmarkt, das die Schwachen zu Heuchlern macht und die Redlichen zwingt, ihr Pfund zu vergraben!

Er stand auf, um fortzugehen, denn auf Emma's Zurückkunft konnte er nicht warten, so gern er es auch gethan hätte. Nach dem, was Rose ihm über die Vermögensverhältnisse der Mama gesagt hatte, hielt er es für durchaus nothwendig, sobald wie möglich mit Emma über diesen Gegenstand zu sprechen.

Vielleicht ist Julius noch zu retten, wenn die Verhältnisse seiner Mutter so geordnet werden, daß sie seiner Unterstützung nicht bedarf, dachte er. Höchst wahrscheinlich wird er zu dieser Stelle nicht gewählt werden, und ihm bleibt dann Zeit, sich wieder zu besinnen. — Seine Entschuldigung ist nicht ganz aus der Luft gegriffen; es ist zum größten Theil seine Gutmüthigkeit, die ihn vermocht hat, seine Ueberzeugung zu verleugnen. Ich will mit Emma sprechen; es muß ihr jetzt klar werden, wie schädliche Folgen die Lebensweise hat, die sie seit einem Jahre führen. Vielleicht kann der heutige Tag noch für uns Alle ein glücklicher werden, indem er Emma unwiderleglich die Nothwendigkeit zeigt, den Umgang mit der haute volée abzubrechen.

11.

Das Verhältniß zwischen Emma und Norden hatte sich in neuerer Zeit ganz anders und viel langsamer entwickelt, als man nach der Scene im Schauspielhause hätte erwarten sollen. Emma war in einer unangenehmen Lage; seit Wild, ihr zu Liebe, dem Landleben entsagt, und dadurch das einzige Hinderniß ihrer Vereinigung aus dem Wege geräumt hatte, war sie unruhig, mit sich selbst in Zwiespalt, fühlte sie sich unglücklich. Emma war bekanntlich ein Mädchen von festen, strengen Grundsätzen. Eine Liebschaft ohne

Zweck und Ziel, eine Liebschaft, die nicht zur Heirath führte, fand sie nicht allein unter ihrer Würde, sondern auch sehr unzweckmäßig, sehr unvernünftig. Sie gehörte nicht zu jenen leichtsinnigen Mädchen, welche für das Vergnügen, sich eine Zeitlang die Cour machen zu lassen, ihre Zukunft auf's Spiel setzen. Ihr Ruf galt ihr Alles, es würde ihr unerträglich sein, wenn sie denken müßte, daß Jemand das Recht habe, Schlechtes von ihr zu sagen. Sie leugnete es sich nicht, daß sie den Wunsch hege, ihr Verhältniß zu Wild abzubrechen, aber dies mußte mit Ehren geschehen, auf eine Weise, daß sie vor der Welt und vor sich selbst ganz rein dastand, daß alle Schuld auf Wild fiel. Leider zeigte sich aber dazu sehr wenig Aussicht; sie konnte mit dem besten Willen nichts in Wilds jetzigem Benehmen finden, das ihr den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hätte. Er war gegen sie so liebevoll, so zuvorkommend und aufmerksam, wie kaum in der ersten Zeit ihrer Verlobung. Selbst gegen ihre Mama betrug er sich so rücksichtsvoll, so schonend und freundlich, vermied so sichtlich jeden Anlaß, mit derselben in Widerspruch zu gerathen, daß es fast unmöglich gewesen wäre, Gelegenheit zum Bruche mit ihm zu finden. So ganz aus dem Stegreif, ohne allen Grund, konnte sie doch nicht sagen: „Ich nehme mein Wort zurück."

Sie machte Pläne über Pläne, wie sie Wild auf einem Unrecht gegen sie ertappen könne; sie dachte sich ganze Geschichten aus, überredete sich, daß er ihrer nicht werth sei, daß er sie im Geheimen

betrüge, und daß sich jedenfalls binnen Kurzem ein Anlaß finden müsse, ihm die Maske abzureißen. Aber wenn er ihr dann wieder gegenüber stand, so zerstiebten alle ihre Vorsätze und Pläne schon allein vor dem ruhigen, überlegenen Ernste seines Blickes.

Jemehr ihre Hoffnung schwand, auf eine für sie ehrenvolle Weise ihre Verlobung auflösen zu können, desto mehr milderte sich jedoch die Strenge ihrer Grundsätze. Nach und nach machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, daß sie, falls Norden sich direkt erklärte und ihr seine Hand anböte, ganz vernünftig handeln würde, wenn sie Wild ohne Weiteres verabschiedete. Die Liebe eines so bedeutenden Mannes, wie Norden, und die Stellung, welche sie durch ihn in einer ganz andern Sphäre erhielte, würden ihr, deß war sie gewiß, bei allen vernünftigen Leuten zur Entschuldigung dienen, und um einen so hohen Preis würde sie sich das Urtheil weniger beschränkten Köpfe, und die Vorwürfe Wilds und seiner pedantischen Familie gefallen lassen können. Aber so lange Norden sich noch nicht erklärt hatte, konnte sie sich doch unmöglich auf die Liebe zu ihm berufen, ohne sich lächerlich zu machen. Ihr eifriges Streben ging deshalb dahin, ihn zu einer offenen Erklärung zu veranlassen, oder, wie sie es nannte, ihm die Gelegenheit dazu zu geben.

Mochte nun Norden keine andere „ernsthafte Absichten" haben, als sich zu amüsiren und seiner Eitelkeit ein Fest zu geben, oder mochte es Ungeschicklichkeit von ihm sein, genug, er benutzte die Gelegenheit, die

sie ihm gab, sehr schlecht, und täuschte sie stets in ihren Erwartungen. War er heute sehr feurig und sehr galant gewesen, und Emma in Folge dessen zuvorkommend, hingebend und weich, so wurde sein Uebermuth dadurch rege, und bei der nächsten Zusammenkunft zeigte er sich triumphirend und nachlässig. Sobald Emma dies bemerkte, war sie schlau und stolz genug, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und sich hinter ihre Pflicht und die vortrefflichen Eigengenschaften ihres Verlobten zurück zu ziehen. Dies reizte ihn dann wieder, ihre Gleichgültigkeit zu besiegen, und so schwankte die Waage zwischen beiden kriegführenden Parteien hin und her, ohne daß sich eine bestimmt den Sieg zuschreiben konnte; jede war so sehr auf ihrer Hut, die andere nicht in Vortheil kommen zu lassen, daß sie wochenlang auf demselben Flecke blieben. Freilich verlor Emma nie die Hoffnung, denn Norden beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihr; er tanzte stets den Cotillon mit ihr, führte sie jedesmal zu Tische, er war Hausfreund und fast täglicher Gast bei ihnen geworden, er machte ihr Complimente über Complimente, aber leider nicht ein einziges, worauf sie hätte antworten können: „Sprechen Sie mit meiner Mutter."

Emma befand sich nun schon wochenlang in einem Zustande fortwährender Aufregung und Spannung; jedesmal, wenn sie mit Norden zusammentreffen sollte, ging sie mit der Erwartung hin: „Heute wird er sich erklären!" Jedesmal, wenn Wild kam, dachte sie: „Heute werde ich vielleicht Gelegenheit finden, ihm zu sagen, daß wir nicht für einander passen!" Ihre Gesund-

heit litt sichtlich dabei, sie klagte über Schlaflosigkeit und Mangel an Appetit, und ihre Gestalt verlor sichtlich an Frische und Fülle.

Die Mama war ganz trostlos. Kind, sagte sie, ich kann es nicht länger ansehen, Du bekommst die Schwindsucht, wenn das so fortgeht. Und Norden dauert mich auch; der arme Mensch scheint gar nicht zu wissen, wie er mit Dir daran ist. Einer Braut kann er doch keinen förmlichen Heirathsantrag machen, er darf sich doch keinem Korbe aussetzen. Mache doch der Sache ein Ende, sprich mit Wild, sage ihm, wie Dir's ums Herz ist.

Was soll ich ihm denn sagen? erwiderte Emma verzweiflungsvoll. Er wird mich nicht loslassen, er wird mir sagen: „Du hast mir Dein Wort gegeben und ich verlange, daß Du es hältst." Du weißt ja, Mama, was für sonderbare Ansichten er hat. Er hält die Verlobung für eben so heilig, wie die Ehe.

Wenn Du nicht mit ihm sprechen willst, so werde ich es thun, rief die Räthin, sich in die Brust werfend. Ich will es nicht leiden, daß er Dich unglücklich macht. Und unglücklich wirst Du jedenfalls mit ihm; Du kannst Dich darauf verlassen, daß er Dich schon im ersten Jahre vernachlässigen wird. Er ist immer noch verliebt in Marie und Marie in ihn. Jetzt nimmt er sich freilich in Acht; er will gern gewählt werden, da muß er natürlich seinen Ruf und uns und unsere Connexionen nach Möglichkeit schonen, aber wenn er die Stelle erst hat, so wird er sich keinen Zwang mehr anthun. Marie ist seine Cousine, seine

Pflegeschwester, Du darfst Dich gar nicht einmal weigern, wenn er sie zu Eurer Hausgenossin machen will. Ich werde handeln, ehe es zu spät ist; sobald wie möglich, werde ich ihm meine Meinung sagen.

Man kann ihm ja aber nichts beweisen, Mama! Er ist so vorsichtig, er verräth sich niemals, er vermeidet ja sogar seit einiger Zeit nach Haselbusch zu gehen; ich weiß es, ich habe mich bei Fritz danach erkundigt. Des Sonntags ein halbes Stündchen, sonst läßt er sich gar nicht da sehen. Ich bin freilich fest davon überzeugt, daß er und Marie mit einander einverstanden sind, daß sie ihre Zusammenkünfte haben, aber, — — man kann ihnen nichts beweisen. Deshalb kannst Du ihm auch nichts sagen, Mama; er würde alle Schuld von sich ab und auf mich wälzen. Nein, laß uns noch einige Tage warten, vielleicht kommt dann Hülfe für mich. Am Sonntag predigen ja Beide, Julius und er. Wenn Julius gewählt wird, woran ich gar nicht mehr zweifele, so ist die Sache ganz anders, so hast Du allenfalls das Recht, zu sagen: „Sie können meiner Tochter nichts bieten, wer weiß, wie lange Sie noch warten müssen; es ist besser, wenn Sie sich gegenseitig nicht beschränken.“

Die Mama ließ sich diesen Aufschub gefallen, und war bis zum Sonntag ganz vergnügt. Aber wie wurde ihre Hoffnung getäuscht! Wilds Predigt hatte den allgemeinsten Enthusiasmus erregt; wo Emma und die Räthin sich sehen ließen, empfing man sie mit Glückwünschen. Von Julius wurde gar nicht gesprochen, selbst in Horst's Hause schien man nicht zweifelhaft,

daß Wild gewählt werden würde. Beide Damen waren äußerst niedergeschlagen; die Räthin vielleicht noch mehr, als ihre Tochter, denn sie verlor auf einmal die Aussichten für das Glück ihrer beiden Kinder. Ihre Abneigung gegen Wild steigerte sich bis zum Haß; sie wurde nicht müde, sich über ihn zu beklagen und ihm alles mögliche Schlechte nachzusagen.

Wenn Du nur einen Funken von Liebe für mich hegst, Emma, rief sie ein Mal über das andere, so gieb ihm seinen Ring wieder. Diese Heirath mit Wild ist ein Nagel zu meinem Sarge. Ich kann ihn nicht ansehen, ohne zu denken: Dieser Mensch ist schuld daran, daß meine beiden liebenswürdigen, talentvollen Kinder in Dunkel und Unbedeutendheit bleiben, ihre Bestimmung verfehlen, unglücklich werden. Wenn er nicht wäre, so würde Julius Prediger, binnen Kurzem Superintendent, Consistorialrath, und Du würdest eine angesehene Dame, vielleicht dereinst die erste Dame im Lande.

Ach, Mama! entgegnete Emma, ich kann ja nichts dagegen machen. Jetzt, in diesem Augenblicke, wo die ganze Stadt von ihm spricht, wo Alles für ihn schwärmt, jetzt kann ich mich doch gar nicht zurückziehen, man würde ja mit Fingern auf mich weisen. Ach, ich bin unglücklich genug, mache mir das Herz nur nicht noch schwerer!

Sie eilte fort, um sich für eine Gesellschaft bei der Gräfin anzukleiden.

So große Herrschaft sie auch sonst über ihre Mienen und ihre Stimmung hatte, am heutigen Abend

konnte sie ihren Kummer nicht ganz verbergen. Sie zog sich, gegen ihre Gewohnheit, in eine Ecke zurück, und sprach fast gar nicht. Es verstimmte sie vollends, daß Norden sich heute gar nicht um sie bekümmerte, sondern sich eifrig mit Fräulein Lydia von Maien unterhielt. Erst, nachdem sie vielleicht schon zwei Stunden in demselben Zimmer sich aufgehalten hatten, näherte er sich Emma.

Fräulein Emma, weshalb sind Sie heute so — zerstreut? fragte er nachlässig.

Sie sah ihn flüchtig an und unterdrückte sichtbar einen Seufzer. Ich habe heute, entgegnete sie langsam, eine wichtige, — angenehme Nachricht bekommen, die mich sehr beschäftigt.

Angenehm?! wiederholte er mit ungläubigem Blicke. Ist diese angenehme Nachricht ein Geheimniß, oder darf man ohne Unbescheidenheit sich anbieten, die Freude über diese angenehme Nachricht zu theilen?

O nein, es ist kein Geheimniß, wird es wenigstens nicht bleiben. Mein Bräutigam hat sich aus Gefälligkeit gegen mich, weil er weiß, daß ich das Landleben nicht liebe, und daß ich gern in der Nähe meiner Mama bleiben möchte, zu der Predigerstelle hier in der Stadt gemeldet. Am Sonntage hat er seine Probepredigt gehalten, und heute haben wir gehört, daß er sehr gefallen habe, und jedenfalls auf die enge Wahl gesetzt werden würde. Wenn er gewählt wird, so können wir schon Ostern heirathen.

Emma konnte mit dem Eindrucke, den ihre Mittheilung machte, zufrieden sein; Norden, der den

„unsichtbaren Bräutigam“ längst aus dem Felde geschlagen zu haben wähnte, verstummte einige Augenblicke vor Ueberraschung.

Wirklich?! sagte er endlich. Ich gratulire von Herzen! Aber, mein Fräulein, ich muß gestehen, Sie haben eine sonderbare Manier, sich zu freuen. Sie haben den ganzen Abend ausgesehen, als hätten Sie Lust, zu weinen.

„Deutet mir, Graf Derindur,
Diesen Zwiespalt der Natur.“

Sie schlug die feuchten Augen zu ihm auf und entgegnete: Ich könnte Ihnen das leicht erklären, wenn ich mich nicht vor Ihrem Spotte fürchtete.

Sie fürchten sich vor mir?! Das ist eine Redensart, mein Fräulein. Sie sind der weibliche Bajard, ohne Furcht und ohne Tadel. Lassen Sie mich die Ursache Ihrer „wehmüthigen Freude oder freudigen Wehmuth,“ wie die Poeten sagen, nur wissen.

Nein, entgegnete sie, mit ungewöhnlichem Ernste den Lockenkopf schüttelnd. Es wird Sie doch nicht interessiren. Sie lieben ja das sentimentale Genre nicht.

Zur Abwechselung lasse ich es mir schon einmal gefallen, mein Fräulein. Ueberdies würde die Sentimentalität bei Ihnen den Reiz der Neuheit haben.

Halten Sie mich denn für gefühllos?! sagte sie lebhaft. Wäre es nicht unnatürlich, wenn mich eine Liebe, die mir Alles, auch die theuerste Neigung, zum Opfer bringt, nicht ergriffe, nicht rührte? Wild schwärmt für das Landleben, für seinen Beruf — —

Als Dorfschulmeister, schaltete Norden ein.

Nun ja, es mag eine Grille von ihm sein, fuhr Emma fort, daß er sich gerade diesen Beruf gewählt hat. Sein Vater ist Major, er hat bedeutende Connexionen, seine Fähigkeiten — (ich darf das wohl sagen, es ist allgemein bekannt,) — sind ungewöhnlich, er hätte in jeder Carriere sein Glück machen können. Aber er schwärmt nun einmal für Menschenwohl, er lebt und strebt nur für Andere. Weil er glaubt, daß er als Landprediger viel Gutes wirken könne, deshalb ist er Theologe geworden. Man hat ihm Anerbietungen über Anerbietungen gemacht, schon früher, — auf seinen Reisen in Italien —, er hat jedoch Alles ausgeschlagen, er bestand darauf, Dorfschulmeister, wie Sie sagen, zu bleiben, um Segen verbreiten zu können. Aber jetzt, mir zu Liebe, weil ich die Stadt vorziehe, weil ich meine Mama ungern verlasse, um meinetwillen entsagt er seiner Lieblingsneigung. Ich müßte kein Herz haben, wenn mich das nicht bewegte.

So hoch, über alle Vergleichung erhaben sich Norden auch über Wild dünkte, so verfehlte doch diese Prahlerei Emma's ihre Wirkung nicht; er fürchtete für einen Augenblick, daß die Persönlichkeit seines Nebenbuhlers den Vortheil aufwiegen könnte, welchen er (Norden) durch seine Stellung vor ihm voraus hatte. Wild war in den Augen des adelichen Beamten freilich nur ein untergeordnetes bürgerliches Subjekt, und überdies ein Schwärmer, ein unruhiger Kopf, mit einem Worte ein Narr; aber das, was dem Bureaukraten mißfiel, war — Norden konnte es

sich nicht ableugnen — gerade geeignet, einem jungen Mädchen zu gefallen. Er war, aus leicht erklärlicher Neugier, am Sonntag Nachmittag in der Kirche gewesen und mußte eingestehen, daß dieser begeisterte Redner wohl Begeisterung für sich in empfänglichen Herzen anfachen könne. Bis dahin hatte er freilich Emma weder Enthusiasmus noch übergroße Weichheit zugetraut, aber heute wurde er wankend in dieser Ueberzeugung. Wie immer, war es auch heute bei Emma unmöglich, die Grenzen zu bemerken, wo die Natur aufhörte und die Kunst anfing; Niemand, sie selbst vielleicht am wenigsten, hätte mit Bestimmtheit behaupten können, daß sie nur gerührt *scheine* und es nicht wirklich *sei*.

Diese Rührung, mochte sie nun natürlich oder künstlich sein, verhinderte sie jedoch nicht, sich innerlich über die sichtliche Verwirrung Nordens zu freuen; sie sah darin den klarsten Beweis seiner Leidenschaft für sie, und die Bestätigung, daß ihre Manier, ihn zu behandeln, die richtige sei.

Ehe Norden sich genug gefaßt hatte zu einer sarkastischen Antwort auf Emma's vertrauliche Mittheilung, wurde sie aufgefordert, zu singen.

Diese Aufforderung kam ihr sehr gelegen, denn sie bot ein Mittel, den jetzt genugsam niedergedrückten Muth ihres Verehrers wieder ein wenig zu heben. Sie sang deshalb die Arie aus Hans Heiling, bei deren Einübung sie an dem Morgen, wo Ernst sich gemeldet hatte, von ihm unterbrochen worden war, und die sie bis jetzt aus einem gewissen Schamgefühl

nicht zu singen gewagt hatte. Heute aber, in ihrer jetzigen Stimmung, fühlte sie nichts von dieser Scheu. Etwas Passenderes für ihre Situation als diese Arie, ließ sich ja gar nicht denken; jedes Wort derselben hatte Bezug auf sie!

„Wehe mir! Wohin ist es mit mir gekommen!
Wie schlägt mein Herz so ängstlich und beklommen!
Mein froher Muth beginnt zu wanken
Und mit einander streiten die Gedanken.
Einst war so tiefer Friede mir im Herzen,
Ich kannte keine Sehnsucht, keine Schmerzen,
War so harmlos, war so fröhlich.
Seit ich geliebt bin, ist mein Friede hin,
Und nun ich liebe, bin ich unglückselig.
Weh' mir, wohin mich wenden?
Wie soll das enden?
Wer wird mein Retter sein
Aus dieser Pein?
Dem Bräutigam hab ich mein Wort gegeben;
Es hängt sein ganzes Leben
An meinem Treuversprechen:
Kann ich das brechen?
Und dennoch hab ich jetzt es erst verstanden,
Was so mit mächt'gen Banden
Die Herzen aneinander zieht,
Daß Seel' an Seel' erglüht.
An Konrads Liebe denk' ich mit Entzücken,
Da schreckt mich Heilings Bild mit Vorwurfsblicken,
Und doch bin ich in meiner Brust
Mir keiner Schuld bewußt.
Wohin mich wenden?
Wie soll das enden?
Wer wird mein Retter sein
Aus dieser Pein?!

Welchen Eindruck mußten diese Worte, die Leidenschaft, die Glut, die in der ganzen Composition athmete, auf Norden machen: Die Worte der Arie waren ein Geständniß ihrer Liebe, ihres Kampfes, und zugleich ein Geständniß das sie wagen durfte, ohne sich zu compromittiren, und das sie in jedem Augenblicke zurücknehmen konnte, wenn er es nicht aufnahm, wie er sollte.

Das Neue, Unerwartete, Ueberraschende macht den größten Eindruck, ja, die Seltenheit ist an und für sich schon ein Reiz. Durch eine ähnliche Ueberraschung, wie sie heute Norden bereitete, hatte Emma ja damals das Herz ihres Verlobten gewonnen; Wild hatte dem Eindrucke nicht widerstehen können, den es auf ihn machte, als er die immer Lächelnde in Thränen fand, die sanfte, geduldige in leidenschaftlicher Aufregung, die zufriedene, heitere aufgelöst in tiefen trostlosen Schmerz. Auch Norden fühlte sich hingerissen, aber mit dem Unterschiede, daß die Illusion bei ihm nicht so vollständig war, wie bei Wild; dieser glaubte Alles, was er hörte und sah, Nordens Empfindung glich dagegen derjenigen, mit welcher man einer ausgezeichneten Schauspielerin zusieht. Bei allem Enthusiasmus, aller Rührung bleibt doch der Gedanke gegenwärtig: „Es ist ein Spiel.“ Dieser Zweifel an der Wahrheit der Empfindung, die Emma ihm zeigte, störte jedoch durchaus bei Norden den Eindruck nicht, den sie beabsichtigte, sondern erhöhete ihn vielmehr.

Er stand zufällig, während Emma sang, neben Frau von Hallwig, die ihm gerade im Moment seiner höchsten Ekstase zuflüsterte: Es ist doch Jammerschade!

Was denn, meine Gnädige? fragte er auffahrend.

Daß die Rose nicht auf das Theater geht. Ich habe es gleich am ersten Abende gesagt; sie hat ausgezeichnetes Talent. Sie versteht es, sich in die verschiedensten Situationen hineinzudenken. Ich bin fest überzeugt, sie kann jede Rolle spielen.

Norden warf einen schnellen Blick auf sie, als wolle er aus ihren Zügen lesen, ob sie sich der doppelten Beziehung ihrer Worte bewußt sei, ihr Lächeln überzeugte ihn davon und in seinem Aerger entgegnete er spitzig: Fräulein Rose hat, meiner Ansicht nach, nicht nöthig, auf die Bühne zu gehen, um Beifall zu finden. Sie dürfte von mancher Dame hier wegen ihrer Erfolge in der Gesellschaft beneidet werden.

Ei, gewiß! sagte Frau von Hallwig ganz ernsthaft. Bewundernswürdige Erfolge! Sie hat bewiesen, daß sie unwiderstehlich ist. Aber deshalb gerade muß man bedauern, daß dies kluge, gewandte, feine Mädchen für die Geselligkeit in Kurzem ganz verloren sein wird. Wie ich höre, wird die Rose ja schon bald ihren Landpastor heirathen.

Nun, warum soll sie denn das nicht thun, wenn es ihr Vergnügen macht? fiel Norden mit gezwungenem Lächeln ein.

Freilich, erwiderte die Dame, wenn sie ihn liebt, so hat sie Recht. Man sagt ja, daß die Liebe für jedes Opfer entschädigt. Und sie muß ihn ganz außerordentlich lieben, denn sonst wäre sie ihm wohl nicht so treu. Man macht ihr doch hinreichend den Hof, um sie wankend zu machen. Man muß wirklich Ach-

tung vor dem Mädchen haben. Sie ist in der That eine zweite Jenny Lind. Haben Sie gehört, der Bruder des englischen Gesandten in Berlin, hat von Jenny Lind einen Korb bekommen, sie will ihrem ersten Geliebten treu bleiben, der ebenfalls ein Landpastor ist, wie der Verlobte von Fräulein Rose.

Ach, wie rührend! sagte Norden mit wiedergewonnener Fassung. Und zugleich, wie bürgerlich: Ich bin überzeugt, gnädige Frau, das hätten Sie nicht gethan.

Nun, wer weiß, was ich thäte, wenn ich Fräulein Rose wäre! Ich habe mir an dem Abend, als wir Komödie spielten, den Bräutigam zeigen lassen, er stand ganz vorn im Parterre, später bin ich ihm auf der Straße begegnet, und am Sonntag Nachmittag habe ich ihn predigen gehört, — ich muß gestehen, ich bin überrascht worden. Der Mensch hat eine Figur, einen Anstand — —! Wahrhaft königlich, sage ich Ihnen! Und dabei ein so nobles, interessantes, schönes Gesicht! Ich kann es der Rose nicht verdenken; alle Herren hier in der Gesellschaft, ich nehme keinen aus, würden eine sehr schlechte Figur spielen neben diesem Halbgott, der ja überdies, wie Sie selbst mir versichert haben, und wie ich gar nicht bezweifle, ungewöhnlich geistreich und talentvoll sein soll. Apropos, wissen Sie, daß er der Verfasser des Prologs ist und nicht Herr Rose?

Ei, meine Gnädige, Sie gerathen ja ganz in Feuer! rief der Assessor mit einer Geberde des Erstaunens. Es scheint mir gerathen, Ihren Herrn

Gemahl zu warnen. Und Fräulein Rose werde ich sagen, sie solle sich vor Ihnen in Acht nehmen. Augenblicklich werde ich es ihr sagen! sie hat gerade ihre Arie beendigt.

Sie abscheulicher Mensch, Sie Klatscher, Sie Ohrenbläser! rief Frau von Hallwig lachend dem Weggehenden nach, der augenblicklich zu Emma eilte, um sie zu Tisch zu engagiren und damit sich ihre Gesellschaft für den Rest des Abends zu sichern. Die boshaften Bemerkungen der Frau von Hallwig hatten vollendet, was Emma's Mittheilung und Gesang begonnen hatte; er war fest entschlossen, Alles aufzubieten, um den Candidaten der Theologie aus dem Sattel zu heben. Er war in der richtigen Stimmung für die Bekenntnisse, die Emma im Laufe der Unterhaltung machte, daß sie sich ein wenig vor dem Ehestande fürchte, daß sie, wenn es sein könnte, gern noch einige Jahre die Freiheit des Mädchenstandes genossen hätte, daß sie sich noch gar nicht als ehrenfeste, würdige Frau Pastorin denken könne, daß sie sich schon auf dem Wunsche ertappt habe: „Möchte nur mein Bruder die Stelle bekommen und nicht mein Bräutigam, dann könnte ich noch ein Jahr länger tanzen und mich amüsiren."

Denn das sehe ich wohl ein, fügte sie hinzu, wenn Wild eine Stelle hat, so muß ich gleich heirathen, ich mag wollen oder nicht, und dann kann ich allen meinen jetzigen Bekannten Adieu sagen. Wild wird keine einzige Gesellschaft mitmachen. Nach Ostern werden Sie mich wahrscheinlich niemals wiedersehen, Herr Assessor.

Eine schöne Aussicht, die Sie mir da eröffnen, entgegnete er. Da bleibt mir ja nichts Anderes übrig, als mich todtzuschießen, wenn ich nicht in den Gesellschaften vor Langeweile sterben will. Ich bitte Sie, was soll ich anfangen, wenn Sie nicht mehr da sind? Mit wem soll ich tanzen, singen, plaudern, spotten, philosophiren, kurz, mich amüsiren, als mit Ihnen? Nein, das erkläre ich hiermit rund heraus, ich leide es nicht, daß Ihr Bräutigam hier Pastor wird, ich werde Alles aufbieten, seine Wahl zu verhindern. Darauf können Sie sich fest verlassen.

So boshaft wollten Sie sein?

Jeder ist sich selbst der Nächste, mein Fräulein! Ich gönne Herrn Wild alles mögliche Gute, aber nur — Sie nicht. Sie, die Zierde unserer Gesellschaft, muß er uns lassen. Wenn er die Bedingung eingehen will, daß Sie nach wie vor die Unsrige bleiben sollen, eh bien, so will ich mich fügen, aber —

Diese Bedingung geht er um keinen Preis ein, rief Emma.

Dann soll er auch nicht Pastor werden, das verspreche ich Ihnen.

Das ist aber abscheulich! sagte sie lächelnd. Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie so schlecht gegen meinen — gegen mich handeln wollen?

Gegen Sie? Zum Beweise, daß ich Ihnen und Ihrer Familie wohlgesinnt bin, werde ich Alles in Bewegung setzen, damit Ihr Bruder Pastor wird, aber Ihr Bräutigam, dieser Tyrann, dieser Barbar, der Sie uns entführen will, nimmermehr!

Aber wie wollten Sie denn das anfangen, Herr Assessor? Ja wenn Sie Kirchenvorsteher wären! Aber Sie haben nicht einmal eine Stimme. Ihre Drohungen machen mich nicht ängstlich. „Du kannst mir nichts thun!“ sagen die Kinder. Ich werde doch Frau Pastorin, gegen Ihren Willen.

Norden wandte sich nach ihr um mit ganz verändertem Gesicht und Ton. Sie haben das rechte Wort gebraucht, Fräulein Emma, sagte er leise und sehr ernsthaft, gegen meinen Willen nur können Sie es werden.

Sie erröthete tief und das Wort erstarb ihr auf der gelenkigen Zunge, so klopfte ihr Herz vor Erwartung.

Er betrachtete sie mit einem unruhigen Blicke, und seine Hand spielte, wie in großer Verwirrung, mit dem Weinglase, das vor ihm stand; es schien, als suche er vergebens nach passenden Ausdrücken für das, was er ihr sagen wollte. Plötzlich, als würde er sich bewußt, daß er beobachtende Nachbarn habe, richtete er sich auf und sagte mit erzwungener Ruhe: Waren Sie am Sonntag Nachmittag in der Kirche?

Nein! entgegnete sie kurz, empfindlich in ihren Erwartungen getäuscht.

Nicht?! — Aber Sie kennen doch Herrn Wilds Predigt?

Nein, Wild brachte sie mir am Sonntag Morgen, aber ich hatte keine Zeit, sie zu lesen.

So! das thut mir leid für Sie, sehr leid! Wenn Sie die Predigt vorher gelesen hätten, so würden Sie

sich wahrscheinlich sehr große Unannehmlichkeiten erspart haben. Ich bin überzeugt, Sie würden Herrn Wild vermocht haben, sich zu mäßigen, nicht alle Vorsicht aus den Augen zu setzen — —

Ach nein! unterbrach ihn Emma, das hätte nichts genützt. In solchen Sachen läßt sich Wild von keinem Menschen etwas sagen. Wie oft habe ich ihn gebeten, seine radicalen Ansichten nicht so offen auszusprechen! Er antwortete immer: Ich handle und spreche meiner Ueberzeugung gemäß.

Wenn es so steht, mein Fräulein, so bedaure ich Sie.

Weshalb denn? Hat Wild's Predigt mißfallen? Glauben Sie, daß er nicht gewählt wird? fragte Emma hastig.

Gewählt wird er jedenfalls, entgegnete Norden. Die hiesigen Bürger, die in steter Opposition mit der Regierung leben, werden es sich nicht nehmen lassen, einen sogenannten freisinnigen Candidaten zu wählen, der offen auf der Kanzel gegen die Regierung raisonnirt. Denn Herrn Wild's ganze Predigt ist eigentlich so gut wie eine politische Rede, eine politische Demonstration. Die Bürger werden ihn wählen, aber ob er die Bestätigung der Regierung erhalten wird, das ist eine große Frage.

Aber die Bestätigung der Regierung ist ja eine bloße Form, wandte Emma ein. So viel ich weiß, ist es noch niemals vorgekommen, daß sie verweigert ist.

Norden schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: Ich bin Ihr Freund, Fräulein Rose, deshalb will ich ganz offen sein. Es ist wohl noch niemals ein Candidat gewählt, der von der Regierung so mißliebig angesehen wurde, wie Wild. Die Behörden sind längst auf sein Thun und Treiben unter dem Landvolk aufmerksam geworden; er steht allgemein im Rufe des Communismus; man weiß, daß er in der Schweiz gewesen ist, daß er Aufsätze für revolutionäre Blätter schreibt. Es ist ebenfalls bekannt geworden, daß er und nicht Ihr Bruder, den er schlauer Weise vorgeschoben hatte, der Verfasser des Prologes: „Die Sendung der Wohlthätigkeit", ist: Mitspielende haben dieses, gelinde gesagt, unbesonnene Gedicht, das in jeder Zeile den Socialismus des Verfassers verräth, nach der Hauptstadt an ihre Bekannte geschickt; der Fürst selbst soll es gelesen haben. Ich glaube nicht, daß man ihn bestätigen wird; sollte aber auch die Regierung, um den Bürgern, die doch revolutionär gesinnt sind, keinen Vorwand zum Schreien und Raisonniren zu geben, für jetzt ihre Zustimmung zu der Wahl nicht versagen, so kann man doch voraussehen, was das Schicksal eines Predigers sein wird, dessen Ansichten, Reden und Handlungen so wenig mit seiner Stellung harmoniren. Keine Regierung kann es sich gefallen lassen, daß ein Prediger von der Kanzel seine Gemeinde gegen sie und ihre Gesetze und Anordnungen aufhetzt. Rupp, Wislicenus, Detroit, Uhlich und zwanzig Andere, sind um viel geringerer Ursachen willen abgesetzt; wenn unsere Regierung es machen

will, wie die preußische, so kann Herr Wild sich nur bei Zeiten auf einen festen Sitz, wie die Herren Bauer, Buhl und wie alle diese Welt verbessernden jungen Schriftsteller heißen, gefaßt machen.

O, mein Gott, Herr Assessor! rief Emma erschrocken.

Verzeihen Sie, Fräulein Emma, wenn ich mich zu hart ausgedrückt habe, wenn ich bitter geworden bin! sagte Norden, und wandte sich wieder ganz zu ihr, indem er seine Stimme, die von innerer Aufregung zu wanken schien, zu einem Flüstern mäßigte, mein Interesse für Sie muß mich entschuldigen. Wenn ich mir denke, daß Ihr Schicksal mit dem Schicksal dieses unbesonnenen, unruhigen Menschen verknüpft ist, so wird es mir schwer, mich zu mäßigen. Sie, so schön, so geistreich, so liebenswürdig, Sie, die Zierde der feinsten Zirkel, Sie die Frau eines abgesetzten Geistlichen, vielleicht eines gefangenen Verbrechers, hinabgedrückt zu Kummer und Elend, zur untersten Stufe der Gesellschaft! Sie könnten das Glück, die Seligkeit eines Mannes ausmachen, der sie liebte, der die größte Befriedigung darin finden würde, Ihnen das Leben so leicht und süß zu machen, wie Sie es verdienen, und Sie sollten an einen Menschen gekettet werden, der Sie und Ihre Ruhe, vielleicht Ihre Existenz, seinen Hirngespinsten aufopfert?! — Nein, dieser Mensch handelt gewissenlos, abscheulich an Ihnen! Wenn er allein stände in der Welt, wenn es sich blos um sein eigenes Schicksal handelte, so könnte ich ihn entschuldigen, aber da er

weiß, daß er Sie mit ins Verderben stürzt, so ist er mehr als leichtsinnig, so handelt er schlecht. — Verzeihung, Fräulein Emma, ich sollte dies vielleicht nicht sagen, ich setze mich der Mißdeutung aus, Sie werden mir vielleicht böse deshalb, aber ich kann es nicht ändern, ich mußte Ihnen die Wahrheit sagen, mußte Sie warnen, ehe es zu spät ist. Bedenken Sie wohl, was Sie thun, stürzen Sie nicht sich selbst ins Unglück, und diejenigen, von denen Sie geliebt werden, in Verzweiflung.

Nein, nein, ich bin Ihnen nicht böse, ich danke Ihnen, flüsterte Emma, und erwiederte mit niedergeschlagenen Augen den Druck seiner Hand, die unter dem Tischtuche die ihrige gesucht und gefunden hatte.

Gerade in diesem entscheidenden Augenblicke wurde die Tafel aufgehoben. Das Paar wurde getrennt und fand es unmöglich, das Gespräch fortzusetzen. Aber Emma tröstete sich bald darüber; ihr Herz schlug in der seligen, stolzen Gewißheit, daß Norden den ersten günstigen Augenblick benutzen werde, eine bestimmte Antwort von ihr zu verlangen.

12.

Marie hatte die Predigt, für welche Emma keine Zeit gefunden, nicht einmal, sondern zehnmal gelesen, mit dem entzückten Auge einer Liebenden; obschon sie bereits Alles auswendig wußte, so klopfte ihr Herz doch jedesmal wieder vor Begeisterung und frohem

Stolze, wenn sie die redlichen, muthigen Worte las, die so ganz aus der Seele ihres Geliebten kamen, daß sie überzeugt war, Blick und Ton und Geberde angeben zu können, womit er sie gesprochen hatte.

Es thut mir doch leid, Tante, sagte sie, daß wir nicht in der Kirche gewesen sind! Ich hätte den Eindruck sehen mögen, den diese Rede gemacht hat. Seit Menschengedenken ist wohl so etwas in M. nicht gehört worden.

Ja, sagte der Major, ich sollte es eigentlich nicht sagen, weil es mein Junge ist, aber wahr ist es: als Ernst da stand und die Leute ihm so athemlos zuhörten, da fiel mir die Stelle aus der Bibel ein: „Er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten."

Es kommt ihm vom Herzen, und deshalb geht es auch zu Herzen, entgegnete die Majorin, deren Angesicht von mütterlichem Stolze strahlte. Aber, wir sind vielleicht etwas zu parteiisch für Ernst, setzte sie mit nicht ganz aufrichtiger Bescheidenheit hinzu. Ich bin neugierig, was wir heute Nachmittag in der Gesellschaft bei Brauß über ihn hören.

Sie hörten nur Angenehmes; des Lobes über Ernst war kein Ende, und der Enthusiasmus für ihn so allgemein und so groß, daß selbst Herr Eberhard Horst, der sich seinen Platz neben Marie ausgesucht hatte, davon ergriffen war, und seiner Nachbarin mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit betheuerte, er werde Alles aufbieten, damit Wild die Stelle erhalte.

Meine Stimme gebe ich ihm jedenfalls, sagte er. Sie wissen, Fräulein Marie, ich habe eine Stimme,

Nur die Hausbesitzer sind Wähler, und ich habe mir neulich ein Haus gekauft, ein ganz allerliebstes Haus, mit einem großen Garten. Wir hatten Geld darauf stehen, wissen Sie. Ich will Sie und Ihre Frau Tante nächstens, wenn's grün wird, 'mal einladen, bei mir im Garten Kaffee zu trinken. Sie sollen 'mal sehen, es wird Ihnen da gefallen. Ja, was wollte ich vorhin sagen? Ja so! Meine Stimme bekommt Wild jedenfalls, und wenn Sie sich ein bischen erkenntlich bezeigen, Fräulein Marie, so verschaffe ich Ihrem Vetter noch dreißig andere Stimmen dazu. Ich habe Connexionen genug.

Erkenntlich? lachte Marie, der vor innerer Fröhlichkeit die Wangen glühten und die Augen blitzten. Womit soll sich ein armes Landmädchen erkenntlich zeigen? Wenn Sie verheirathet wären, so könnte ich Ihrer Frau frische Butter und Eier bringen, oder einen Schinken, oder einen fetten Puter, einen sogenannten Consistorialvogel, „den ich selbst erzog."

Das schadet nicht, daß ich noch keine Frau habe, entgegnete Horst schmunzelnd. Sie können sich auch wohl gegen einen Junggesellen erkenntlich zeigen.

Marie, ganz mit ihren Gedanken bei Ernst, verstand Herrn Eberhard gar nicht und rief lustig: Nun ja, ich bin bereit dazu. Wählen Sie nur; eine Gans können Sie auch bekommen, wenn Sie eine solche dem Consistorialvogel vorziehen sollten.

Ich halte Sie beim Wort, sagte Horst, und sah ungemein pfiffig aus. Ich werde mir schon etwas

auswählen, wenn's Zeit ist. Aber gewiß weder eine Gans noch einen Consistorialvogel.

Das letzte Wort betonte er stark und setzte hinzu, indem er sich umsah: Ist Fräulein Emma Rose nicht da?

Auch Marie sah sich um; sie bemerkte erst jetzt, daß Emma fehlte.

Fräulein Rose hat absagen lassen, weil sie sich nicht wohl befinde, sagte die Frau vom Hause.

Sie wird wohl eine vornehmere Einladung haben, brummte Horst grimmig vor sich hin.

Es war Marie unangenehm, Emma nicht hier zu treffen, weil sie deren Rath sich erbitten wollte, für eine neue weibliche Arbeit, in welcher Emma, wie in allen derartigen Sachen, sehr geschickt war. Auch noch über einige andere Kleinigkeiten hatte sie mit ihr zu sprechen, und so entschloß sie sich nach einer Weile, die Gesellschaft für ein Viertelstündchen zu verlassen, und schnell nach Rosens ganz nahe gelegener Wohnung zu gehen. Herr Eberhard Horst war mit diesem Entschlusse gar nicht zufrieden, er drohte, daß er ihr allen Kuchen auffessen wolle während ihrer Abwesenheit, aber sie ließ sich nicht einschüchtern, und eilte mit einem flüchtigen Abschiedsgruße fort.

Ein famoses Mädchen! sagte er zu seinem Nachbar, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte. Hast Du gehört, was sie vorhin von einem Puter sagte? Ich kann Dir versichern, ich habe bei Wild's, — vor einigen Wochen waren wir da gebeten, —

einen Puterbraten gegessen, der war köstlich. Es ist nicht einerlei, wie so'n Puter gebraten wird; hier in der Ressource zum Beispiel, lassen sie ihn immer verbrennen. Aber Marie Blum kocht ganz ausgezeichnet. Es ist überhaupt ein prächtiges Mädchen. Ich glaube, wer die einmal zur Frau kriegt, der wird nicht betrogen. Meinst Du nicht auch? Sie hat noch etwas Vermögen, freilich nicht viel, aber sie hat es schon in Händen, sie bringt es gleich mit, da sie keine Eltern mehr hat.

Während Horst so seine Bewunderung für sie aussprach, ging Marie mit leichtem Schritt über die Straße; ihre Gedanken waren erfüllt von dem verschwenderischen Lobe, mit dem man ihres Geliebten gedacht hatte. Mit dem freundlichsten, heitersten Lächeln trat sie in das Zimmer, wo Emma, im nachlässigen Hausanzuge im Sopha halb saß halb lag.

Guten Tag, Emma! sagte Marie herzlich. Wie geht's? Du bist doch nicht krank?

Emma erhob sich langsam und verdrossen. Guten Tag Marie! entgegnete sie sehr kühl. Nein, krank bin nicht; die Gesellschaft bei der Gräfin gestern hat ziemlich lange gedauert, es war zwei Uhr, als ich mich zu Bette legte, deshalb fühle ich mich ein wenig angegriffen, und habe keine Lust in einen langweiligen Kaffee zu gehen.

O, rief Marie mit glücklichem Lächeln, ich wette darauf, Du würdest keine Langeweile empfunden haben, wenn Du uns mit Deinem Besuche beehrt hättest.

Wer ist denn da? fragte Emma gleichgültig und fügte, als Marie alle Gäste aufgezählt hatte, geringschätzig hinzu: Hm! Gewaltig interessante Gesellschaft!

Nun, versetzte Marie, wenn Dich die Personen auch nicht interessirt hätten, das Gespräch hätte es ganz sicher gethan.

Und jetzt wiederholte sie mit dem lebhaften Entzücken, welches sie dabei empfunden hatte, Alles, was man Lobendes über Ernst, über seine Predigt, sein Aeußeres, seinen Charakter und seine Aussichten gesagt hatte. Da sie von Emma nicht unterbrochen wurde, so sprach sie eine ganze Weile mit immer größerem Feuer, das auch aus ihren schönen Augen und von ihren Wangen strahlte. Mit einem Male aber hielt sie inne; sie war Emma's Blicke, und darin einem so sonderbaren Ausdrucke begegnet, daß sie erschrocken und mit stockendem Athem sagte: Aber Emma, Du freust Dich ja gar nicht über meine Erzählung!

Freuen soll ich mich über Deine Erzählung? wiederholte Emma mit einem schneidenden Lachen. Nun, das ist doch zu viel verlangt!

Sie war grade, als Marie eintrat, damit beschäftigt gewesen, alle Gründe aufzuzählen, die sie hatte, ihren Vertrag mit Ernst aufzulösen, sie hatte sich in großen Zorn gegen ihn hineingeredet, in stolze Entrüstung über seine schlechten Gesinnungen und sein schlechtes Betragen gegen sie, über die Rücksichtslosigkeit, womit er seinen extremen politischen und religiösen Ansichten folgte, ohne sich darum zu kümmern,

daß er sie, die ihm Alles geopfert hatte, ins Unglück stürzte; Mariens lebhafte Freude, die so deutlich die Liebe derselben für ihren Jugendfreund verrieth, kam deshalb gerade im richtigen Augenblicke, um bei Emma die Ueberzeugung vollends zu befestigen, daß auf ihrer Seite das vollste Recht, und auf der Seite Wilds alles Unrecht sei.

Du hast wohl ganz vergessen, daß derjenige, von dem Du mit solchem Feuer erzählst, mein Bräutigam ist, setzte sie hinzu.

Er ist ja mein Cousin, mein Bruder! stotterte Marie, indem die dunkle Röthe des Schuldbewußtseins ihr ganzes Gesicht, bis über die Stirn, bedeckte.

Dein Bruder?! wiederholte Emma mit demselben bittern Lachen. Du mußt mich entweder für sehr dumm, oder für blind mit sehenden Augen halten. Wagst Du wirklich zu behaupten, daß Ernst nur ein Verwandter für Dich ist? Kannst Du leugnen, daß Du verliebt in ihn bist, daß Dir seine Verlobung mit mir ein Dorn im Auge ist; daß Du Alles, was in Deinen Kräften steht, aufbietest, um ihn mir zu entreißen?

Marie griff, bebend vor Scham, Verwirrung und Reue nach ihrer Hand und flüsterte demüthig: O, liebe Emma — —

Liebe Emma?! entgegnete diese, ihre Hand mit stolzer Geberde zurückziehend, kannst Du mich, ohne roth zu werden, so nennen? Bin ich Dir wirklich lieb? Bin ich wirklich Deine Freundin? O, Du hast in der That wie eine Freundin an mir gehandelt!

Dir habe ich Alles zu verdanken, was ich Bitteres erfahren habe, in diesem Jahre. So lange Du nicht hier warest, so lange waren wir glücklich, so lange trübte auch nicht ein einziges Wölkchen unsern Brautstand. Aber seitdem Du wiedergekommen bist, seit dem ersten Tage, wo Du im Neuburger Walde — ihn aufsuchtest, seit diesem Tage ist Ernst verändert, habe ich mein Glück verloren, habe ich in fortwährender Qual gelebt. —

Marie wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr; was konnte sie auch antworten, Emma hatte ja Recht, völlig Recht.

Gieb Dir keine Mühe, vertheidige Dich nicht, leugne nur nicht, fuhr Emma fort, ich weiß Alles, was Du sagen willst. Freilich, Du bist ja seine Pflegeschwester, Niemand kann Dir ein Verbrechen daraus machen, daß Du gegen Deinen Bruder freundlich und zuvorkommend bist, daß Du Deine Tugenden vor ihm leuchten läßt, daß Du in seine Ansichten eingehst, seine Gedichte auswendig lernst, ihm immer Recht giebst, ihm schmeichelst, ihm alle möglichen Gefälligkeiten erweisest. Ich weiß wohl, es ist nicht verabredet, es trifft sich nur immer so glücklich, daß Du stets zu Hause bist, wenn er kommt; es sind stets nur Projekte der Menschenliebe, die Ihr mit einander zu verhandeln habt, nur die Menschenliebe, die Wohlthätigkeit macht es, daß Ihr so oft zusammentrefft in den Häusern armer Leute. Ich beklage mich auch gar nicht, es ist ja meine Schuld, daß Du liebenswürdiger, tugendhafter, und vor allen

Dingen klüger bist, als ich. Ich will Dir auch den Sieg nicht länger streitig machen, will Dir den Kampfplatz räumen, meine Kraft ist hin, ich ertrage es nicht mehr. Auf Glück kann ich ja doch nicht mehr rechnen in diesem Verhältnisse. Ich will Ernst freigeben; sei Du glücklich mit ihm, wenn Du kannst. Einen Rath will ich Dir aber geben: hüte Dich vor Freundinnen, wenn Du vor der Vergeltung sicher sein willst. Es könnte doch einmal die Zeit kommen, wo Ernst klarer sähe, als jetzt, wo er dächte, daß es nicht eben Achtung verdiene, wenn man einer Freundin ihr Lebensglück, ihr Vertrauen auf die Menschen, ihre Zukunft, mit einem Worte das Herz ihres Verlobten raubt. Und wenn man erst die Achtung eines Mannes verloren hat, Marie, so steht seine Liebe auch nicht mehr fest.

Sie stutzte bei diesen Worten und horchte.

Aha, sagte sie, das trifft sich ja wieder sehr glücklich! Da kommt Ernst, gerade, während Du hier bist. — Wo willst Du hin, Marie? Bleib doch, wir können uns ja gleich aussprechen, können mit einem Male die Sache abmachen.

Aber Marie hörte nicht mehr, sie war in größter Hast auf die Thür des Nebenzimmers zugeeilt, welches, wie sie wußte, noch einen Ausgang nach der Treppe hatte. Niedergeschmettert, vernichtet durch die Vorwürfe Emma's, denen ihr Gewissen nicht widersprechen konnte, war sie sich nur des einen Gedankens bewußt, daß sie Ernst nicht begegnen dürfe; sie konnte seinen Anblick nicht ertragen, sie konnte noch weniger Zeugin sein,

wenn er vor Emma stand, wie sie vor derselben gestanden hatte, sie hätte sich vor aller Augen verbergen mögen, am meisten aber vor ihm, denn Emma hatte Recht, er mußte sie verachten, wie sie sich selbst verachtete in diesem Augenblicke.

Mit einem Herzklopfen, von dem sie beinahe erstickt wurde, horchte sie, bis sie ihn zu Emma eintreten hörte, dann eilte sie, wie von Entsetzen gejagt, die Treppe hinab, und aus dem Hause. Ohne sich dessen bewußt zu sein, hatte sie den Weg eingeschlagen, den sie gekommen war; erst an der Thür des Braußischen Hauses kam ihr die Besinnung zurück. Es wäre ihr unmöglich gewesen, unter Menschen zu treten, sie glaubte, daß Jeder ihre Schuld auf ihrem Gesichte lesen müsse; sie kehrte um, und schlug mit hastigen Schritten den Weg nach Haselbusch ein, den die Dämmerung des Winterabends schon in Schatten zu hüllen begann.

Währenddeß war Ernst zu seiner Braut eingetreten, die mit der stolzen Ruhe eines guten Gewissens ihn erwartete.

Guten Abend, mein Mädchen! sagte er heiter, es freut mich, daß ich Dich zu Hause treffe; ich fürchtete, Du möchtest bei Brauß sein. Wie geht's?

So ziemlich! entgegnete sie, indem sie sich seiner Umarmung frostig entwand, und ihren Mund vor seinem Kusse abwendete.

Nimm's nicht übel, sagte er, ich dachte nicht daran, daß ich aus der Kälte komme. In der That, mein Bart ist ganz gefroren. Es ist sehr kalt heute.

Und ich habe noch dazu alle Augenblicke auf der Straße still stehen müssen; Jeder, der mir begegnete, hielt mich an, um mir Complimente über meine Predigt zu sagen. Ich glaube jetzt wirklich, Emma, daß ich gewählt werde. Du kannst Dir jetzt bald Dein Hochzeitskleid auswählen, mein Bräutchen! Das sage ich Dir, als Junggesell ziehe ich nicht ein ins Pfarrhaus, meine Frau bringe ich gleich mit, so gehört sich's, weißt Du wohl.

Mache nur nicht die Rechnung ohne den Wirth, rief sie mit herbem Tone. Nach Allem, was ich über Deine Predigt gehört habe, wirst Du schwerlich die Bestätigung der Regierung erhalten, ja, wer weiß, ob Du nicht gar zur Rechenschaft gezogen wirst über das, was Du so unbesonnener Weise öffentlich auf der Kanzel ausgesprochen hast.

Als Gottesleugner oder als Hochverräther? fragte er mit ruhigem Lächeln: Beruhige Dich nur, mein Herzchen, Dein Liebster wird wohl kein Märtyrer werden. Wenn nicht Alles trügt, so hat die kirchliche Reaction ihren Culminationspunkt schon erreicht, es geht bergunter mit ihr. In München und in Belgien sind bereits die ultramontanen Ministerien gestürzt, — Ultramontane und Pietisten rechne ich zu derselben Partei. —

Nun, des Sieges in München wird sich doch wohl Eure Partei nicht rühmen wollen, fiel Emma schnöde ein, sie müßte sich denn zu dem Grundsatze der Jesuiten bekennen: „der Zweck heiligt die Mittel."

Durch Hülfe einer Lola Montez zu siegen, das ist einer Niederlage gleich.

Es wäre mir für unsere Sache allerdings lieber, wenn das Ministerium Abel durch einen andern Umstand gestürzt wäre, entgegnete der junge Theologe, denn diesen kann man allerdings zu Verläumdungen benutzen. Daß eine Tänzerin es umtanzen konnte, beweist indeß nur, wie reif es zum Sturze war. Wer durch einen so verächtlichen Feind, wie diese Lola, geschlagen werden kann, muß sehr schwach sein, und wäre durch jedes andere zufällige Ereigniß ebenfalls vernichtet worden. Man sieht es ja in Belgien. Dort hielt sich das ultramontane, dem Volke verhaßte Ministerium nur allein noch durch Hülfe der großen Grundbesitzer, denen es Concessionen aller Art gemacht hatte. Jetzt zwingt die Hungersnoth das Ministerium, das, den Grundbesitzern zu Gefallen gegebene, Verbot der Korneinfuhr aufzuheben, und augenblicklich verlieren die Minister ihre letzte Stütze, und müssen freisinnigeren Leuten weichen. So steht es überall: die Opposition gegen die pietistischen Regierungen wächst mit jedem Tage, mit jeder Stunde; ein Anstoß, und sie stürzen überall. Man spricht in Preußen schon von Toleranzedicten; wenn der vereinigte Landtag zusammenkommt, wird manches scharfe Wort fallen. Wir stehen an einem Wendepunkte; vielleicht gilt es noch einen heißen Kampf, aber siegen wird endlich die Gewissensfreiheit, daran zweifle ich jetzt nicht mehr.

Emma hörte der Rede ihres Verlobten mit sehr verdrießlicher Miene zu; sie hatte die Absicht gehabt,

Nordens Aeußerungen vom vorigen Abend gegen Ernst zu gebrauchen, ihm zu sagen: „Du mußt Deine unklugen Ansichten ändern, oder ich bin gezwungen, mein Schicksal von dem Deinigen zu trennen. Du kannst nicht verlangen, daß ich mich selbst ins Unglück stürze, und das würde ich thun, wenn ich die Frau eines Mannes würde, der blind und starrsinnig in sein Verderben rennt.“ Wie sollte sie dies aber jetzt anbringen, da er ihr so getrosten Muthes gegenüber stand, und ihr bewies, daß es mit seiner Sache besser stehe, als mit derjenigen der Gegenpartei!

Du machst Dir immer zu große Hoffnungen, sagte sie mit ärgerlichem Tone, hältst immer die Umstände für günstiger, als sie sind. Ich fürchte, Du wirst noch sehr unangenehm aus Deinem Siegestraume geweckt werden. Man muß in beständiger Angst leben bei Deiner Unvorsichtigkeit. Ich wollte, daß Du es machtest wie Julius, dann könnte ich ruhiger in die Zukunft sehen.

Wie Julius? entgegnete er mit einem leichten Lächeln. Mein liebes Mädchen, Julius ist mir lieb als Dein Bruder, und als mein Jugendfreund, aber, ihn mir als Vorbild und Muster zu nehmen, dazu kann ich mich doch nicht entschließen. Ich mag mich nicht gern selber rühmen, aber wenn ich mich mit Julius vergleiche, so kann ich doch nicht umhin, mir das Zeugniß zu geben, daß ich meine Kräfte und meine Zeit nützlicher anwende, als er.

Für andere Leute, aber wahrhaftig nicht für Dich selbst, warf Emma bitter ein.

Auch für mich selbst, Emma! Ich habe mir eine selbstständige Stellung erworben, Julius ist ein abhängiger Diener vornehmer Launen.

Aber Julius wird eine gute Stelle bekommen und Du wirst von der Regierung zurückgewiesen werden, wenn Du auch gewählt werden solltest, was ich noch sehr bezweifle. Julius hat wenigstens in diesem Falle mehr Klugheit bewiesen, als Du, indem er keine Predigt hielt, die ihm schaden konnte.

Du hast nicht überlegt, was Du sagst, Emma, erwiederte der junge Mann ernst. Julius hat nicht allein unmoralisch, er hat auch unklug gehandelt, als er seinen Gewissensfrieden, als er die Achtung seiner Freunde und aller redlichen Leute aufs Spiel setzte für die sehr zweifelhafte Aussicht, eine Stelle zu bekommen.

Unmoralisch?! wiederholte Emma mit zornigem Erröthen. Es ist abscheulich, daß Du so etwas von meinem Bruder sagst! Julius ist ein braver, edler Mensch, der gar nicht fähig ist, unmoralisch zu handeln. Ich bin überzeugt, sein Gewissen giebt ihm das beste Zeugniß, er hat, als er sich um die Stelle bewarb, gar nicht an sich selbst gedacht, sondern allein an uns, an Mama und deren beschränkte Lage — —

Gewiß, das weiß ich, damit hat er sich selbst gegen mich entschuldigt, fiel Ernst ihr ins Wort, der aus Freude darüber, daß sie selbst dies Thema berührte, welches er mit ihr besprechen wollte, ihre auffallende Bitterkeit übersah. Ich halte Julius weder des Eigennutzes, noch gemeiner Gesinnung fähig, ich habe ihn

lieb, und gerade deshalb schmerzt es mich, daß er aus einem edlen Motive vielleicht, sich zu einem Schritte hat verleiten lassen, der ihn sehr unglücklich machen kann. Denn sage selbst Emma, glaubst Du, daß Julius sich damit begnügen kann, wenn er reichlich zu essen, zu trinken und sich zu kleiden hat? Besitzt er nicht reizbares Ehrgefühl? Wird es ihm nicht sein Leben verbittern, wenn seine ehemaligen Freunde sich von dem Abtrünnigen wenden, ihm vielleicht mit Verachtung begegnen? Kann Julius sich glücklich fühlen, wenn er gezwungen ist, mit Pietisten umzugehen, er, der an das Denken und Urtheilen gewöhnt ist?

Dann muß er sich damit trösten, daß er Mutter und Schwester vor Mangel und Noth gerettet hat, sagte Emma störrisch und rückte von ihm weg, in die andere Ecke des Sopha's.

Er blickte auf. Du bist verdrießlich, Emma, fehlt Dir etwas? fragte er.

Nein. Wie so? Woraus schließest Du das?

Weil nur üble Laune Deine sonderbaren Aeußerungen erklärlich machen kann.

Ich finde nichts sonderbar an meinen Aeußerungen, wohl aber an den Deinen, entgegnete sie kurz.

Emma! rief er. Bedenke doch, was Du sagst. Ich habe Dich viel zu lieb, als daß ich so schlecht von Dir denken sollte, wie Du Dich selbst machst. Ich weiß, Du würdest lieber für Deinen Unterhalt vom Morgen bis zum Abend arbeiten, ehe Du zugäbest, daß Julius Dir sein Lebensglück opferte.

Sie schlug die Augen nieder und schwieg, denn diesem Satze konnte sie doch nicht widersprechen.

Aber das wird nicht nöthig sein, fuhr er fort. Die Einnahme Deiner Mutter reicht vollkommen hin für Euch beide.

Nein, das thut sie nicht, entgegnete Emma kurz, sonst würden wir keine Schulden haben.

Seit wann habt Ihr denn die Schulden? Doch erst seit einem Jahre, seitdem Ihr die großen Gesellschaften mitmacht. Dafür reicht freilich Eure Einnahme nicht aus.

Auch sonst nicht, fiel sie hastig ein; es ist ganz unmöglich, mit einer so kleinen Summe anständig zu leben.

Unmöglich ist es nicht, sagte er ruhig, denn meine Eltern, die fünf unversorgte Kinder haben, leben ganz anständig von einer noch geringern Summe.

Das begreife ich nicht, rief sie in demselben Tone.

Marie kann es Dir leicht begreiflich machen; laß Dir einmal bei Gelegenheit von ihr erzählen, wie wenig unser Haushalt kostet.

Emma stand hastig auf; endlich gab er ihr Gelegenheit, ihn zu fassen. Marie und immer Marie! unterbrach sie ihn heftig, stets hast Du Marie im Sinn; stets muß ich sie mir als Muster vorhalten lassen. Alles, was ich thue, ist schlecht, Alles, was Marie thut, ist vortrefflich in Deinen Augen. Ich begreife nicht, weshalb Du Dich nicht mit Marie verlobt hast, sondern mit mir.

Den Grund weißt Du ja, ich habe ihn Dir schon oft gesagt, entgegnete er, bei diesem unerwarteten Ausfall die Geduld verlierend. Es könnte Dir indeß gar nicht schaden, wenn Du in einigen Stücken Dir ein Vorbild an Marie nähmest. Wenn Du so einfach und sparsam gewesen wärest, wie Marie, so würde — Er stockte.

Nun was denn? fragte sie trotzig, indem sich ihre Augen mit Thränen des Verdrusses füllten.

Er schwieg einige Augenblicke, dann stand er auf, ging zu ihr und sagte mit verändertem, herzlichen Tone: Ich kann es Dir nicht ersparen, Emma, ich muß es Dir sagen, Du bist die Veranlassung gewesen, daß Julius sich hat verleiten lassen, seine Ueberzeugung zu verleugnen.

Es ist eine der unangenehmsten Ueberraschungen, wenn man Jemandem als Richter gegenüber treten will, und sich plötzlich in den Angeklagten verwandelt sieht; nichts ist kränkender, demüthigender für den Stolz. Für Emma hatte diese unerwartete Wendung des Gesprächs überdies noch den Stachel, daß sie ihren Plan, mit tugendhafter Würde Ernst den Abschied zu geben, dadurch vereitelt sah. Bitterer Verdruß und verletzte Eigenliebe verriethen sich deshalb in dem Tone, womit sie auffahrend sagte: Ich?!

Ja, Emma. Erinnerst Du Dich noch unsers Gesprächs nach der ersten Gesellschaft, welche Du bei der Gräfin mitgemacht hattest! Ich habe es Dir damals gleich vorgerechnet, daß Eure Finanzen Euch kaum ein Jahr lang erlauben würden, Eure jetzige

Lebensweise zu führen. Der Erfolg hat gezeigt, daß ich Recht hatte; Ihr seid zurückgekommen —

O, daran ist unser Umgang mit der Gräfin ganz unschuldig, fiel Emma hastig ein, die theure Zeit ist die Ursache. Bedenke doch, das Brod kostet dreimal so viel, als in gewöhnlichen Jahren.

Die Theurung, liebe Emma, hätte ein Grund mehr für Dich sein sollen, Dich einzuschränken und alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden. Du bist ja sonst so vernünftig, mein Mädchen, überlege doch, lasse Dich doch nicht so sehr von Deiner Neigung zum Vergnügen hinreißen! Du siehst ja die verderblichen Folgen vor Dir. Jetzt ist es hoffentlich noch nicht zu spät, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Um Mama aus ihren Verlegenheiten zu reißen, können wir ihr ja die Aussteuer, welche sie für Dich angeschafft hat, abkaufen. Du weißt ja, daß mein Vater uns schon früher die Summe zu unserer Einrichtung angeboten hat. Aber dann, meine liebe Emma, erwarte ich auch von Dir, daß Du Dich von den großen Gesellschaften zurückziehst. Du gewöhnst Dich an eine Lebensweise voll Müssiggang und kostspieliger Bedürfnisse, welche Du später, als meine Frau, nicht fortführen kannst, ohne mich und Dich selbst unglücklich zu machen.

Er war ihr während dieser Worte näher gerückt, und wollte jetzt den Arm um sie legen, um sie herzlich und liebevoll an sich zu ziehen. Aber, sie entwand sich ihm heftig und wiederholte mit aufflammendem Erröthen: Müssiggang und kostspielige Bedürf-

nisse? Nun, das muß ich gestehen, Du bist außerordentlich höflich gegen mich. Nein, eines solchen Vorwurfs hätte ich mich wahrlich nicht versehen! Ich möchte doch wissen, ob es in der ganzen Stadt ein Mädchen von meinem Stande giebt, das so fleißig ist wie ich, und so versteht, Alles auf's Beste zu benutzen. Meine Garderobe kostet mir fast gar nichts, ich mache mir Alles selbst. Deine gepriesene Marie könnte sich gratuliren, wenn sie mit so Wenigem sich so elegant kleiden könnte, wie ich. Sie verbraucht gewiß das Doppelte für ihre Kleider.

Ich möchte das sehr bezweifeln, entgegnete Ernst, der wider seinen Willen die Ruhe verlor bei ihrem sonderbaren Benehmen; indeß wäre es Marie eher zu verzeihen, wenn sie Aufwand machte, als Dir, denn Marie hat Vermögen. Vergiß nicht die erste Haushaltungsregel, liebe Emma, daß man sich mit seinen Ausgaben nicht nach den Ausgaben anderer Leute, sondern nach seiner Einnahme richten muß.

Marie hat Vermögen! rief sie heftig, und die Thränen des Zorns, die schon lange in ihren Augen gezittert hatten, rollten über ihre glühenden Wangen. Was hat Marie nicht Alles! Ich bin nichts in Deinen Augen, ich kann nichts recht machen!

Emma, sagte er begütigend, ich weiß, daß Du thätig und geschickt bist, ich habe mich oft über Deinen Schönheitssinn gefreut; wenn wir reich wären, so würde ich Dich mit Vergnügen geputzt und in eleganten Umgebungen sehen. Aber, mein Mädchen, da Du nicht das geringste Vermögen besitzest, ich eben-

falls nicht, so finde ich es unvernünftig, daß Du Dich an Luxus gewöhnst — — —

Luxus?! rief sie, auf's Höchste gereizt!

Ja, Luxus. In unsern Verhältnissen ist nicht allein das überflüssige Geldausgeben, sondern schon das Nichtersparen, das Nichtverdienen Luxus.

Sie richtete sich mit blitzenden Augen empor: Was verlangst Du denn von mir? Du willst mir doch wohl nicht gar zumuthen, daß ich ums Brod für Dich arbeiten soll?

Emma, ich begreife Dich heute gar nicht! Meine Verhältnisse sind Dir ja bekannt, ich habe Dir Alles klar vorgelegt, ehe wir uns verlobten, ich habe Dir nie etwas verheimlicht.

Daß Du mich zur Magd verlangtest, hast Du mir nicht gesagt, rief sie.

Sprich keinen Unsinn, sagte er streng und heftig, Du weißt, daß ich Dich und mich durch meine Arbeit ernähren kann, selbst wenn ich nicht zum Prediger hier gewählt werde. Ich setze aber dabei voraus, daß Du einfach und häuslich, wie eine Predigerfrau leben wirst; bei einer Lebensweise, wie Deine jetzige, werde ich Dich nicht ernähren können, deshalb mußt Du sie ändern; das ist es, was ich von Dir verlange.

Emma's Auge sprühte Flammen, ihre ganze Gestalt bebte: Deutlicher brauchst Du Dich nicht zu erklären, rief sie, ich verstehe Dich schon. Also, weil ich kein Vermögen habe, ist es Dir unmöglich, mich zu hei=

rathen. Du bist meiner müde, Du ziehst Dich zurück, Du giebst mir den Abschied.

Der junge Mann starrte ihr erschrocken in das leidenschaftlich zuckende Gesicht.

Emma, um Gotteswillen! sagte er, wie kannst Du mich so mißverstehen? Ich hätte gesagt — —

Gewiß hast Du es gesagt! Ich weiß es längst, daß Du mich nicht mehr liebst, daß unser Verhältniß Dir zur Last ist, daß es Dich gereut, mir Dein Wort gegeben zu haben. Meinst Du, ich hätte nicht bemerkt, wie die Sachen zwischen Dir und Marie stehen?

Die Züge des jungen Mannes, der bis jetzt mit Unwillen und Erstaunen sie fixirt hatte, veränderten sich plötzlich bei diesen Worten. Emma bemerkte es, und fuhr leidenschaftlicher fort: Meinst Du, ich fühlte es nicht, daß Du mich um Mariens willen vernachläßigest? Kannst Du es leugnen, daß Du sie liebst, daß Du mit ihr einverstanden bist, eine Gelegenheit herbeizuführen, um mich zu verlassen?

Er wollte sie unterbrechen, aber es war ihm unmöglich, zu Worte zu kommen; sie fuhr mit der Hast der Leidenschaft fort, ihm Alles vorzuhalten, was er an ihr verbrochen; sie zählte jede kleine Begebenheit auf, wo seine Neigung zu Marie sich verrathen hatte.

Vertheidige Dich nur nicht, rief sie; erspare Dir die falschen, heuchlerischen Worte, ich glaube Dir doch nicht mehr. Dein Gesicht würde Dich Lügen strafen, das Schuldbewußtsein steht Dir auf der

Stirn geschrieben. Du hast lange genug Dein unwürdiges Spiel mit mir getrieben, ich ertrage es nicht länger. Ich will Dir nicht länger im Wege stehen, folge Deiner Neigung, verlaß mich, heirathe Marie, sie hat ja Vermögen. Du wirst Deinen Eltern auch eine Freude machen, wenn Du ihnen eine reiche Schwiegertochter bringst. Meine Armuth ist ihnen ja stets ein Anstoß gewesen.

Emma, Du sprichst nicht im Ernst, Du kannst das so nicht meinen, rief der junge Mann, der sich bleich und zitternd auf den Tisch stützte; wenn Du wieder ruhig bist, wirst Du selbst nicht begreifen, wie Du so etwas sagen konntest. Ich habe nie geleugnet, ich leugne es auch jetzt nicht, daß ich Marie geliebt habe, ehe ich Dich kannte, aber ich habe ihr entsagt, ich habe die Neigung, die nach unserer Verlobung noch einmal wieder auflebte, unterdrückt, ich liebe Dich, Du bist das Weib, das ich mir gewählt habe, Du hast mein Wort, und ich werde es Dir halten, unter allen Verhältnissen.

Dein Wort? Ich gebe es Dir zurück, entgegnete sie, ich will keinen Mann, der mich aus Barmherzigkeit nimmt, aus Pflichtgefühl. Ich bin zu stolz, um einen Mann zu heirathen, der mir schon als Braut meine Armuth vorwirft. Und wenn mein Herz darüber brechen sollte, ich will mich Dir nicht aufdrängen.

Sie drückte ihr Gesicht in ihr Taschentuch, und flog schluchzend ins Nebenzimmer.

Wild blieb in heftiger Aufregung zurück, er fühlte sich tief getroffen von Emma's Vorwürfen, denn er konnte nicht leugnen, daß sie ein Recht zur Eifersucht habe. Er dachte sich in ihre Lage und fand bei ihrem reizbaren Stolze den Ausruf sehr natürlich: „Und sollte mein Herz darüber brechen, so will ich mich Dir nicht aufdrängen." Er fühlte lebhafte Unzufriedenheit mit sich selbst.

Das sind die Folgen meiner unseligen Schwäche, dachte er. Hätte ich die Neigung zu Marie frühzeitig bekämpft, wie es meine Pflicht war, so wäre diese Scene niemals vorgekommen. Jetzt habe ich vielleicht für immer das ruhige, häusliche Glück verloren. Wird Emma je wieder volles Vertrauen zu mir gewinnen? Wird nicht die Eifersucht, die ich aufgeweckt habe bei ihr, unser Zusammenleben fortan stets verbittern?!

Er eilte auf die Thür des Nebenzimmers zu, und versuchte sie zu öffnen, aber vergebens, Emma hatte hinter sich abgeschlossen. Er klopfte, er bat: „Emma, mach' auf! Laß mich nicht so weggehen!" er fand aber kein Gehör, Alles blieb still. Er wartete noch eine Zeit lang, bei jedem Geräusche hoffend, sie werde sich so weit überwunden haben, um zurückzukommen, aber er täuschte sich, Emma ließ sich nicht sehen. Endlich mußte er sich doch entschließen, wegzugehen. Er schrieb einige herzliche Zeilen auf ein Blatt, welches er aus seinem Taschenbuche riß, und legte es in ihren geöffneten Nähtisch, dann entfernte er sich zögernd, indem er sich vornahm, wo möglich

am nächsten Tage sie wieder zu besuchen, wo er sie dann ruhiger zu finden hoffte.

Am nächsten Morgen, als er aus der Schule kam, fand er ein Briefchen von ihr auf seinem Tische. Er griff mit dem frohen Ausrufe danach: „Aha, sie hat meine Zeilen gefunden und wird mir einige versöhnende Worte schreiben.“ Hastig löste er das Siegel und entfaltete das Blatt: ein blinkender Goldreif fiel ihm entgegen. Er las:

Lieber Ernst!

Gestern Abend habe ich in der Aufregung des Schmerzes vergessen, Dir Deinen Ring zurück zu geben; als ich mich daran erinnerte, warst Du schon fort. Ich schicke ihn Dir mit meinem Lebewohl für immer! Genieße Dein Glück, ich will es nicht stören. Ich will Dir vergeben, was Du an mir verbrochen hast, wenn Du es Dir selbst vergeben kannst, daß Du einer augenblicklichen Laune das Lebensglück eines Mädchens geopfert hast, welches kein anderes Verbrechen begangen hat, als Dich zu lieben und Deinen Schwüren zu glauben. Es ist mir unbegreiflich, was Dich bewogen hat, ein so grausames Spiel mit mir zu treiben. Warum verlobtest Du Dich mit mir, wenn Du mich nicht liebtest? Warum zerstörtest Du den Frieden, den Lebensmuth, ja die Lebenskraft und Gesundheit eines Mädchens, das Dich nie mit einem Gedanken beleidigt, Dir nur Freundliches, Gutes erwiesen hatte? Ich

war glücklich, geliebt, geehrt, ehe ich Dich kannte; welchen Grund hatteſt Du, mich zu einem Gegenſtande des Mitleids für meine Freunde, zu einem Gegenſtande des Hohnes für diejenigen, die mir übel wollen, zu machen? Wodurch habe ich es verdient, daß Du, um Dich meiner zu entledigen, gerade den Vorwand nahmſt, der für ein zartfühlendes, armes Mädchen am verletzendſten iſt? War es nicht genug, daß Du mein Herz bracheſt, mußteſt Du mich auch noch demüthigen, erniedrigen? — Doch ich will nicht klagen, es nützt nichts, für uns iſt ja Alles für immer vorbei. Wir haben uns zum letzten Male geſehen. — Wollte Gott, ich könnte das vergangene Jahr aus meinem Gedächtniſſe verwiſchen, wie ich dieſen Ring von meinem Finger ſtreife. — Leb' wohl, Ernſt! Ich wünſche Dir, daß Du niemals Reue empfindeſt, über das, was Du gethan haſt; ich will nicht an Dir gerächt ſein, ich wünſche Dir nur Gutes. — Schicke mir meinen Ring zurück, und vergiß, wenn Du kannſt

Die unglückliche Emma.

Sie hat meine Zeilen nicht gefunden, ſie hat mein Weggehen falſch gedeutet, rief der junge Mann in höchſter Unruhe, als er das Blatt geleſen hatte. O, mein Gott, welch unſeliges Mißverſtändniß! Wie werde ich es löſen, wie den Stachel aus ihrer Seele nehmen können, den ich, ohne es zu wollen,

hinein gedrückt habe?! Ich muß Alles versuchen, Alles aufbieten, um ihr Unglück und das meine zu verhüten! — —

Ende des dritten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Chargé Chargé

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raven, Mathilde von

Welt und Wahrheit Roman von Mathilde Raven, geb. Beckmann

Bd.: 3

Düsseldorf 1851
P.o.germ. 1979 y-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128237-7